A 5173 F

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

207

Volker Braun: Selbstbeibringung

Auf der Suche nach der verschwundenen Arbeit

A. Arndt, F. Haug, W.F. Haug, G. Mayer
Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus

Sieben Weisen, den Sexismus zu erkennen

Neudeutsch als Kolonisatorensprache

36. Jahrgang Heft 6 November/Dezember 1994

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1992/93 schrieben unter anderen
Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Régine Azria, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Klaus Bochmann, Willi Brüggen, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Nancy Fraser, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Dietrich Goldschmidt, Pablo González Casanova, Günter Grass, Wilhelm Heitmeyer, Jost Hermand, Joachim Hirsch, Jürgen Hoffmann, Kurt Jacobs, Fredric Jameson, Elfriede Jelinek, Eva Kaufmann, Arno Klönne, Helga Königsdorf, Wolfgang Kowalsky, Yuri Krasin, Ingrid Kurz-Scherf, Jürgen Link, Michael Löwy, Harry Magdoff, Armand Mattelart, Norbert Mecklenburg, Ursula Menzer, Ellen Messer-Davidow, Oskar Negt, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Karen Ruoff, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Dorothee Sölle, Gabriele Stötzer, Paul M. Sweezy, Claus Thomasberger, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Peggy Watson, Susan Willis

Redaktion
Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Ulrich Schmid, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion
Neukonstituierung im ersten Heft 1995

Korrespondierende Redaktionsmitglieder
Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Anja Busche, Thomas Laugstien

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung
Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1994 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1096 (ca. 1026 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Robert Doisneau, New York 1960. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postbank Berlin 5745-108, BLZ 100 100 10. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – November/Dezember 1994. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilauflage Prospekte des Bärendienst Buchversandes, der edition text+kritik sowie eine Postkarte des Argument-Verlags

Editorial 873
Zum Tode von Ralph Miliband (Monty Johnstone) 879
Nachrichten aus dem Patriarchat 880
Volker Braun: Selbstbeibringung 881

Auf der Suche nach der verschwundenen Arbeit

Andreas Arndt
»Romantik der Arbeit«
Perspektiven des frühromantischen Arbeitsbegriffs 883

Wolfgang Fritz Haug
Allgemeine Arbeit 897

Frigga Haug
Familienarbeit/Hausarbeit 911

Günter Mayer
Visionen für das 21. Jahrhundert? 917

* * *

Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus: Vorwort 929
Hanna Behrend
Ostbilder mehrfach gewendet. Neudeutsch als Kolonisatorensprache .. 935
Margrit Eichler
Sieben Weisen, den Sexismus zu erkennen 941
Eckart Spoo: Kuba 955

Kongreßberichte
Neue Armut (K.J.Bieback, H.Milz); Jungenschaften und 68er (E.Holler); Literatur nach der Vereinigung (H.Peitsch); Uwe Johnson (M.Hofmann); Historikertag (B.Teschke); Frauenanstiftung: Demokratie und Differenz (U.Behning); Rosa Luxemburg in Peking (F.Haug); Satellitenfernsehen (M.Grieger); Europäisches Forum linker Feministinnen (F.Haug); Anfrage der Volksuni-Frauen 957

Besprechungen
Hölderlin; Ästhetik; Großstadtliteratur; Kultursemiotik; Stadtkultur; Public Relations; Mädchensozialisation; Weiterbildung für Frauen; Geschichte der Zivilgesellschaft 973

Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Jahresinhalt 1994, Summaries ... 1025

Besprechungen

Philosophie

Henrich, Dieter: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken 1794-1795 *(F.Tomberg)* 973
Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie 1789-1795 *(F.Tomberg)* 973
Serres, Michel: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische *(C.Feldmann)* 977
Wetz, Franz Josef: Hans Blumenberg zur Einführung *(M.Bohlender)* ... 979
Eichel, Christine: Vom Ermatten der Avantgarde zur Vernetzung der Künste. Perspektiven einer interdisziplinären Ästhetik im Spätwerk Theodor W. Adornos *(G.Giacomazzi)* 980
Liessmann, Konrad Paul: Philosophie der modernen Kunst *(Th.Themann)* 983
Baltes, Peter: Lebenstechnik. Eine kritische Theorie des Alltags *(H.-O.Rößer)* 984

Sprach- und Literaturwissenschaft

Stierle, Karlheinz: Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt *(F.Nelle)* 986
Bienert, Michael: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik *(R. de Haas)* 988
Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg.): Memoria. Vergessen und Erinnern *(A.Honold)* 989
Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg.): Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik *(A.Honold)* 989
Widdig, Bernd: Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne *(S.Brandt)* 992

Kunst- und Kulturwissenschaft

Feldtkeller, Andreas: Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums *(F.Kröll)* 995
Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel (Hrsg.): Festivalisierung der Stadtpolitik *(D.Kramer)* 996
Feldbauer, Peter (Hrsg.): Megastädte. Zur Rolle von Metropolen in der Weltgesellschaft *(D.Kramer)* 998
Petz, Ursula von, und Klaus M. Schmals: Metropole, Weltstadt, Global City. Neue Formen der Urbanisierung *(T.Harlander)* 999
Ronneberger, Franz, und Manfred Rühl: Theorie der Public Relations *(W.Neumann-Bechstein)* 1001
Böttiger, Helmut: Kein Mann, kein Schuß, kein Tor. Das Drama des deutschen Fußballs *(M.Krauß)* 1003

(Fortsetzung Seite XII)

Editorial

Die Frage nach der Zukunft der Arbeit erscheint mit periodischer Regelmäßigkeit auf der Tagesordnung, wie ein Ding an sich die Glaswände der Modediskurse und ihrer selbstzufriedenen Scheinwelt durchschlagend. »Arbeitslosigkeit ist Wirkung«, schrieben wir im ersten Heft dieses Jahrgangs, »ihre Ursache liegt in der Systemlogik kapitalistischen Arbeitsverbrauchs.« Die systemische Rationalität ist im Endeffekt von Irrationalität, ihr Produktivismus-Konsumismus von Selbstzerstörung nicht mehr zu unterscheiden. Zu verschieben wären die inneren Grenzen zwischen monetarisiert-anerkannter und nichtmonetarisiert-informeller Arbeit, die Grenzen also zwischen der ins Profitlogische übersetzbaren und der nicht in es übersetzbaren, gleichwohl gesellschaftlich notwendigen, ja, gattungsnotwendigen allgemeinen Arbeit. Aber hierzu scheinen die politischen Kräfte unfähig oder zu schwach.

Wenn das offizielle Redewesen sich auf die Suche nach der verschwundenen Arbeit macht, fühlt man sich an die Suche nach der verschwundenen Baumwolle in Brechts *Kongreß der Weißwäscher* erinnert: Dort wird aus Profitgründen ein Teil der Ernte vernichtet, also ein künstlicher Mangel erzeugt; die Redner müssen kunstvoll vermeiden, diese Grundwahrheit zu berühren, und doch eine glaubwürdige Begründung für den Mangel erfinden. Umgekehrt wie bei der Baumwolle setzt die systemische Intelligenz des Kapitalismus heute alles daran, Arbeitsplätze zu vernichten, also einen künstlichen Überfluß an Arbeitskraft zu erzeugen, sei es, um deren Preis zu drücken, sei es, um bei gleichem Preis die Lohnquote zu senken.

Es gibt keinen wirksamen Mechanismus und keine handlungsfähige Politik, die dafür sorgen würden, daß die freigesetzte Arbeitskraft in andere Bereiche von Erwerbsarbeit, geschweige denn in sinnvolle und menschenwürdige Betätigungen umgelenkt wird. Die alternativen Ansätze sind teils wenig entwickelt, teils marginalisiert. Solange dies so ist, wirkt die Technologie noch immer als das von Marx analysierte »Kriegsmittel« gegen die Lohnabhängigen. Der produktive Reichtum, den der kapitalistisch assoziierte Gesamtarbeiter hervorbringt, stößt immer neue Schichten der in diesem assoziierten Glieder aus der Arbeit. Die Revolution in der Produktionsweise frißt ihre Produzenten. Dabei erklärt ihnen etwa Prof. Alfred Schüller von der Universität Marburg: »Die Beschäftigungskrise ist zu einem erheblichen Teil durch eine maßlose Sozialpolitik verursacht.« (FAZ, 3.12.94, 10)

Was im Ganzen als Systemeffekt erscheint, macht sich im einzelnen als äußerer Zwang geltend. Das kapitalistische Überlebensgesetz zwingt die Unternehmen dazu, bei Strafe des Untergangs immer weniger menschliche Arbeit immer mehr Stoffumsatz vermitteln und dabei Umwelt verbrauchen zu lassen. Das ist keine neue Erkenntnis. Schon Marx hat im *Kapital* daraus den human- und naturökologischen Schluß gezogen: »Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen allen Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.« (MEW 23, 530) Prof. Dr. Friedhelm Farthmann, Fraktionsvorsitzender

der SPD im nordrhein-westfälischen Landtag, tippte in einem Vortrag vor der Kurt-Schumacher-Gesellschaft in Bonn am 11. November 1994 also gezielt daneben, als er behauptete, es sei »die große Hoffnung der Väter des Sozialismus« gewesen, »die Ausbeutung des Menschen durch eine Ausbeutung der Erde aufheben zu können«. Er versäumt nicht hinzuzufügen, daß »nach der Wende 1989/90 die Idee des Marxismus zu Grabe getragen worden ist«. Was er so auf die »Väter des Sozialismus« projizierte, was war es anderes als die sozialdemokratische Politik?

In den zwei Generationen nach Marx hatte das ökonomisch-politische System hinzugelernt, materiellen und imaginären Massenkonsum konjunkturpolitisch einzuspannen und als Gerechtigkeitspolitik 'sozialdemokratisch' zu überformen. Den Arbeitenden – und auf andere Weise selbst den Arbeitslosen – der reichen Länder versüßte diese kombinierte Befriedungs- und Konjunkturpolitik die bitteren Daseinsmomente, die der Kapitalismus für sie bereithielt. Doch geschah dies auf Kosten der 'Erde', also der Umwelt. Für zwei bis drei Jahrzehnte schien dies ökonomisch und, dank Anhebung des Lebensstandards und sozialen Transferleistungen, politisch gutzugehen. Auf Basis des Fordismus etablierte sich der »Wohlfahrtsstaat«. Von dieser Position ließ sich auch der Kalte Krieg – im Unterschied zum heißen Krieg in Vietnam – erfolgreich führen.

Der Übergang zur hochtechnologischen Produktionsweise hat seit den späten 1970er Jahren dem fordistischen »Frieden« den Garaus gemacht. Die »Grenzen des Wachstums« wurden auf die Tagesordnung gesetzt. Der Standort- und Konkurrenzstaat begann den Sozialstaat zu verdrängen. Der Zusammenbruch der DDR-Industrie in Folge der Vereinigungspolitik vollzog nur dramatisch verkürzt nach, was sich als »Rostgürtel« durch die klassischen Industriereviere der USA und Europas gezogen hatte.

Seither beschleunigt jede Krise, was die Konjunktur anbahnt: den Umsturz, der sich aus dem kapitalistischen Gebrauch der Hochtechnologie ergibt. Die Weltmarktzwänge lassen bei gegebener Weichenstellung keinen anderen Weg. Verfolgt von den Schwellenökonomien »billiger Arbeit«, forcieren die Reichtumszentren die Ersetzung von Arbeit durch Technologie. Es geht nicht um die Beseitigung des Elends, es geht nur um seine Allokation. Im Unterschied zum Schwarzen Peter gibt es überwiegend schlechte Karten. Laut Günter Spur, der an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine Arbeitsgruppe für »Optionen zukünftiger industrieller Produktionssysteme« leitet, ist selbst Wettbewerbsfähigkeit zu wenig in dieser Konkurrenz. »Anders als bei Olympiaden zählt die Teilnahme allein noch nicht – nur mit Goldmedaillen können wir den Leuten Arbeit verschaffen.« (*Tagesspiegel*, 11.11.94, 25) Es fragt sich, ob Spur sich der Paradoxie eines Bildes für die gegenwärtige Weltwirtschaftsordnung bewußt war, das, da die Goldmedaille nur einen einzigen Gewinner kennt, alle übrigen Wettbewerber – und der Wettbewerb dreht sich letztendlich immer um Lebenschancen ganzer Bevölkerungen – zu Verlierern stempelt. Er scheint auch nicht zu sehen, daß diese über Wohlstand und Elend, über Entwicklung und Stagnation entscheidende Wettbewerbsstruktur selbst es ist, die eine ökologische Balance radikal verunmöglicht.

Auf die Frage aber, wo die technische Einsparung von Arbeitszeit den

Regulationsmechanismus eines Tauschsystems außer Funktion setzt, der, wie immer vermittelt und verzerrt, die Tauschrelationen nach Quanten durchschnittlich notwendiger Arbeitszeit regelt, geht keiner derer, die das große Wort führen, ein. Und doch überstürzen sich die Entwicklungen. Kaum ist der Donner verhallt, den die Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich zur Vermeidung von Massenentlassungen bei VW hervorgerufen hat, stehen zehntausende neuer Entlassungen an, wenn nicht auf 24 Wochenarbeitsstunden reduziert wird.

Mit bloßer Arbeitsmarkt- und Arbeitsbeschaffungspolitik ist dem so erzeugten Verschwinden der Arbeit ebensowenig wirksam beizukommen wie mit bloß reparierender Umweltpolitik der Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen.

»Man kann beobachten«, notiert Antonio Gramsci Anfang 1933 im zehnten seiner *Gefängnishefte*, »wie die Konsumtionskräfte im Vergleich zu denen der Produktion immer mehr anwachsen.« (H. 10, §53) Zu den Phantasmen der faschistischen Epoche, die in Vernichtungspolitiken und Krieg ausschlugen, gehörte die »ökonomisch passive und parasitäre Bevölkerung«. In ihr verfolgt der Kapitalismus seinen eigenen Schatten. Denn der Begriff des »Parasitären« muß, wie Gramsci fortfährt, »sorgfältig präzisiert werden. Es kann passieren, daß eine parasitäre Funktion sich angesichts der bestehenden Bedingungen als zuinnerst notwendig erweist: das macht dieses Parasitentum noch schlimmer. Gerade wenn ein Parasitentum 'notwendig' ist, ist das System, das solche Notwendigkeiten hervorbringt, von sich aus verurteilt. Doch wächst nicht nur die Zahl der bloßen Konsumenten«, fährt Gramsci fort, »es wächst die Quote von Gütern, die von diesen konsumiert (oder zerstört) werden.« Halb Ideal, halb Systemeffekt, scheint die ökonomisch herrschende Klasse danach zu streben, die Notwendigkeit der Arbeit zunächst für sich (oft in Gestalt der Familien und Nachkommen) zu sichern.

Am Ende des 20. Jahrhunderts sind der Rentier und der Pauper die großen Figuren. Der Arbeitslose ist der ständige Begleiter: die Krise läßt ihn wachsen, die Konjunktur nicht schwinden. Zugleich schwirren zum Thema Arbeit und soziale Sicherheit die Stimmen schrill und inkonsistent durcheinander. Verkürzung oder Verlängerung der Arbeitszeit? Marginalisierung der Arbeit oder der Arbeitslosen? Verteidigung vorhandener Arbeitsplätze um fast jeden Preis oder Einbeziehung ungetaner Arbeit in den Bereich der als gesellschaftlich notwendig anerkannten Arbeit? Abkoppelung des Minimalkonsums von der Beteiligung an der gesellschaftlich notwendigen Arbeit oder Emanzipation dessen, was als »gesellschaftlich notwendige Arbeit« gelten kann, von der kapitalistischen Profitlogik? Moral und Politik schlingern unsicher hin und her, als gälte es, die um Lebenschancen Betrogenen zusätzlich zu desartikulieren und um ihren Protest zu bringen.

Die World Future Society sagt voraus, der Mensch des 21. Jahrhunderts werde keine stabile Arbeitsbeziehung mehr haben, sondern »als übertragbare Arbeitskraft von Aufgabe zu Aufgabe, Arbeitgeber zu Arbeitgeber wandern« (ND, 30.11.94), eine Vorstellung, in der die Utopie befreiter Arbeit und die Dystopie degradierter Leiharbeit ein groteskes Gemisch bilden. Dabei bleibt das Schicksal der wachsenden Menschenmassen, die es nicht einmal zu solchen Wanderarbeitern bringen, ausgeblendet. Solange sich keine neue globale Konstellation

politikfähiger Kräfte bildet, die das alles noch einmal wenden könnte, bleibt das von Marge Piercy in ihrem Roman *Er, Sie und Es* so unvergleichlich erzählte Szenario ein realistisches Bild unserer Zukunft: Im »Glop«, der ungeschützten Oberfläche des Globus bzw. unterirdisch in den verfallenden Strukturen der früheren Industriegesellschaft haust die verfaulende Mehrheit, das Weltproletariat, ein riesiges Lumpenproletariat, von dem einige Hunderttausende morgens von den überdachten High-Tech-Städten der transnationalen Konzerne mit ihren Ingenieurseliten angesogen und für niedrige Arbeiten verwendet werden, um abends wieder in den Glop ausgespien zu werden. Piercy führt die Fragen der sozialistischen, der ökologischen und der feministischen Bewegungen zusammen und läßt unser Vorstellungsvermögen am schier unmöglichen Projekt der Wiedergewinnung einer weltgesellschaftlichen Perspektive teilnehmen, daran, den hochtechnologischen Destruktivkräften neue Produktivkraft abzugewinnen, ohne Illusionen über die (von unserer heutigen Gegenwart als Vergangenheit hinterlassenen) unhintergehbaren Zerstörungen. WFH

Zum vorliegenden Heft

Nicht um Reformpolitiken bei unveränderter Grundstruktur geht es in diesem Heft, sondern um Versuche, von unterschiedlichen Ansätzen aus Strukturänderungen denkbar werden zu lassen. Mit Andreas Arndt ist die überraschende Entdeckung zu machen, welche anregenden (Marx in manchem präfigurierenden) Ideen zur Kritik entfremdeter Gesellschaftlichkeit und Zeitökonomie in der Frühromantik vorgedacht sind. – Am unfertigen Marxschen Begriff der »allgemeinen Arbeit« läßt sich sehen, wie die Frage einer allgemeinen Verteilung von Arbeit mit der Frage der Verwissenschaftlichung der Automationsarbeit und der nach der Krise eines durch Arbeitswert regulierten Systems zusammenhängt. Alle Arbeit tendiert dahin, »allgemeine Arbeit« zu werden, und die Krise der Arbeitsgesellschaft läßt sich von der Blockierung dieser Tendenz her besser begreifen. – Hausarbeit bildet den Hauptbestandteil informeller, als solcher nicht gesellschaftlich anerkannter Arbeit. An ihrem Status läßt sich ablesen, wie die Geschlechterverhältnisse und die Produktionsverhältnisse ineinandergreifen. – Günter Mayer ruft die einander überbietenden postmodernen Visionen, die die Ästhetik zur Leitwissenschaft des 21. Jahrhunderts erklären, auf den Boden der geschichtlichen Materialität zurück.

Zugleich mit diesem Heft erscheint Band 1 des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus (Abbau des Staates* bis *Avantgarde)*. Wir dokumentieren das Vorwort zu diesem antikonjunkturellen Gemeinschaftswerk von über fünfhundert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus aller Welt. Der Artikel über allgemeine Arbeit ist dem ersten Band entnommen; der Artikel über Familienarbeit/Hausarbeit ist die Entwurfsfassung für einen späteren Band.

Verlagsmitteilungen

Neuerscheinungen im Theorie- und Sachbuchbereich

Anders als im Prospekt angekündigt, umfaßt der erste Band des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus* auf mehr als 800 Spalten 99 Stichworte von *Abbau des Staates* bis *Avantgarde*. Der zweite Band (*Bank* bis *Dummheit in der Musik*) des nunmehr auf 12 Bände angelegten Gemeinschaftswerks von über 500 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erscheint im Mai 1995. Gegen Einsendung von Briefmarken im Wert von 4 DM kann ein kostenloser Probedruck von 132 Seiten beim Argument-Buchladen angefordert werden.

Band 1 der *Gefängnisbriefe* von Antonio Gramsci (hrsg. von Ursula Apitzsch, Peter Kammerer, Aldo Natoli und Mimma Paulesu Quercioli) enthält den Briefwechsel Gramscis mit seiner Frau Giulia Schucht sowie die Briefe an seine Söhne Delio und Julik. Verzögert hat sich die Herausgabe, weil neu aufgefundene Briefe Giulias in den Band zu integrieren waren. Die *Gefängnisbriefe* sind ein bewegendes menschliches Dokument und eröffnen den Zugang zu den Wurzeln und Umfeldern von Gramscis Denken und Fühlen.

Antonio Gramsci, *Philosophie der Praxis*: unter diesem Titel wird im Januar 1995 Band 6 der *Gefängnishefte* als preiswerte Studienausgabe ausgeliefert. Es handelt sich um einen Fortdruck der kritischen Ausgabe. Er enthält die ersten beiden Themenhefte, die philosophische Fragen behandeln: Eine *Einführung ins Studium der Philosophie* (vor allem Heft 11), dazu eine Kritik des Idealismus am Beispiel Benedetto Croces (Heft 10) und der Frühform des Marxismus-Leninismus am Beispiel von Bucharins *Gemeinverständlichem Lehrbuch* (Heft 11). Der Band eignet sich als Einstiegslektüre; er gibt einen leicht faßlichen und doch soliden Begriff von Gramscis Philosophie der Praxis, ohne den Entstehungszusammenhang der Texte zu zerreißen und die Kriterien der kritischen Ausgabe preiszugeben.

Unter dem Titel *Rassismus und kulturelle Identität* erscheint ein Band mit neuen Essays von *Stuart Hall*, die sich vor allem mit den Formen und Begrifflichkeiten der Kulturpolitik »schwarzer« Bewegungen befassen (Argument-Sonderband Neue Folge 226, hrsg. von Ulrich Mehlem).

Muß ein Christ Sozialist sein? Nachdenken über Helmut Gollwitzer vereint Aufsätze zum politischen Denken und Wirken des vor einem Jahr verstorbenen Theologen. Akzentuiert wird vor allem der kritische Marxist und radikale Demokrat Helmut Gollwitzer (Argument-Sonderband Neue Folge 232, hrsg. von Brigitte Kahl und Jan Rehmann).

In der Reihe *Feminismus als Gesellschaftskritik – Coyote-Texte* sind Kornelia Hausers soziologische Studien zu Literatur von DDR-Autorinnen: *Patriarchat als Sozialismus* (Argument-Sonderband Neue Folge 223) erschienen. Hauser erweitert die Methode der Erinnerungsarbeit zu einer feministischen Hermeneutik und untersucht mit diesem Instrumentarium Texte von Christa Wolf, Irmtraud Morgner, Brigitte Reimann, Gerti Tetzner und Monika Maron auf ihre Emanzipationspotentiale.

Ebenfalls in der Reihe der *Coyote-Texte* erschien Rossana Rossandas *Auch für mich. Aufsätze zu Politik und Kultur* – ein Überblick über zwanzig Jahre Denken und Schreiben der berühmtesten linken Publizistin Italiens und Mitherausgeberin von *Il Manifesto*, deren Texte eine gelungene Verbindung von reflektierter persönlicher Erfahrung und politischer Analyse, von Gefühl und Verstand darstellen (Argument-Sonderband Neue Folge 224).

Wissenschaftliche Reihen

Das *Forum Kritische Psychologie 34* setzt sich kritisch mit psychologischen Theorien auseinander, die auf der Analytischen Handlungstheorie beruhen *(Psychologie jenseits des Bedingtheitsdiskurses)*.

Das *Jahrbuch für Kritische Medizin 23* analysiert den Zusammenhang zwischen einer zunehmend kulthaften Orientierung auf Gesundheit und der wachsenden Ignoranz dem Kranken gegenüber *(Gesundheitskult und Krankheitswirklichkeit)*.

Josef Helds Studie *Praxisorientierte Jugendforschung* untersucht die theoretischen Grundlagen, analysiert die methodischen Ansätze und zeigt die exemplarischen Projekte auf, die für den Bereich »Jugendforschung« heute maßgebend sind *(Edition Philosophie und Sozialwissenschaften 29)*.

Neu bei Ariadne

Jessica Mann, *Die Spur des Schatzes*: Welche Verbindung besteht zwischen dem Mord an der Biographin einer englischen Lady aus dem 19. Jahrhundert und der Ausstellung der Insignien Karls des Großen in London? Für ihre Nachforschungen kann die smarte Archäologin Tamara Hoyland ihre kunsthistorischen Fachkenntnisse und ihre Geheimdienst-Kontakte nutzen (Ariadne Krimi 1060).

Claire Macquet, *Auf der Suche nach Ammu*: Lehrschwester Harriet Weston kehrt von Mauritius nach London zurück, wo sie bei ihrer Suche nach der plötzlich verschwundenen Ärztin Ammu Bai auf einen verbrecherischen Komplex aus Kinderpornographie, Waffenschmuggel und Kriegstreiberei stößt... Den Konflikt zwischen einer fanatischen indischen Ärztin und einer stur moralisierenden englischen Schwester setzt die südafrikanische Journalistin Macquet zur literarischen Diskussion von »Dritte-Welt«-Problemen ein (Ariadne Krimi 1061).

Zum Tode von Ralph Miliband (1924 – 1994)

Mit dem Tod Ralph Milibands am 21. Mai in London verlor Großbritannien seinen bedeutendsten marxistischen Politikwissenschaftler sowie einen hervorragenden sozialistischen Denker, Schriftsteller und Lehrer.

Miliband wurde 1924 in Brüssel geboren, wo seine jüdischen Eltern aus Polen sich angesiedelt hatten. Sein Vater war Gerber und Mitglied des jüdischen sozialistischen Bundes. Als 1940 Hitlerdeutschland Belgien überfiel, entkam der sechzehnjährige Ralph mit seinem Vater nach Großbritannien. Nach dem Kriegsdienst in der britischen Marine studierte er an der London School of Economics and Political Science, wo er bei Harold J. Laski seine Dissertation über sozialistische Ideen in der Französischen Revolution schrieb. Als Dozent an der L.S.E., später als Professor für Politikwissenschaft in Leeds und als Gastprofessor an nordamerikanischen Universitäten hat er Generationen von Studenten aus allen Teilen der Welt beeinflußt.

Abgesehen von einer kurzen Zeit im linken Flügel der Labour Party in den fünfziger Jahren gehörte Miliband keiner politischen Partei an. Wie sein Freund Isaac Deutscher trat er als unabhängiger Marxist und konsequenter Kritiker des Stalinismus sowie der Sozialdemokratie auf. Er spielte eine besonders aktive und leitende Rolle in den Teach-Ins und Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg.

Milibands Buch *Parliamentary Socialism. A Study in the Politics of Labour* von 1961 hat die ganze historische Erfahrung der Labour Party einer gründlichen Kritik unterzogen, indem es zeigte, daß der 'Revisionismus' aller bisherigen Labour-Führungen auf Anpassung an den Kapitalismus hinauslief. Weniger überzeugend fanden manche von uns seine unumstößliche Ansicht, es beständen keine Chancen, jemals die Labour Party in ein Instrument für den Sozialismus umzuwandeln.

Seit 1964 gab Miliband mit John Saville und später Leo Panitch das Jahrbuch *The Socialist Register* heraus, von dem mittlerweile dreißig Nummern erschienen sind. 1969 erschien Milibands bekanntes Buch, *The State in Capitalist Society.* Gestützt auf eine tiefgreifende empirische Analyse u.a. der sozialen Herkunft, Beziehungen und Ansichten der leitenden Staatsbeamten zeigte er, wie der bürgerlich-demokratische Staat im heutigen entwickelten Kapitalismus als »Hüter und Beschützer«, nicht aber als bloßes Instrument der ökonomisch herrschenden Klasse handelt. In ihrer bekannten Kontroverse um die marxistische Staatsauffassung, die 1969, 1970 und 1973 in der *New Left Review* geführt wurde, vertraten Miliband und Poulantzas gegensätzliche Positionen. Poulantzas warf Miliband vor, er lege zu großen Wert auf die »unmittelbare Untersuchung der konkreten Tatsache«; Miliband dagegen sah bei Poulantzas eine analytische Methode, die zu einem »strukturalistischen Abstraktionismus« führe, wobei die vordringliche Bedeutung der empirischen Analyse für den Marxismus unterschätzt werde.

Ralph Miliband war und blieb ein tief überzeugter, kritisch denkender Marxist. Am Ende seines Lebens hat er lange mit sich gerungen, um realistische und überzeugende Antworten auf die neu angehäuften Probleme des Sozialismus zu finden. Das Resultat ist sein letztes Buch *Socialism for a Sceptical Age,* das er während seines letzten Lebensjahres mit seiner Frau, Marion Kozak, und seinen Söhnen David und Edward intensiv diskutierte und dessen Fahnen er zwei Wochen vor seinem Tod noch lesen konnte.

Monty Johnstone

Nachrichten aus dem Patriarchat

Wir brauchen keine Frauenquote mehr. Unverhofft, unbemerkt, gleichsam über Nacht hat sich das Patriarchat davongeschlichen. Dies jedenfalls lehrt der Leitartikler der *Zeitung für Deutschland* im grauen November. Angesichts eines bevorstehenden Beschlusses der Konservativen, die Zahl der weiblichen Abgeordneten zugunsten von mehr Frauen zu quotieren, um bei der nächsten Wahl womöglich besser abzuschneiden, belehrt er uns, nirgends stehe geschrieben, daß Frauen von Frauen vertreten werden sollten. Und jetzt endlich entsteht am Horizont die Vision männlicher Bescheidenheit jenseits des Patriarchats: »Im Zuge der Individualisierung und stärkeren Besinnung auf einzelne Wesenszüge der Leute ist es vorstellbar, vielleicht sogar wünschenswert, daß es eines Tages in irgendeiner Partei zu einem Übergewicht von Frauen kommt. Warum sollte dort zugunsten von Männern ein unsinniges Gleichgewicht geschaffen werden?«

Solch großzügiger Verzicht auf angemessene gesellschaftliche Präsenz in möglicher Zukunft wird sprechbar, nachdem zuvor auf traditionelle Denkweise und Schreibe in diesem Quotierungsfeld zurückgegriffen wurde. Es ist nämlich in der FAZ (wie auch anderswo) üblich, Gleichheits- oder Gleichstellungsverlangen durch unsinnige Vergleiche (etwa von Schweinehälften mit moderner Musik) ad absurdum zu führen. Der Autor tut ein übriges. Er spielt die Bedeutung von Geschlecht in Macht- und Herrschaftsverhältnissen herunter, indem er es zum »Persönlichkeitsmerkmal« macht, um sodann andere lebensgeschichtliche Dimensionen wie »Alter« oder »Bildung« zunächst ebenfalls zu Merkmalen der Persönlichkeit zu erklären. Unangemessen stehen jetzt diese Qualitäten – Geschlecht, Alter, Bildung – wie auf einem offiziellen Erhebungsbogen nebeneinander und verkünden wie von selbst ihre Irrelevanz für eine politische Quotierung. Kühn schreitet der Autor voran und tritt als Richter auf im aktuellen Streit um das Verhältnis von Öffentlichem und Privatem. Geschlecht, so belehrt er uns, ist im »Privatleben« entscheidend für »alles«, im öffentlichen hingegen »bis auf die Tanzschule etwas Zweitrangiges«. Nach dieser Entscheidung sind die Seiten ordentlich verteilt und angeordnet für weibliche Entscheidung: entweder wollen Frauen politischer werden – dann aber agieren sie im öffentlichen Raum, dessen Ordnung so konstruiert ist, daß Geschlecht nicht zu zählen scheint – oder sie bestehen auf Geschlechtsquotierung – dann aber verbleiben sie im Privatleben. Man erkennt die Drohung in dieser rhetorischen Akrobatik: Nur diejenigen Frauen, welche die bisherige patriarchalische Verteilung der politischen Entscheidungspositionen nicht antasten, können innerhalb solcher Politik politisch ernstgenommen werden; jedes Bezweifeln der Machtverteilung selbst stempelt die Zweifelnden zu zänkischen Hausfrauen. FH

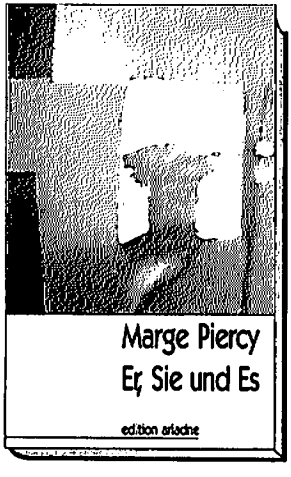
Volker Braun

Selbstbeibringung

wie die gymnasiastin elke j. aus halle sich in ihrem rollstuhl, von einer rätselhaften krankheit befallen, einer sogenannten hysterischen lähmung, in ihrem inneren entsetzen, ihrer hilflosigkeit mit einer klinge, die sie dreißigmal ansetzte, ein hakenkreuz ins gesicht ritzte und aussagte, von drei skinheads überfallen worden zu sein und sich geweigert zu haben, AUSLÄNDER RAUS und KRÜPPEL INS GAS zu rufen – so könnte das arbeitslose arme deutschland, in seiner entsetzlichen ratlosigkeit, und nur ein hilfeschrei wird es sein, und beteuernd, überwältigt, mißhandelt zu werden, in einem wahnwitzigen akt der selbstverletzung sich wieder einem führer anvertrauen, einem harten führer aus der not.

Marge Piercy

Ihr Name steht für ganz große Erzählkunst aus Frauensicht. In Amerika wird sie seit vielen Jahren in einem Atemzug mit Margaret Atwood, Doris Lessing und Fay Weldon genannt.
Leidenschaftlich gegenwartskritisch, aber mit Liebe zur Welt und den Menschen schreibt Piercy Romane, die Herz und Verstand nähren. Sie ist eine Dichterin, deren fiktive Gestalten im Gedächtnis bleiben, als hätten wir sie jahrelang gekannt. Marge Piercys Erzählungen handeln von *uns:* von Menschen, wie wir es sind, wie wir sie kennen, und von der Welt, in der wir leben - und sind zugleich Romane wie handgemalte Teppiche, phantastische Gewebe, die sich langsam, ganz sachte entrollen und uns in die Ereignisse hineinziehen, bis wir das Geschehen, die Bilder, die Erfahrungen fast wie Selbsterlebtes denken können ... Es gibt nur ganz wenig Literatinnen mit der Gabe, so prägnante Frauengestalten zu schaffen, beständig ringend in einer Wirklichkeit, deren Darstellung bei näherem Hinsehen das einzig Erfundene an ihr ist.



Er, Sie und Es verbindet die actionreiche Geschichte einer hart geprüften Computerspezialistin mit der nachdenklichen Weisheit des jüdischen Golem-Mythos. Shira kämpft um das Sorgerecht für ihren kleinen Sohn, verläßt die Konzernmetropole, in der sie arbeitete, und findet in ihrer Heimatstadt eine neue Aufgabe mit neuen Gefahren. Die Parallele zwischen den Nöten eines Rabbi Loew im Prager Ghetto des 16. Jahrhunderts und Cyborg-Experimenten im 21. Jahrhundert knüpft Shiras talmudkundige Großmutter ... Ein visionärer Roman voller spannender Fragen an das Menschsein.

»*Er, Sie und Es* verdichtet das Problem menschlicher Hybris zu einem facettenreichen Panorama menschlicher Erfahrungen, das unsere Vorstellungen von Geschlecht, Humanität, Künstlichkeit und Freiheit zur Disposition stellt.« *VDPP-Rundbrief*

Roman, edition ariadne
Deutsch von Heidi Zerning
520 Seiten, gebunden.
49 DM/382 ÖS/49 SF
ISBN 3-88619-452-3

Argument Verlag

Andreas Arndt

»Romantik der Arbeit«

Perspektiven des frühromantischen Arbeitsbegriffs

1. Romantik der Entfremdung und Romantik der Arbeit

»Romantik der Arbeit« – das läßt an eine Verklärung »der« Arbeit und »des« Arbeiters denken, an die revolutionären Mythen der Arbeiterbewegung ebenso wie an ihre Gegenbilder (bis hin zu denen, die Blut und Boden beschwören) und auch an die Stilisierung der Arbeit zur Rechtschaffenheit und Tugend schlechthin. Das »Romantische« solcher Verklärungen bedarf indessen der Erläuterung. Sie bedienen sich zwar historisch identifizierbarer Theorieformulare, aber sie bringen doch nur einseitig zur Geltung, was in der *Frühromantik* zum *Begriff* der Arbeit gesagt wurde. Der *Romantizismus* der Arbeit läßt sich nicht einfach auf das frühromantische Arbeitskonzept zurückrechnen. Dessen Ambivalenz ermöglicht vielmehr auch eine Kritik dieser Romantizismen, und hierin ist es von mehr als nur historischem Interesse.

Der Romantizismus kommt mit der Frühromantik darin überein, »Arbeit« unter das Schema der Entfremdung zu stellen. Wo dieses nicht resignativ gedeutet wird, erscheint Arbeit als Ursache und Ausdruck der entfremdeten Wirklichkeit, welche die Menschheit in Fesseln geschlagen hat, zugleich aber auch als das Mittel ihrer Überwindung. Das Schema geht vor allem auf die Vernunft- und Aufklärungskritik Rousseaus zurück. Für ihn war die entfremdete gesellschaftliche Wirklichkeit nach dem unwiderbringlichen Verlust des *status naturalis* das Durchgangsstadium für eine Flucht nach vorn: in der vollständigen Entäußerung der Individuen an das gesellschaftliche Allgemeine, den Allgemeinwillen, sollte die unmittelbare Durchsichtigkeit des Gesellschaftlichen wiedergewonnen und somit die Entfremdung aufgehoben werden. Wie Robespierre und die Jakobiner die politischen, so waren die Vertreter des Frühidealismus und der Frühromantik in Deutschland seine philosophischen Testamentsvollstrecker. In dem junghegelianischen Programm einer Verwirklichung der Philosophie kam dieses Denken erneut zur Geltung und fand Eingang in die Theorien der Arbeiterbewegung, in denen nun der Arbeiterklasse die Aufgabe zufallen sollte, eine neue Welt heraufzuführen.

Die Ambivalenz einer solchen »Romantik der Entfremdung«, wie Peter Furth sie genannt hat (1991, 44ff), ist bekannt: die Sehnsucht nach der unendlichen Fülle einer nichtentfremdeten Welt wird in die Resignation getrieben, wenn sie sich nicht am Heroismus festhält, und dabei – mit Hegel zu sprechen – »Wirklichkeit zerstört«. Die enttäuschte Romantik hat daher andere Bilder der Wirklichkeit und auch der Arbeit entworfen, in denen das Eingedenken eines imaginierten, verlorenen Ursprungs im Vordergrund steht. Sollte dieser zunächst durch die Flucht nach vorne auf einer neuen Grundlage wiedergewonnen werden, so prallt die Resignation von der utopischen Ferne des Ziels zurück in die

scheinbare Nähe einer ebenfalls unerreichbaren Vergangenheit, deren auratischer Schein die entfremdete Gegenwart verklärt und darin Geschichte stillstellt.

In der Frühromantik indessen wird *diese* Ambivalenz durch eine andere Tendenz unterlaufen. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen *bleibt* Sehnsucht, und die nichtentfremdete Welt ein transzendentales Ideal. Dies schlägt auf die Diagnose der entfremdeten Wirklichkeit so zurück, daß die Widerständigkeit des Fremden, des Nichtidentischen, nicht getilgt, sondern bestenfalls nur (poetisch) überspielt werden kann. Aber auch die Poesie bleibt *Poiesis, Arbeit,* in welcher den Flügeln der Phantasie und Einbildungskraft die Schwere der geschichtlichen Welt anhängt. In der *Romantik der Arbeit* ist die *Romantik der Entfremdung* schon immer kritisch gebrochen. Die Befreiung *durch* Arbeit hat die Befreiung *von* Arbeit zum Ziel, aber diese realisiert sich nicht in einer imaginierten Märchenwelt, sondern in einer Ökonomie der Zeit, in welcher Arbeit und Nichtarbeit auf der Grundlage der Arbeit ins Verhältnis gesetzt sind.

Die Rekonstruktion dieses Konzepts, wie es vor allem bei Friedrich von Hardenberg (Novalis), Friedrich Schlegel und Friedrich Schleiermacher greifbar wird, ist weitgehend auf Fragmente und poetische Texte angewiesen. Sie kann hier nur ansatzweise erfolgen, wobei es vor allem darum gehen soll, das kritische Potential des frühromantischen Arbeitsbegriffs gegenüber der »Romantik der Entfremdung« zur Geltung zu bringen. Den Ausgangspunkt bildet daher der revolutionäre Romantizismus, welcher als *Befreiung durch Arbeit* bezeichnet werden kann (2). Diese Befreiung wird indessen frühromantisch nicht als Aufhebung der Entfremdung schlechthin gedacht, weil Arbeit überhaupt den Bedingungen dinglich-gegenständlicher Vermittlung unterliegt. Die Entwicklung der Arbeit ermöglicht daher nur eine *Befreiung von Arbeit* in dem Sinne, daß sie beschränkt und auf ihrer Grundlage ein »Reich der Freiheit« konstituiert wird (3). Dieses ist der Ort einer moralisch-politischen Vergesellschaftung, welche nur in der Vermittlung mit der Sphäre der Arbeit eine vernunftgemäße gesellschaftliche Wirklichkeit zu begründen vermag. Das Problem der Vermittlung beider Sphären führt abschließend auf das Verhältnis von *Arbeit und Politik* (4).

2. Befreiung durch Arbeit

In der Heroisierung erscheint der Arbeiter als der Mann der Tat im Sinne einer revolutionären »Philosophie der Tat«, wie sie von Moses Hess 1843 erstmals auf den Punkt gebracht wurde. Die *Arbeit* bildet hier den Inhalt des menschlichen Selbstbewußtseins, denn der Mensch *ist* das, wozu er sich gemacht hat, weshalb er auch das werden kann, was er sein *soll.* Dieses Sollen ist der Arbeit selbst eingeschrieben: sie ist wesentlich die ideelle Vorwegnahme eines *Ziels,* welches den Arbeitsprozeß leitet und sich im Resultat der Arbeit manifestiert. Gelingt dies, so vermag sich das arbeitende Subjekt im ausgeführten Zweck mit seinen Intentionen wiederzuerkennen. Arbeit gilt ihrem Begriff nach als Realisierung eines subjektiven Zwecks, kurz: als Entäußerung oder Objektivierung von Subjektivität. Gelingt dies nicht, so ist die Arbeit unter die Herrschaft äußerer Zwecke geraten: der verselbständigten Dinge, die ihre Inkarnation im Geld finden, und der Herrschaft anderer über die Zwecksetzungen der Arbeitenden. Aber auch dieses

Kommando der Nichtarbeit über die Arbeit steht unter der Herrschaft der Dinge, weil nur die Arbeit selbst das Selbstbewußtsein zu erfüllen vermag. So sind beide, der Arbeiter und der Nichtarbeiter (als Eigentümer der Produktionsmittel), ihrem menschlichen Wesen entfremdet. Das Mittel, diese Entfremdung aufzuheben und die Herrschaft der Dinge zu zerbrechen, die zugleich Herrschaft des Menschen über den Menschen ist, liegt jedoch in der Arbeit selbst und nur dort. In ihr bestätigt sich die Fähigkeit der Menschen, Zwecke zu realisieren. Ohne lebendige Arbeit käme die Maschinerie der Produktion und Reproduktion zum Stillstand, würden die Herrschenden in ihrem dinglichen Reichtum ersticken. Die Entfremdung herrscht den Menschen äußerliche Zwecke auf, aber sie bestätigt darin nur ihre Fähigkeit, zweckgerichtet zu handeln. Worauf es ankommt, ist, die »an sich« schon vorhandene Kompetenz der Zwecksetzung zurückzugewinnen und in der befreienden Tat aktuell werden zu lassen.

Das Modell einer solchen Befreiung, in dem sich alle Romantizismen der Arbeiterbewegung seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zusammenfassen, hat Georg Lukács 1923 in seinem Buch *Geschichte und Klassenbewußtsein* entwickelt. Dem Zustand einer nahezu total gemachten Verdinglichung und Entfremdung, der Herrschaft der Sachen über die Menschen, wird das Prinzip der Arbeit entgegengesetzt, wie es von der revolutionären Klasse des Proletariats repräsentiert wird. Weil die gesellschaftliche Totalität von der Arbeit abhängt, ist das Proletariat schon immer das Subjekt der geschichtlichen Entwicklung unter kapitalistischem Vorzeichen; mehr noch: es ist *durch die Arbeit* objektivitätskonstituierend und also Subjekt-Objekt, die lebendige, wenn auch endlich-irdische Substitution des Absoluten, wie es in der nachkantischen Philosophie in Deutschland gedacht wurde. Unter der Herrschaft der Dinge ist das Proletariat aber nur »an sich« dieses Subjekt-Objekt, denn das, was es objektiviert, sind nicht seine eigenen Zwecke. Es muß daher zum Bewußtsein seiner selbst kommen, von der Klasse an sich zur Klasse für sich werden, kurz: Klassenbewußtsein entwickeln. Dieses Bewußtsein ist das Bewußtsein des Ganzen, weil das Proletariat die Entfremdung der ganzen Gesellschaft auf vollendete Weise repräsentiert. Sein Gegenentwurf muß daher ebenso allgemein, d.h. total (um nicht zu sagen: totalitär) sein. Hat es diesen Gegenentwurf in sein Selbstbewußtsein als Klasse aufgenommen, so hat es damit den Zauberstab in der Hand, mit der es die Menschen aus den verdinglichten Verhältnissen erlösen kann. Es bedarf nur der Entscheidung des Selbstbewußtseins, damit aus Gedanken die Tat folgt. Dieser Augenblick der Entscheidung, einer radikalen Wende, ist jederzeit gegeben und jedes Element der Wirklichkeit kann hierfür zum Ansatzpunkt werden. In seiner Moses-Hess-Studie von 1926 schreibt Lukács, daß die »unmittelbar gegebene Daseinsform der Gegenwart« die »Übergangsform zu ihrer Selbstüberwindung im historischen Prozeß« sei (Werke 2, 677). Und in *Geschichte und Klassenbewußtsein* heißt es, daß »im einzelnen Moment die Möglichkeit steckt, aus ihm heraus die ganze inhaltliche Fülle der Totalität zu entwickeln« (1923, 187). Dies zu vollbringen, ist *Arbeit,* historische Tat.

Was Lukács hier erzählt, ist die Metamorphose eines romantischen Märchens, bei der die blaue Blume die Farbe gewechselt hat. Sie kehrt wieder in den roten Fahnen des Proletariats, aber der Antrieb ist der gleiche geblieben wie in Novalis'

Heinrich von Ofterdingen: die Sehnsucht nach einer nichtentfremdeten Welt. Und auch das Mittel ist das gleiche geblieben, nämlich die Überwindung der Entfremdung durch Arbeit, welche schließlich deren fremde Gebieter in den Bann schlägt und dadurch die Arbeit selbst befreit. Im *Märchen*, dem 9. Kapitel des Romans, liest sich das so: »Der Flachs ist versponnen. Das Leblose ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren, und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Äußre verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit.« (Schriften Bd. 1, 310) Philosophie, so heißt es in den Fragmenten des Novalis, ist eigentlich »Heimweh, *Trieb, überall zu Hause zu seyn*« (Bd. 3, 434, Nr. 857), und dieses »überall zu Hause« ist jenes Durchsichtigwerden der Welt, in dem sich das Subjekt im Objekt schon immer wiedererkennt. So wird die Arbeit selbst, die Darstellung des Eigenen im anderen, die Erfüllung der Unendlichkeit, und das Tagewerk schafft Tage der Ewigkeit. Bei Moses Hess heißt es dann auf der Linie solcher Intentionen: »der Geist und seine Welt, das soziale Leben, der Mensch und die Menschheit kommen endlich zu ihrem sichselbstgleichen Dasein, wo (...) nichts als die Thätigkeit übrig bleibt – wo sich alle Naturbestimmtheit in freie Selbstbestimmung umgestaltet« (Schriften, 77).

Im Unterschied zu Hess, Lukács und anderen aber erzählt Novalis ein Märchen, und hierin ist er ihnen an Realismus überlegen. »Die Welt des Märchens« – so heißt es in einer 1798/99 zu seiner geplanten *Enzyklopädie* niedergeschriebenen Notiz, »ist die *durchausentgegengesetzte* Welt der Welt der Wahrheit (Geschichte) – und eben darum ihr so *durchaus ähnlich* – wie das *Chaos* der *vollendeten Schöpfung*.« (Bd. 3, 281, Nr. 234) Das Märchen ist der Wahrheit im Wortsinne *durchausentgegengesetzt:* es ist nur *durch* und *aus* ihr; indem es aus ihr heraustritt, setzt es sich der bloßen Faktizität des geschichtlich Gewordenen entgegen und bringt dessen innere Möglichkeiten heraus. Das Märchen ist *imitation par opposition* und verzerrt die Geschichte bis zur Kenntlichkeit. Phantasie, Einbildungskraft, Poesie, kurz: künstlerische Tätigkeit, sind zwar ein ursprünglicher, freier Produktionsakt und insofern die höchste Form von Arbeit als subjektiver Telos-Realisation; aber selbst die produktive Einbildungskraft des Märchenerzählers ist in ihrer Willkür objektiv gebunden und erfüllt sich in der kritischen Dekomposition dessen, was ist, der erstarrten, entfremdeten Welt der Entgegensetzungen. Das kritische Verfahren der Dekomposition oder Chaotisierung, das Kunstmärchen als Artefakt, folgt einer ausgewiesenen methodischen Reflexion. Wie Rousseau den *status naturalis* durch das methodische Vergessen der über ihn gelagerten Zivilisationsschichten freilegen wollte, versucht Novalis in der Auflösung gesellschaftlich-politischer Zusammenhänge einen universellen *status naturalis* freizulegen, das Chaos als Zeit vor der menschlich-geschichtlichen Welt, der Welt der Gegensätze und Hierarchien, die er mit dem Begriff des Staates identifiziert. Dies ist die »Zeit der allgemeinen Anarchie – Gesezlosigkeit – Freyheit – der *Naturstand* der *Natur* – die Zeit vor der *Welt* (Staat.) Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der *Zeit nach der Welt* – wie der Naturstand ein *sonderbares Bild* des ewigen Reichs ist. (...) In der *künftigen* Welt ist alles, wie in der *ehemaligen* Welt – und *doch alles ganz Anders*. Die

künftige Welt ist das *Vernünftige Chaos* – das Chaos, das sich selbst durchdrang – in sich und außer sich ist – *Chaos*^{2} oder $^{\infty}$« (ebd., 280f).

Der *status naturalis* liefert das Bild einer ursprünglichen Herrschaftslosigkeit und Freiheit, welche in der Überwindung des Staates gleichsam als vernünftig regulierte, in sich reflektierte (sich selbst durchdringende) Anarchie wiederkehrt. Aber dieses Bild ist uneigentlich, am Nachbild eines »ewigen Reiches«, des Absoluten, gewonnen, welches sich unserer Welt entzieht und in ihr, inmitten der Entgegensetzungen, nicht realisiert werden kann. Weil das Absolute uns entzogen ist, bleibt die Utopie eine Utopie, von der nur uneigentlich, allegorisch, in Märchen zu reden ist. Das heißt nicht, daß die künftige Welt nur innerlich aufgeht, aber es heißt, daß es kein vernünftiger Gedanke ist, sie jemals voll in die äußere Wirklichkeit umsetzen zu wollen. Ausdrücklich heißt es 1798: Die »Realisation von Ideen – wird also keine *Decomposition*, und Umschaffung der Welt... seyn können, sondern es wird nur eine *Variations Operation* seyn können – Ich werde unbeschadet der Welt und ihrer Gesetze – mittelst derselben – sie für mich ordnen, einrichten und bilden können.« (Bd. 2, 554, Nr. 125)

In seinen *Blüthenstaub*-Fragmenten (1797) bringt Novalis dies auf den Punkt: »Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge« (ebd., 413, Nr. 1). Darin aber reflektiert sich nicht nur, daß die »Sehnsucht nach dem Unendlichen« (Schlegel, KFSA 18, 418) enttäuscht wird, sie wird vielmehr in einem elementaren Sinne an die Dinge als die Bedingungen unserer Tätigkeit zurückverwiesen. Als solche Bedingungen sind die Dinge Werkzeuge: »Ding und Werckzeug ist eins – Ding ist das *Bewirckbare.* Das n Werckzeug ist das *Afficirbare.*« (Novalis, Bd. 3, 65 [Großes Physikalisches Studienheft, 1798]) Wie selbst die »Zauberin Einbildungskraft« nur als bestimmte Negation der geschichtlichen Wirklichkeit an deren Schlaf zu rühren vermag, so ist Arbeit *überhaupt* nur ihrem transzendentalen Ideal nach unverstellt gelingende Entäußerung von Subjektivität. Wirkliche, menschlich-geschichtliche Tätigkeit kann die Logik der Dinge nicht überspringen, sie ist – im strikten Wortsinn – *dinglich oder gegenständlich vermittelte Tätigkeit.*

Diese Einsicht bringt Novalis, der ja als Naturwissenschaftler professionell mit Problemen des Bergbaus befaßt war und insofern auf diesem Gebiet über gediegene theoretische und empirische Kenntnisse verfügte, in einer Reihe von bemerkenswerten Aufzeichnungen über *Arbeitsmittel*, die Werkzeuge und Maschinen, zur Geltung. In einer charakteristischen Notiz aus einer Fragmentensammlung von 1798 heißt es: »Alles Werckzeug ist Vehikel einer fremden Äußerung – Wircksamkeit. Es modificirt und wird modificirt. Die Ausführung ist ein Produkt der Individuellen Beschaffenheit des WerckZeugs und der Gestion. Beyde können veränderlich seyn – so wird auch das Produkt veränderlich. (...) Die *Gestalt* (Natur) des *Werckzeugs* ist gleichsam *das eine Element* des Produkts. (...) Ich kann mit einem Werckzeug auf keine andre Weise wircksam seyn – als auf die, die ihm seine natürlichen Verhältnisse bestimmen. (...) Ich fühle mich also durch jedes bestimmte Werckzeug auf eine besondre Art von Wircksamkeit eingeschränkt (...). Jedes Werckzeug modificirt also Einerseits, die Kräfte und Gedanken des Künstlers, die es zum Stoffe leitet, und umgekehrt – die Widerstandswirckungen des Stoffs, die es zum Künstler leitet.« (Bd. 2, 552f, Nr. 120)

Poiesis – Arbeit *und* Poesie – ist keine freie Schöpfermacht, sondern dinglich vermittelte Modifikation der vorgefundenen Wirklichkeit. Das Werkzeug als Arbeitsmittel oder Vehikel ist nicht ein verschwindendes Moment, sondern modifiziert sowohl den Arbeitenden als auch das Produkt. In diesem Verhältnis wird es zugleich selbst modifiziert, d.h. es erscheint als dingliches Resultat von Vermittlungsprozessen. In jedem Falle ist es eine *selbständige* Mitte, welche sich nicht in der Identität des subjektiven mit dem ausgeführten Zweck verrechnen läßt: »Wer mit einem Meißel mahlen, musiciren etc. kurz zaubern könnte – bedürfte des Meißels nicht – der Meißel wär ein Überfluß – Übrigens könnte ein Zauberstab auch ein indirectes Werckzeug seyn.« (Ebd., 553, Nr. 121)

Gleichwohl hält Novalis daran fest, Arbeit ihrer Idee nach als Realisierung subjektiver Zwecke zu begreifen. Diese Idee bildet den Maßstab der Kritik der entfremdeten Wirklichkeit, auch wenn sie nur im unendlichen Progreß zu realisieren ist, denn der so Arbeitende wäre – Gott. In dem Maße aber, wie wir uns durch Arbeit zur Gottähnlichkeit bilden, wird dieser Zustand näherungsweise erreicht. Die Entfremdung ist dadurch zu überwinden, daß der Mensch *Mittel* der Realisierung seiner selbst wird: »Der Mensch soll ein *vollkommnes* und Totales *Selbstwerckzeug* seyn.« (Bd. 3, 297, Nr. 321) Mit dieser Wendung werden die Subjekte selbst aus den *dinglich-gegenständlichen Vermittlungen* gelöst, indem sie sich zueinander und zu sich selbst wie Dinge, d.h. Werkzeuge, verhalten. Sie werden *Selbstzweck*, indem sie *Selbstwerkzeuge* werden. Die Relation Subjekt – Mittel – Arbeitsgegenstand wird verkürzt auf die von Subjekt und Subjekt, wobei jedes Subjekt zugleich auch das Mittel in sich aufgenommen hat. Das *Arbeitsverhältnis* schlägt um in das *Verhältnis der Intersubjektivität*, die gegenständliche Vermittlung in das dialogische Verhältnis von Ich und Du: »Jedes Du ist ein Supplement zum großen Ich. Wir sind gar nicht Ich – wir können und sollen aber Ich werden. Wir sind Keime zum Ich werden. Wir sollen alles in ein Du – in ein zweytes Ich verwandeln – nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich – das *Eins* und Alles zugleich ist.« (Ebd., 314, Nr. 398)

Dieser Zustand ist der einer moralischen Vergesellschaftung, welche das Reich der Notwendigkeit hinter sich läßt. Das Reich der freien, intersubjektiven Kommunikation aber ist nicht das schlechthin andere zur gegenständlich vermittelten Tätigkeit, der Arbeit im weitesten Sinne. Es ist daher auch nicht individuell, sondern nur gesellschaftlich, und zwar auf der *Grundlage* der Arbeit zu realisieren. Wie bei Rousseau die Überwindung der Entfremdung durch die Entäußerung des einzelnen an das Allgemeine erfolgt, so muß sich bei Novalis der einzelne zum »großen Ich« der Gesellschaft erheben. Das Mittel hierfür ist der Staat. »Er ist eine Armatur« (in Novalis' Sprachgebrauch: ein Werkzeug) »der gesammten Tätigkeit« (ebd., 298, Nr. 326), welcher die Arbeit gesellschaftlich organisiert: »Die zweckmäßige, *systematische* Beschäftigung der Menschenmasse« (ebd., 313, Nr. 394) ist sein Hauptproblem.[1] Der Zweck des Staates ist die Entwicklung der Arbeit. Er macht den Menschen »zum thätigsten Wesen«. Er überhebt, so heißt es, »den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche – Freylich nicht ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch den *Tempel (das Gebiet)* der allumfassenden Tätigkeit.« (Bd. 3, 298, Nr. 326)

Vor diesem Hintergrund bedeutet das Zum-Selbstwerkzeug-Werden des Menschen einen Umschlag in der Arbeit selbst. Die Entwicklung der Arbeit setzt schließlich die kommunikative Vergesellschaftung frei. Diese bleibt an die Arbeit als an ihre Voraussetzung gebunden, indem dort die gegenständlichen Kräfte so entwickelt werden, daß die Menschen sich von den Gegenständen zurückziehen können. Wie die unentfremdete Entäußerung der Subjektivität das transzendentale Ideal der Arbeit bildet, so das *Perpetuum mobile* das Ideal der Maschine: »Jede Maschine, die jezt vom Großen Perpetuo mobili lebt, soll selbst Perpetuum mobile – jeder Mensch, der jezt von Gott und durch Gott lebt, soll selbst Gott werden.« (Ebd., 297, Nr. 320) In dem Maße, wie dies gelingt, d.h. die Maschine menschliche Arbeit überflüssig macht, kann der Mensch sich aus den dinglichen Vermittlungen zurückziehen und zum Werkzeug seiner Selbstbildung machen. Nicht Arbeit an und für sich ist der Zweck des Arbeitens, sondern der Umschlag in die Ruhe der Selbstbildung. Der Tempel der Arbeit dient nur der Läuterung für die Nichtarbeit aller.

3. Befreiung von Arbeit

Die gesellschaftliche Utopie einer solchen Befreiung von der Arbeit ist nicht spezifisch romantisch. Daß das Werkzeug, als List gegen die Natur gebraucht, die Menschen vom Zwang der Arbeit befreien könnte, hatte bereits Aristoteles geträumt. Spezifisch romantisch ist die Einbindung dieser Utopie in ein Fortschrittsdenken, welches durch das Schema der Entfremdung strukturiert ist. Hierin nimmt die Arbeit ambivalente Züge an. Ihre Entwicklung ist einerseits Ursache der Entfremdung und andererseits das Mittel ihrer Überwindung, die idealiter in einer Selbstnegation der *menschlichen* Arbeit kulminiert. Im Gegensatz zur Ökonomie der Bilanzen und der Verwertung rechnet die Romantik nach einer Ökonomie der Zeit. Sie konzipiert eine bedürfnisorientierte Produktion, welche auch das Bedürfnis nach Ruhe als grundlegendes Bedürfnis anerkennt. Darin bewahrt sie die Erinnerung daran, daß der Eigensinn der Arbeitsmittel noch andere Möglichkeiten enthält, als nur die Produktion schrankenlos zu entwickeln.

Die Ambivalenz der romantischen Arbeitsauffassung schlägt sich in einem ambivalenten Verhältnis zum Heroen der Arbeit, dem Titanen Prometheus, nieder. In der Vorrede zu seiner Dissertation (1841) hatte Karl Marx ihn als den »vornehmsten Heiligen und Märtyrer im philosophischen Kalender« gefeiert (MEW 40, 263). Dieser Prometheus repräsentiert – wie derjenige in Goethes und A.W. Schlegels gleichnamigen Gedichten[2] – das menschliche Selbstbewußtsein gegen die Abhängigkeit von allen transzendenten Mächten. Für die Romantiker schlägt er aber damit die Menschen nur in neue Fesseln, die Fesseln der Arbeit, wie er ja auch selbst – an den Kaukasus geschmiedet – zur ewigen Qual verdammt ist. Bereits Rousseau hatte darum in Prometheus nicht den Heroen menschlichen Selbstbewußtseins gesehen. Es sei, so heißt es im ersten *Discours* (1750), »ein der Ruhe der Menschen feindlicher Gott der Erfinder der Wissenschaften« (Schriften, 29). Einmal in der Ruhe des *status naturalis* aufgestört, ist den Menschen jedoch die Rückkehr verwehrt und nur noch der Ausweg

nach vorn offen. Das künftige politische Gemeinwesen, welches durch den allgemeinen Willen konstituiert wird, hat daher bei Rousseau wie bei Novalis vor allem dem Müßiggang zu wehren, um die einzelnen durch Arbeit zusammenzuschmelzen und *citoyens*, Glieder des Gesamtorganismus aus ihnen zu machen. Der unwiderrufliche Verlust der ursprünglichen Einheit zwingt dazu, sie mit den Mitteln der Entfremdung neu zu konstituieren. So wird Prometheus zum Leitbild der Entfremdung und ihrer Überwindung in einem.

Diese Ambivalenz wurde im Frühidealismus und der Frühromantik so aufgegriffen, daß der Zustand der Entfremdung (für den hier der Begriff »Reflexion« steht) sich selbst negieren, »vernichten« (Isaak von Sinclair) oder »zernichten« (Schelling) müsse.[3] Die Arbeit des Prometheus repräsentiert nicht den vollen Begriff der Arbeit, sondern nur eine reduzierte Form. Von Isaak von Sinclair, dem Studienfreund Hegels und Hölderlins, wird berichtet, daß nach seiner Auffassung »Prometheus soviel als die Reflexion bedeute«; und diesem Prometheus, »der uns vom Olympus loßgerissen«, sei die Einbildungskraft (die Poesie als Erfüllung der Poiesis) entgegenzustellen (Strauß 1928, 388). In dieser Wendung erscheint Prometheus als derjenige, welcher eine ursprüngliche Einheit zerriß und die Menschen der Partikularität endlicher Entgegensetzungen auslieferte. Es ist der Verlust vernünftiger, gesellschaftlicher Allgemeinheit, der Gemeinschaft mit den Göttern, welche die Tat des Prometheus mit der Entfremdung gleichsetzt und als Frevel erscheinen läßt.

Wie Sinclair die Einbildungskraft, so bemüht Friedrich Schleiermacher den religiösen Sinn, um *gegen* die Entfremdung die Perspektive vernünftiger Allgemeinheit zurückzugewinnen. In den *Reden über die Religion* (1799) heißt es: »Spekulazion und Praxis haben zu wollen ohne Religion, ist verwegener Übermuth, es ist freche Feindschaft gegen die Götter, es ist der unheilige Sinn des Prometheus, der feigherzig stahl, was er in ruhiger Sicherheit hätte fordern und erwarten können.« (KGA, Abt. I, Bd. 2, 212) Religion im Schleiermacherschen Verständnis ist »Sinn und Geschmack fürs Unendliche«, d.h. die Perspektive eines gelingenden Ganzen. Diese ist auch gegen die Partikularität einer verselbständigten, zum Selbstzweck gewordenen Arbeit zu mobilisieren. Auch hierin liegt eine Brechung der Macht von Subjektivität, welche sich unter Abstraktion von den Voraussetzungen ihres Daseins und ihrer Tätigkeit Göttlichkeit anmaßt. Der Verweis auf die Religion erinnert daher zuallererst an die objektive Bindung subjektiver Willkür und bedeutet keine Negation menschlicher Arbeit zugunsten kontemplativer Andacht.

Die menschliche Tätigkeit soll als das Nach- und Fortbilden eines »größten« Kunstwerks gelten, »deßen Stof die Menschheit ist« und »welches das Universum unmittelbar bildet« (ebd., 264). Sie hat zwei Perspektiven zu vereinigen: die Umformung der Natur zum Organ für die Menschen einerseits, und den Gebrauch dieses Organs für ein vernunftgeleitetes Handeln andererseits. In seiner späteren *Ethik* (seit 1804), deren Zentralkategorie das *Produzieren* ist, hat Schleiermacher dies als Einheit von Organisieren und Symbolisieren gedacht. Der Frevel des Prometheus also besteht darin, daß er die Vernunftperspektive des olympischen Ideenreichs beiseitegesetzt und Arbeit auf die Organbildung als Selbstzweck menschlicher Willkür reduziert hat. Befreiung aber vermag die

Arbeit nur dann zu bringen, wenn die Entwicklung der Arbeitsmittel dazu führt, daß an ihnen die Möglichkeiten eines vernunftgeleiteten, »symbolischen« Gebrauchs erkannt und realisiert werden. Der verkürzte Begriff menschlicher Arbeit, für den Prometheus steht, übersieht diese Möglichkeiten und verewigt darin die Entfremdung. Erst aus dem Bedürfnis der Religion (im Schleiermacherschen Sinne) entsteht der Blick auf die Maschine als Mittel zur Befreiung *von* Arbeit: »Jezt seufzen Millionen von Menschen beider Geschlechter und aller Stände unter dem Druck mechanischer und unwürdiger Arbeiten. (...) Das ist die Ursach, warum sie den freien und ofnen Blik nicht gewinnen mit dem man allein das Universum findet. Es gibt kein größeres Hinderniß der Religion als dieses, daß wir unsere eignen Sklaven sein müßen, denn ein Sklave ist Jeder, der etwas verrichten muß, was durch todte Kräfte sollte bewirkt werden können. Das hoffen wir von der Vollendung der Wißenschaften und Künste daß sie uns diese todten Kräfte werden dienstbar machen, daß sie die körperliche Welt, und alles von der geistigen was sich regieren läßt in einen Feenpallast verwandeln werde, wo der Gott der Erde nur ein Zauberwort auszusprechen nur eine Feder zu drüken braucht, wenn geschehen soll was er gebeut. Dann erst wird jeder Mensch ein Freigeborner sein, dann ist jedes Leben praktisch und beschaulich zugleich, über keinem hebt sich der Stekken des Treibers und Jeder hat Ruhe und Muße in sich die Welt zu betrachten.« (Ebd., 290)

Diese Utopie einer Befreiung von Arbeit hat Friedrich Schlegel unter dem Titel des »Müßiggangs« zum Gegenprinzip der Arbeit stilisiert. Man darf sich jedoch über den Status dieses Prinzips nicht täuschen. Es ist nicht Gegenprinzip im Sinne eines unmittelbar vorgegebenen Ziels der Befreiung. Im Rahmen der begrifflich ausgewiesenen Dialektik-Konzeption Friedrich Schlegels (vgl. Arndt 1992) handelt es sich hierbei vielmehr um einen Widerstreit positiver und negativer Faktoren, die – für sich genommen – falsch, »homogene Irrtümer«, sind. Aus ihrem Widerstreit entsteht eine relative Wahrheit dann, wenn sie sich wechselseitig in ihren Folgen neutralisieren. »Arbeit« und »Müßiggang« sind demnach keine Alternativen, sondern müssen aufeinander bezogen werden, ohne einander aufzuheben. Arbeit ist Voraussetzung des Müßiggangs, aber dieser begrenzt jene und gibt ihr das Maß. Poetisch gestaltet hat Friedrich Schlegel dieses Konzept in der »Idylle über den Müßiggang«, welche einen Bestandteil seines Romanfragments *Lucinde* (1799) bildet. Dort heißt es: »Mit dem äußersten Unwillen dachte ich nun an die schlechten Menschen, welche den Schlaf vom Leben subtrahieren wollen. Sie haben wahrscheinlich nie geschlafen, und auch nie gelebt. (...) Was also soll das unbedingte Streben und Fortschreiten ohne Stillstand und Mittelpunkt? Kann dieser Sturm und Drang der unendlichen Pflanze der Menschheit, die im Stillen von selbst wächst und sich bildet, nährenden Saft oder schöne Gestaltung geben? (...) In der Tat sollte man das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden!« (KFSA 5, 26f)

Die ironische Spitze dieser Passage wird erst dann verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Rousseau den Müßiggang (der ja bekanntlich aller Laster Anfang ist) kulturkritisch als Folge der Entwicklung der Wissenschaften und Künste wertet, welche er, in einem Zirkelschluß, ihrerseits auf Laster und

die daraus entstehenden Bedürfnisse zurückführt (*Ier Discours*, Schriften, 31). Es ist bei Schlegel der Antrieb zur Arbeit selbst, welcher den Gegensatz zur Arbeit bildet und ihr darum nicht nur äußerlich entgegentritt. Eben deshalb ist die Nichtarbeit auch selbst unter die Form der Arbeit zu stellen und als Wissenschaft und Kunst zu behandeln, damit sie realisiert werden kann. »Müßiggang« nämlich ist als *Gang* noch immer Tätigkeit, im Unterschied zur abstrakten Negation der Arbeit, der bloßen Langeweile, welche das Komplement der entfremdeten Arbeit bildet: »Nichts ist es, dieses leere unruhige Treiben, als eine nordische Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigne.« (KFSA 5, 27)

Die Alternative hierzu hat Schlegel im Rahmen der »Idylle« als allegorisches Schauspiel vorgeführt. Im Vordergrund einer Bühne stehen sich der gefesselte, unaufhörlich Menschen verfertigende Prometheus auf der rechten und Herakles auf der linken Seite gegenüber: »Vorn auf der Bühne« liefen »jugendliche Gestalten«, die »nicht bloß zum Schein lebten« und alle »dem Teufel der christlichen Maler oder Dichter« ähnlich sahen, »man hätte sie Satanisken nennen können«. Prometheus, so spricht einer der größten unter ihnen, »könnt ihr nur recht in Ehren halten... er hat euch alle gemacht, und macht immer mehrere euresgleichen. (...) Er fehlt nur in der Methode! (...) Darin dachte unser Freund Herkules richtiger, der fünfzig Mädchen in einer Nacht für das Heil der Menschheit beschäftigen konnte, und zwar heroische. Er hat auch gearbeitet (...), aber das Ziel seiner Laufbahn war doch immer ein edler Müßiggang, und darum ist er auch in den Olymp gekommen. (...) Prometheus aber, weil er die Menschen zur Arbeit verführt hat, so muß er nun auch arbeiten, er mag wollen oder nicht. Er wird noch Langeweile genug haben, und nie von seinen Fesseln frei werden.« Und als die Zuschauer dies hörten, »brachen sie in Tränen aus, und sprangen auf die Bühne, um ihren Vater der lebhaftesten Teilnahme zu versichern; und so verschwand die allegorische Komödie.« (Ebd., 28f)

4. Arbeit und Politik

Die frühromantische Alternative zur entfremdeten Arbeit und der durch sie konstituierten Wirklichkeit wird unter *ästhetischen Prämissen und Formen* gedacht, wobei das Ästhetische zugleich religiös (Schleiermacher) bzw. das Religiöse ästhetisch besetzt wird (Schlegel). Darin wird auf unterschiedliche Weise ein Bildungsprogramm aufgegriffen und fortgeführt, wie es besonders von Herder und Schiller konzipiert worden war und in den frühidealistisch-frühromantischen Versuchen zur Etablierung einer »Neuen Mythologie« seinen Niederschlag gefunden hatte.[4] Hierin konstituierte sich in der Nähe zur Französischen Revolution eine ästhetisch geprägte, wenn auch in ihren Positionen keineswegs einheitliche, intellektuelle Avantgarde des gesellschaftlich-politischen Lebens, die seither unter wechselnden Vorzeichen weiterlebt und zur Signatur der Moderne gehört. Das Schlagwort von der »Revolution aller Wissenschaften und Künste« kennzeichnet die Erwartungshaltung dieser Avantgarde um 1800. Friedrich Schlegel brachte dies in dem »Tendenzenfragment« im *Athenaeum* auf den Punkt (»Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters«; KFSA 2, 198), womit er

zugleich die politische nur als Komponente einer umfassenderen (»Kultur«-)Revolution verstanden wissen wollte, deren Richtungssinn als »Tendenz« sich ausdrücklich nicht in bestimmten Naherwartungen festhalten ließ.[5] Die nicht allein auf das Politische beschränkte Kritik der Wirklichkeit, die ihre Basis in einem für uns nicht verfügbaren Unbedingten oder Absoluten suchte, bleibt mehrdeutig und unbestimmt. Während die Nichterreichbarkeit des Unbedingten den praktischen Fundamentalismus suspendiert, wird der darin begründete Realismus durch das subjektive Beharren auf einem Absoluten konterkariert. Der Negativismus des Unbedingten verlangt zugleich die Negativierung des Bedingten, eine praktisch nicht zu realisierende Fundamentalkritik, welche die Nichtigkeit der endlich-menschlichen Wirklichkeit im Angesicht des Absoluten zum Ausdruck bringt und dadurch in die Gefahr gerät, die wirklichen Bedingungen gesellschaftlich-politischen Handelns zu negieren. Der Ästhetizismus wird dann, wie es historisch auch der Fall wurde, zum Surrogat von Politik, das seinerseits in einen handfesten politischen Fundamentalismus der Avantgarden umschlagen kann.

Die notwendige Kritik der Romantik an diesem Punkt darf aber nicht vergessen machen, daß eine realpolitische Alternative ihren Realitätsgehalt nicht aus der bloßen Positivität, der unreflektierten Anerkennung und damit Verklärung des gesellschaftlich-politischen *status quo* beziehen kann. Eine solche »Realpolitik« verfährt nicht weniger ästhetisierend, indem sie im Absehen von den Gegensätzen diese bannen und den Schein einer unmittelbar gegebenen, grundlegenden Harmonie erzeugen will. Wenn etwa das Problem der Arbeitslosigkeit dadurch gelöst werden soll, daß zu mehr Arbeit aufgerufen und das Gespenst eines kollektiv organisierten Freizeitparks beschworen wird, so ist dies nur die Travestie des romantischen Märchens. Es ist ein Märchen, denn es ist der geschichtlichen Wirklichkeit *durchausentgegengesetzt.* Es dekomponiert sie und setzt als Alternative entgegen, was in der Wirklichkeit als gegensätzliche Einheit besteht. Die Entwicklung der Produktivkräfte setzt zunehmend lebendige Arbeit frei, die aber kaum noch als klassische industrielle Reservearmee verfügbar gehalten, sondern von der Arbeitswelt ausgegrenzt wird. So ist der kollektive Freizeitpark gesellschaftliche Realität, aber diese Gegenwelt ist die staatlich organisierte Welt der individuellen Not, Langeweile und Gewalt. Dem steht das gesellschaftliche Bedürfnis nach Arbeiten entgegen, die unter den gegebenen Verhältnissen nicht finanzierbar sind. In diesem Zustand, der hier nicht weiter analysiert, sondern nur charakterisiert werden soll, scheint sich die Aufhebung der Arbeit auf antagonistische Weise zu verwirklichen. Der Ruf nach Steigerung der Arbeitsproduktivität kann unter den gegebenen Bedingungen nur auf die weitere Freisetzung lebendiger Arbeit hinauslaufen. Angesichts dessen wird es zur Aufgabe einer *politischen* Ökonomie, die »zweckmäßige, *systematische* Beschäftigung der Menschenmasse«, von der Novalis sprach, zu organisieren. Daß hierfür der Selbstlauf der Arbeit nicht hinreicht, sondern in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit eine Vernunftperspektive zur Geltung gebracht werden muß, diese Einsicht haben die romantischen Märchen den Märchenerzählern der (Lohn-)Arbeitsgesellschaft voraus.

So trifft sich die Romantik der Arbeit auch vielfach mit einem Gegenentwurf gegen die Lohnarbeitsgesellschaft, den Paul Lafargue, Marx' Schwiegersohn,

polemisch unter den Titel des *Rechts auf Faulheit* (1882) stellte. Hierin kehrt der Gedanke einer Befreiung von Arbeit durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionsmittel wieder. Gegen den Selbstlauf der kapitalistisch organisierten Arbeit ruft Lafargue ins Gedächtnis, daß diese sich einer gewaltsam durchgesetzten Fabrikdisziplin verdankt und nicht die Züge einer ewigen Naturnotwendigkeit trägt. Marx selbst hatte im dritten Band des *Kapital* den Gedanken einer Ökonomie der Zeit entwickelt, in welcher die Entwicklung der Produktivkräfte als Mittel fungiert, ein Reich der Freiheit zu etablieren, zu befestigen und zu erweitern. Aber auch dies bleibt ein Romantizismus, wenn dieser Gedanke nicht mit den geschichtlichen Bedingungen vermittelt ist – wie es in den »realsozialistischen« Gesellschaften der Fall war, die in Ökonomie und Politik schließlich ein abstraktes Sollen gegen die Wirklichkeit setzten und darin mit jener Wirklichkeit, durch die sie sich allererst selbst hätten legitimieren können, ihre eigene Realität zerstörten.

Als der klassische Ort der Vermittlung gesellschaftlicher Zwecksetzungen mit der Wirklichkeit gilt die Politik. Plato hatte, wie später auch Hegel (*Phil. d. Religion*, Teil 2, 541f, 636f) den Prometheus-Mythos so gedeutet, daß der Titan gefesselt bleibt, weil die Arbeit sich nicht zu der Sphäre vernünftiger Allgemeinheit, der Sphäre der Politik, erheben könne (*Protagoras* 321 d). Bei Hegel reflektiert dies die Trennung von bürgerlicher Gesellschaft und Staat, welcher den Selbstlauf des »Systems der Bedürfnisse« zähmt und seine negativen Folgen behebt. Die Politik als das andere zur Arbeit bleibt ihr aber auf unvermittelte Weise äußerlich. Diese Äußerlichkeit kommt auch in der frühromantischen Volte von der gegenständlich vermittelten Arbeit zur intersubjektiv-dialogischen Kommunikation zum Ausdruck. Was die Privilegierung der politisch-moralischen gegenüber der in der Arbeit begründeten Vergesellschaftung in beiden Fällen motiviert, ist die Hoffnung darauf, im Sprung aus den gegenständlichen Vermittlungen Zwecke zu gewinnen, welche dann dort zur Geltung gebracht werden können. Stärker als Novalis haben Schleiermacher und Schlegel auf die unvermittelte Präsenz einer nichtentfremdeten, zweckfreien Sphäre neben der Arbeit gesetzt, welche diese zu begrenzen und zu überbieten vermag. In Schleiermachers *Versuch einer Theorie des geselligen Betragens* (1799) ist dies die kommunikative Geselligkeit, die Gesellschaft als »Saal«, *Salon*. Sie ist *Gesellschaft* im eigentlichen Sinne, als Selbstzweck, in der alles wechselseitig ist, *synousia* im Unterschied zur *koinonia*, der durch äußere Zwecke gebundenen *Gemeinschaft* (KGA I/2, 169). Hier ist, mit umgekehrtem Vorzeichen, die spätere soziologische Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft vorweggenommen.[6] Mehr noch: in der Entgegensetzung beider Sphären ist die Trennung von Arbeit und Interaktion bzw. Kommunikation präformiert, welcher sich die Epigonen der »Kritischen Theorie« bedienen, um die vernünftige Vergesellschaftung jenseits der Arbeit als intersubjektive Anerkennung zu modellieren. Auf die Arbeit können dann entweder ihr äußerliche Vernunftzwecke aufgetragen oder sie kann resignativ ihrem Selbstlauf überlassen werden. Moral und Politik als Alternative zur Arbeit verfehlen ebenso die Vermittlung wie die Verselbständigung der Arbeit.

Innerhalb der Romantik hat sich Friedrich von Hardenberg am weitesten

vorgewagt, um diesen abstrakten Gegensatz zu überwinden. Sein Begriff des Werkzeugs zielt auf eine Vermittlung der Arbeits- mit der Vernunftperspektive aus der Arbeit selbst heraus. Hiervon findet sich, wenn auch abgeschwächt, ein Echo in dem Gedanken der Befreiung von Arbeit durch die Entwicklung der Arbeitsmittel. Die Auffassung, daß vernünftige Zwecke von den objektiven Möglichkeiten der Arbeitsmittel her zu bestimmen und zu realisieren sind, ist dabei keineswegs singulär und läßt sich einer langen Tradition einordnen (vgl. Rohbeck 1993). Gleichwohl ist er bis heute avantgardistisch in dem Sinne, daß er *systematisch* kaum zur Geltung gebracht wurde und wird. Auch hier bleibt bestehen, daß die Möglichkeiten der Arbeitsmittel nicht durch diese im Selbstlauf realisiert werden. Die »Stunde der letzten Instanz«, der Produktivkräfte, »schlägt nie« (Althusser). Wohl aber kann die Reflexion auf die Bedingungen und Möglichkeiten der Arbeit und Technik allererst Ziele einer vernünftigen Vergesellschaftung vorgeben, die nicht illusionär sind, auch wenn über sie politisch-moralisch gestritten werden kann und muß. Vielleicht war es dies, was Novalis mit dem Zum-Selbstwerkzeug-Werden des Menschen und was Schlegel mit der *Kunst* des Müßiggangs meinte: daß Moral und Politik selbst unter die Logik der Arbeit gestellt werden müssen, so daß sich beide Seiten wechselseitig bestimmen und darin vernünftige Allgemeinheit realisieren können.

Dies ist gewiß keine Lösung des Problems, und sie ist innerhalb des romantischen Denkens auch nicht zu gewinnen. Die Welt des Märchens bleibt der Welt der Geschichte *durchausentgegengesetzt*. Aber in diesem Gegensatz schafft sie erst jene Distanz im Zurücktreten vom Selbstlauf der Dinge, deren keine Reflexion entbehren kann. Der Gegensatz zur *Romantik der Arbeit* wird dieser wenigstens darin folgen müssen, daß er vernünftige Alternativen *durch* und *aus* dem gewinnt, was der Fall ist, ohne dies zur absoluten Notwendigkeit zu verklären, so daß sich die *Einbildungskraft* als *Urteilskraft* zu realisieren vermag.

Anmerkungen

1 Dahinter steht, worauf hier nur hingewiesen werden kann, ein dezidiertes Konzept politischer Ökonomie, wie es Rousseau in seinem *Enzyklopädie-Artikel* (1755) entwickelt, und welches Fichte in seinem *Geschlossenen Handelsstaat* (1800) systematisch aufgegriffen hatte.

2 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Schellings *Philosophische Einleitung in die Philosophie der Mythologie*, wo es heißt: »Prometheus ist kein Gedanke, den ein Mensch erfunden, er ist einer der Urgedanken, die sich selbst ins Daseyn drängen und folgerecht entwickeln (...) Prometheus ist der Gedanke, in dem das Menschengeschlecht, nachdem es die ganze Götterwelt aus seinem Innern hervorgebracht, auf sich selbst zurückkehrend, seiner selbst und des eigenen Schicksals bewußt wurde (...) Prometheus ist jenes Princip der Menschheit, das wir den *Geist* genannt haben« (Sämmtl. Werke, Abt. 2, Bd. 1, 482).

3 Zum frühidealistischen Arbeitskonzept des Frankfurt-Homburger Kreises und seiner Weiterentwicklung durch Hegel vgl. Arndt (1985).

4 Vgl. z.B. Frank (1982); in den Umkreis dieser Vorstellungen gehören auch der »ästhetische Platonismus« der »Vereinigungsphilosophie« des Frankfurt-Homburger Kreises sowie das Konzept der »Volksreligion« beim jungen Hegel.

5 Vgl. Schlegels Aufsatz *Über die Unverständlichkeit* (1800), KFSA 2, 366ff.

6 Hierauf hat meines Wissens zuerst Gianni Vattimo (1994) aufmerksam gemacht, ohne freilich den Aufsatz von 1799 zu kennen.

Literaturverzeichnis

Arndt, Andreas, 1985: »Zur Herkunft und Funktion des Arbeitsbegriffs in Hegels Geistesphilosophie.« In: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 29, 99-115

ders., 1992: »Zum Begriff der Dialektik bei Friedrich Schlegel 1796-1801«. In: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 35, 257-73

Frank, Manfred, 1982: Der kommende Gott. Vorlesungen über die neue Mythologie. Frankfurt/M

Furth, Peter: Phänomenologie der Enttäuschungen. Ideologiekritik nachtotalitär. Frankfurt/M 1991

Hegel, G.W.F.: Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Hrsg. v. W. Jaeschke. Hamburg 1983ff

Hess, Moses: Philosophische und sozialistische Schriften 1837-1850. Eine Auswahl. Hrsg. v. W. Mönke. Berlin/DDR 1980

Lafargue, Paul: Das Recht auf Faulheit. Hrsg. v. E. Bernstein. Berlin 1891, Nachdruck o.O. 1980 (Le droit à la paresse, 1880)

Lukács, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Berlin 1923

ders.: Werke. 17 Bde., Neuwied, Berlin 1962ff

MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR 1957ff

Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. v. R. Samuel in Zusammenarbeit mit H.-J. Mähl und G. Schulz. Stuttgart 1977ff

Rohbeck, Johannes: Technologische Urteilskraft. Zu einer Ethik technischen Handelns. Frankfurt/M 1993

Rousseau, Jean-Jacques: Schriften zur Kulturkritik. Hrsg. v. K. Weigand, Hamburg 1983

Schelling, Friedrich Wilhelm: Sämmtliche Werke. Hrsg. v. K.F.A. Schelling. Stuttgart, Augsburg 1856ff

Schlegel, Friedrich: Werke. Kritische Gesamtausgabe (KFSA). Hrsg. v. E. Behler u.a. Paderborn 1958ff

Schleiermacher, Friedrich: Kritische Gesamtausgabe (KGA). Hrsg. v. H.-J. Birkner u.a. Berlin, New York 1980ff

Strauß, Ludwig, 1928: »Jakob Zwilling und sein Nachlaß.« In: Euphorion, Bd. 29, 368-96

Vattimo, Gianni, 1994: »Die Hermeneutik und das Modell der Gemeinschaft.« In: J. Vogl (Hrsg.), Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen. Frankfurt/M, 208-22

Wolfgang Fritz Haug

Allgemeine Arbeit*

Als allgemeine Arbeit bestimmt Marx wissenschaftliche Tätigkeit – allerdings nur in den Vorarbeiten zum *Kapital*, vor allem den *Grundrissen*, sowie in den postum herausgegebenen Manuskripten zu *K III* und den *Theorien über den Mehrwert*. Die Bestimmung enthält eine Reihe von Unklarheiten. Zudem verwendet Marx den Ausdruck allgemeine Arbeit in der 1. Auflage von *K I* in dem Sinne, den ab der 2. Auflage, in der sich der Ausdruck allgemeine Arbeit nicht mehr findet, der Ausdruck »abstrakte Arbeit« bezeichnet. Der Begriff allgemeine Arbeit zählt also anscheinend nicht zu denen, die Marx als genügend geklärt und tragfähig ansah. Die wissenschaftlich-technische Revolution, die den Übergang zur hochtechnologischen Produktionsweise eingeleitet hat, bei der die »Dominanz der unmittelbaren Arbeit durch die Dominanz der allgemeinen Arbeit abgelöst« wird (Brie 1990, 65), gibt dem begrifflichen Ansatz der allgemeinen Arbeit neue Aktualität. In der computerisierten und automatisierten Produktion tendiert alle Arbeit dazu, allgemeine Arbeit zu werden. Daß sie es in den Schranken des Privateigentums nur marginal, etwa als freie Produktion von Gütern des »public domain«, zu werden vermag, weil keine adäquate neue Aneignungsweise entwickelt worden ist, ist ein Aspekt der von Marx antizipierten Krise einer Produktionsweise, die sich durch die im Wert 'vergegenständlichte' abstrakte Arbeit regelt, die sie doch zugleich radikal verringert.

1. Vermutlich hat Marx den Begriff allgemeine Arbeit in Umformung Hegelscher Gedanken gebildet.

1.1 Für Hegel ist das Vernünftige »das an und für sich Allgemeine« (*RPhil*, §317). Das führt die Denkordnung der klassischen griechischen Philosophie fort. Bei Platon besitzt innerhalb jeder besonderen Art von Dingen nur das betreffende Ding-im-allgemeinen wahrhaftes Sein, die Einzeldinge sind dessen Abklatsch (vgl. etwa *R* X, 597a-e). Der pragmatischere Aristoteles ordnet die Wissenspraktiken hierarchisch: aufs Einzelne (*καθ' ἕκαστα*), Veränderliche, gehen die technisch-empirischen Wissenschaften, aufs unveränderliche Allgemeine (*καθόλου*) die eigentliche theoretische Praxis (vgl. *Metaph*, Buch I, 981a1- 982b26 u. *EN*, Buch VI, 1141a9-1141a20). Dagegen gehen die verlästerten und diffamierten Richtungen der griechischen Aufklärung, einige Sophisten, vor allem aber der Materialist Epikur, vom Sinnlich-Einzelnen aus. – Der Streit, wie das Verhältnis des Einzelnen und Allgemeinen zu denken sei, zieht sich durchs christliche Mittelalter. Erst im Zuge der bürgerlichen Emanzipation der Philosophie von der Theologie können die implizierten Problematiken (noch

* Aus: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hrsg. v. W.F. Haug, Bd. 1 (*Absterben des Staates* bis *Avantgarde*). Der Artikel erscheint gekürzt um die fremdsprachlichen Äquivalenzen und die Querverweise auf andere Artikel. Beibehalten wurden die Siglen: *R* = Platon, *Politeia (Respublica)*; *EN* = Aristoteles, *Nikomachische Ethik*; *RPhil* = Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*; *PhilGesch* = Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*; *K* = Marx, *Das Kapital*; *KHS* = *Kritik des Hegelschen Staatsrechts*; *Gr* = *Grundrisse*.

immer unter großen Kämpfen und persönlicher Gefährdung der Theoretiker) expliziert werden: 1. die *epistemologische* Problematik der Erfahrungswissenschaft, 2. die *politische* Problematik einer konsensfähigen Regierungsform. Marx wird 3. die *gesellschaftliche* Problematik der in den Produktionsverhältnissen strategisch verknüpften Dimensionen menschlicher Lebensgestaltung erschließen, die Wissenschaft und Politik ihren Status zuweist.

1.2 *Epistemologische Allgemeinheit.* – Ein Grundgedanke Hegels, den er in vielen Abwandlungen wiederholt und in welchem er Kant weiterschreibt, besagt: »Denken heißt, etwas in die Form der Allgemeinheit bringen.« (*PhilGesch*, Einleitung, 225) Entsprechend hebt auch Engels am wissenschaftlichen Gesetz die »Form der Allgemeinheit« hervor (vgl. MEW 20, 501). Marx wird diese formale Allgemeinheit dadurch aufheben, daß er ihr die Beschränkung aufs bloß Gedankliche nimmt und ihren latenten Bezug zum gesellschaftlich-politisch Allgemeinen ans Licht zieht.

1.3 *Politische Allgemeinheit.* – Hegel übersetzt *res publica* mit »allgemeine Angelegenheit« (*RPhil*, §301) oder »allgemeine Sache« (§303), als redender Name für *Staat*. Das empirische Staatsbewußtsein verachtet er jedoch und ersetzt »empirische Allgemeinheit« durch Sache der »Vielen« (§ 301) mit der Begründung, daß »unter diesen *Allen* zunächst wenigstens die Kinder, Weiber u.s.f. nicht gemeint« sind. Diese Vielen oder das Volk wiederum definiert er als den Teil, »*der nicht weiß, was er will*«. Dagegen stehen die Staatsbeamten (die er als Regierungsdiener faßt, s.u.) bei ihm in hohem Ansehen; dieser »allgemeine Stand« hat »das Allgemeine zum Zwecke seiner wesentlichen Tätigkeit« (§303). Marx geht in *KHS* dazwischen und erklärt dies Allgemeine bei Hegel zur bloßen Form, weil *erst die Demokratie* »die wahre Einheit des Allgemeinen und des Besondern« wäre (MEW 1, 231). Bei Hegel ist in Wahrheit »nur die *Form* allgemeine Angelegenheit« (ebd., 268). Die »allgemeine Angelegenheit« muß irgendwo im Staat als empirische repräsentiert sein, »sie muß irgendwo in der Krone und dem Talar des Allgemeinen erscheinen, wodurch es von selbst zu einer Rolle, einer Illusion wird«, »*Formalität*« und »*Zeremonie*« (ebd., 267f). Hegel geht davon aus, »daß der *allgemeine* Stand im 'Dienste der Regierung' steht. Er unterstellt die allgemeine Intelligenz als 'ständisch und ständig'.« (Ebd., 274) Und dies ist nach Marx' Einsicht ebenso illusionär wie jede Personifikation des Allgemeinen in einem Individuum. »Z.B. in der Wissenschaft kann ein 'Einzelner' die allgemeine Angelegenheit vollbringen, und es sind immer Einzelne, die sie vollbringen. Aber wirklich allgemein wird sie erst, wenn sie nicht mehr die Sache des Einzelnen, sondern die der Gesellschaft ist. Das verändert nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt.« (267) Dies deutet vor auf die allgemeine Arbeit, relativiert aber ihre »Allgemeinheit« als noch nicht »wirklich allgemein«.

Sollte man in einfacher Anleihe bei Hegel das Besorgen des Allgemeinen als besonderen Stand denken, dem man allgemeine Arbeit zuschreibt, würde verkannt, daß dies empirisch zumeist als Besorgung des *falschen* Allgemeinen existiert: als Arbeit an der ideologischen Verallgemeinerung der Herrschaft des Partikularinteresses.

2. Marx verbindet die beiden Problematiken der epistemologischen und der politischen Allgemeinheit dadurch, daß er sie zurückbezieht auf ihre gemeinsame Basis: die geschichtliche Welt der gesellschaftlichen Arbeit.

2.1 Um vorab zu verstehen, was Marx mit dem Begriff des »Allgemeinen« verbindet, muß man die Nähe zum Begriff des »Gemeinwesens« mithören. »Mein *allgemeines* Bewußtsein ist nur die *theoretische* Gestalt dessen, wovon das *reelle* Gemeinwesen, gesellschaftliche Wesen, die *lebendige* Gestalt ist, während heut zu Tag das *allgemeine* Bewußtsein eine Abstraktion vom wirklichen Leben ist und als solche ihm feindlich gegenübertritt.« (MEGA I.2, 267) Wenn so der junge Marx eine spekulative Beziehung zwischen dem »allgemeinen Bewußtsein« und dem Gemeinwesen herstellt, erhält dieses für den geschichtsmaterialistisch geschärften Blick klarere Konturen. In einem Brief an Engels vom 25. März 1868 teilt Marx Lesefrüchte aus Band 1 von Grimms Wörterbuch mit: »Da gehn denn doch verflucht die logischen Kategorien aus 'unserem Verkehr' hervor.« (MEW 32, 52) Vor allem begeistert ihn der Fund, »daß das *Allgemeine* im Deutschen und Nordischen nichts bedeutet als das Gemeinland, und das *Sundre, Besondre*, nichts als das aus dem Gemeindeland ausgeschiedne Sondereigen« (ebd.). In dieser Spannung zwischen geistiger Aneignung und Eigentumsverhältnissen schwingt das Konzept des »Allgemeinen« bei Marx (vgl. auch MEW 2, 59f, wo Marx einen spekulativen Begriff des Allgemeinen als »Substanz« des Konkret-Existierenden verwirft).

2.2 Den Begriff allgemeine Arbeit führt Marx in *K III* 'nebenbei' ein bei der Behandlung des »kombinierten Arbeiters«: »Endlich aber entdeckt und zeigt erst die Erfahrung des kombinierten Arbeiters, wo und wie zu ökonomisieren, wie die bereits gemachten Entdeckungen am einfachsten auszuführen, welche praktischen Friktionen bei Ausführung der Theorie – ihrer Anwendung auf den Produktionsprozeß – zu überwinden usw. [...]. Allgemeine Arbeit ist alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung.« (MEW 25, 113f)

Eine Reihe von Fragen schließen sich an diesen Begriff an: Es ist nicht eindeutig ersichtlich, ob allgemeine Arbeit eine gesellschaftliche Formbestimmtheit ausdrücken soll oder auf die materiale Spezifik wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung abhebt, ob »allgemein« also etwa im Sinne von 'jenseits der Partikularismen, unmittelbar gesellschaftlich' gebraucht wird. Ist das Produkt allgemeine Arbeit unmittelbar Gemeineigentum? Oder könnte allgemeine Arbeit die Form von Lohnarbeit annehmen (was der Fall wäre, identifizierte man sie mit wissenschaftlicher Arbeit als solcher)?

Im Kontext spezifiziert Marx allgemeine Arbeit zunächst als mittelbare Kooperation (im Anschluß hieran wird Klaus Holzkamp später jede Aufnahme von Produkten früher geleisteter Arbeit in Gestalt von Wissen oder Werkzeugen als »Kooperation« fassen, wodurch er diese freilich ihrer sozialen Dimensionen entkleidet): »Sie ist bedingt teils durch Kooperation mit Lebenden, teils durch Benutzung der Arbeit Früherer. Gemeinschaftliche Arbeit unterstellt die unmittelbare Kooperation der Individuen.« (MEW 25, 114) Aber gilt nicht die »Benutzung der Arbeit Früherer« (in den verschiedenen Formen humanspezifischer

Tradierung) auch und erst recht für die kapitalistische Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse? Marx verweist auf den großen Kostenunterschied »zwischen dem ersten Bau einer neuen Maschine und ihrer Reproduktion« (ebd.). Pioniere machen oft bankrott. Dann tritt »meist die wertloseste [...] Sorte von Geldkapitalisten« auf den Plan, »die aus allen neuen Entwicklungen der allgemeinen Arbeit des menschlichen Geistes und ihrer gesellschaftlichen Anwendung durch kombinierte Arbeit den größten Profit zieht« (ebd.). »Allgemein« wäre das Produkt wissenschaftlicher Arbeit dann in dem Sinne, daß es, einmal hervorgebracht, immer, überall und »allgemein« zur Verfügung steht, nur daß nicht jeder die Potenzen wissenschaftlicher Erkenntnis produktiv für sich zu nutzen vermag. Etwa die »Originalproduktion« des binomischen Lehrsatzes braucht viel Zeit, während ihn dann »ein Schuljunge in einer Stunde lernen« kann (MEW 26.1, 329). (Zu ergänzen wäre vielleicht, daß die Aneignung dann zu einer Frage des Bildungssystems einer Gesellschaft und des allgemeinen Zugangs zu diesem wird.) – Entsprechendes gilt heute von der Software, deren Herstellung enorm teuer, deren Kopie fast nichts kostet. Es braucht künstlichen Schutz und rechtliche Barrieren gegen an sich jederzeit mögliche »allgemeine« Aneignung, ein Widerspruch, der in der Sprache des Kapitals die Kategorie der »shareware« hervorgetrieben hat.

Im Anschluß an ein Zitat von Hobbes (die »wahre Mutter der Wissenschaft« ist die Mathematik, während der Handwerker als Urheber der durch sie ermöglichten Erfindung gilt, »wie die Hebamme dem einfachen Volk als die Mutter«) kommentiert Marx: »Das Produkt der geistigen Arbeit – die Wissenschaft – steht immer tief unter ihrem Wert.« (MEW 26.1, 329)

Die große Industrie, »welche die Wissenschaft als selbständige Produktionspotenz von der Arbeit trennt und in den Dienst des Kapitals preßt« (MEW 23, 382), eignet sich das für sie Nutzbare aus dem gesellschaftlichen Arsenal wissenschaftlichen Wissens zunächst gratis an, wie sie sich die Naturkräfte aneignet. Für sie gilt entsprechend, was für die »aus Kooperation und Teilung der Arbeit entspringenden Produktivkräfte«, die über die Summe der einzelnen Arbeitskräfte hinausgehen, gilt: »Sie sind Naturkräfte der gesellschaftlichen Arbeit. Naturkräfte, wie Dampf, Wasser usw., die zu produktiven Zwecken angeeignet werden, kosten ebenfalls nichts. [...] Wie mit den Naturkräften verhält es sich mit der Wissenschaft. Einmal entdeckt, kostet das Gesetz über [...] Erzeugung von Magnetismus im Eisen, um das ein elektrischer Strom kreist, keinen Deut.« (MEW 23, 407) In einer Fußnote fügt Marx hinzu: »Die Wissenschaft kostet dem Kapitalisten überhaupt 'nichts', was ihn durchaus nicht hindert, sie zu exploitieren. Die 'fremde' Wissenschaft wird dem Kapital einverleibt wie fremde Arbeit.« (Ebd.) – »Da diese natural agents nichts kosten«, heißt es in einem der Manuskripte von Marx, »gehn sie in den Arbeitsprozeß ein, ohne in den Verwertungsprozeß einzugehn. Sie machen die Arbeit productiver, ohne den *Werth des Products* zu erhöhn [...] Die Anwendung der *natural agents* [...] fällt zusammen mit der Entwicklung der *Wissenschaft*, als eines selbständigen Factors des Productionsprozesses [...] Die Wissenschaft erhält den Beruf, Productionsmittel des Reichtums zu sein« (z.n. Jungnickel, 1975, 807).

»Aber zur Ausbeutung dieser Gesetze für Telegraphie usw. bedarf es eines

sehr kostspieligen und weitläufigen Apparats.« (MEW 23, 407f) »Wie aber der Mensch eine Lunge zum Atmen braucht, braucht er ein 'Gebild von Menschenhand', um Naturkräfte produktiv zu konsumieren. Ein Wasserrad ist nötig, um die Bewegungskraft des Wassers, eine Dampfmaschine, um die Elastizität des Dampfes auszubeuten.« (Ebd., 407) – Allgemeine Arbeit wäre dann »allgemein«, weil bei der »Einverleibung ungeheurer Naturkräfte und der Naturwissenschaft in den Produktionsprozeß« (408) nur das *Anwendungsmittel*, nicht das *Angewandte* kostet.

Aber läßt sich dann die vom Kapital unmittelbar »in Sold genommene Wissenschaft« (460) noch als allgemeine Arbeit denken? Wird in diesem Sinn »die 'fremde' Wissenschaft dem Kapital einverleibt wie fremde Arbeit«, im Modus der lebendigen Arbeit, d.h. als wissenschaftliche Lohnarbeit, ist sie jedenfalls nicht mehr gratis. Wären daher nicht Formen wissenschaftlicher Tätigkeit zu unterscheiden, etwa öffentlich-akademische und vom Kapital direkt subsumierte Forschung? Dann hieße allgemeine Arbeit soviel wie »öffentliche Arbeit«, aber dadurch wäre die Spezifik des Wissenschaftlichen verschwunden und nur eine Bestimmung allgemeiner Aneigenbarkeit übriggeblieben, wie sie für geistige Produkte gilt: *im Gebrauch werden sie nicht verbraucht*, eher angereichert.

2.3 *Begriffsentwicklung*. – Die Verwendung des 'unfertig' gebliebenen Terms allgemeine Arbeit bei Marx ist nicht einheitlich. Stellenweise sieht es aus, als repräsentierte »allgemeine Arbeit« eine unklare, aber denkstrategisch als zentral empfundene theoretische Intuition und als würde Marx den Term tastend und experimentell, gleichsam auf der Suche nach seiner Bedeutung verwenden.

2.31 In den Hodgskin-Exzerpten (*Londoner Hefte* 1850-53, MEGA IV.8, 549ff) läßt sich verfolgen, wie Marx Impulse zum späteren Begriff der allgemeinen Arbeit aufnimmt. Hodgskin definiert politische Ökonomie als die Wissenschaft von allen Faktoren, welche die Produktivität der Arbeit beeinflussen. Dabei unterscheidet er, wie Marx halb referiert, halb exzerpiert, »zwei species von Arbeit«, die »mentale« »der Beobachtung und Feststellung, durch welche Mittel die materielle Welt uns am meisten Reichtum geben« wird, »und die Arbeit der Umsetzung dieser Mittel [...] in Ausführung« (549; im Original fast durchgehend englisch, übers. WFH). »Beide Arten Arbeit [werden,] obgleich in versch[iednen] Graden[,] practiced by almost every individual.« Marx notiert sich historische Beispiele, die Hodgskin bringt: Nahrungspflanzen als Zuchtprodukte, »Verbesserungen in der Schiffskunst, Geographie, Astronomie, größres skill der Schiffsbauer« usw. usf. (550). Hodgskin nennt auch Sprache, »'language' (weil dieß das Instrument des Gedankens)« (552). Als Funktionszusammenhang und Sequenz der Hervorbringung solcher allgemeiner Wissens- und Könnensbedingungen gesellschaftlichen Reichtums zieht Marx aus Hodgskin: »Die Noth der Arbeit erzeugt observation, diese knowledge, diese wächst mit der Bevölkerung – Unser *Wille* hat gar nichts damit zu thun [...] *Die politische Ökonomie hat nachzuweisen 1)* den influence of knowledge on productive power *und 2)* die natural laws which regulate the progress of society in knowledge. [...] *Nun der Einfluß von Religion, Freiheit etc Presse u.s.w. auf die Entwicklung dieser Geschichte.*« (Ebd.)

2.32 Um Äquivokationen zu vermeiden, ist zu beachten, daß Marx den Term allgemeine Arbeit zunächst für die Wertsubstanz verwendet. »Das Product ist Tauschwerth, *vergegenständlichte allgemeine Arbeit*, obgleich es unmittelbar nur die Vergegenständlichung der unabhängigen Privatarbeit des Individuums ist.« (MEGA II.2, 53; *Gr* 908) Das Geld (»Titel auf die allgemeine Production«, ebd. 59) bestimmt er entsprechend als »unmittelbare Gegenständlichkeit der allgemeinen Arbeit« (53), zugleich »allgemeine Form«, die allen Waren anzunehmen bestimmt ist, weil »das Product der besondren Arbeit als Vergegenständlichung der *allgemeinen* gesellschaftlich sich bewähren muß«, indem es Geldform annimmt, und sich so »als allgemeines gesellschaftliches« bewährt (ebd.). »Sobald die Arbeit einen durch den gesellschaftlichen Zusammenhang bestimmten Inhalt besizt, – dieß ist die stoffliche Bestimmtheit und Voraussetzung – gilt sie als allgemeine Arbeit.« (Ebd.) (André Gorz kennt bei der Erörterung der Marxschen Arbeitsutopie nur diesen Begriff der allgemeinen Arbeit – vgl. 1989, 43.) Marx fährt fort: »Die Form der Allgemeinheit der Arbeit bestätigt sich durch ihre Realität als Glied einer Totalität von Arbeiten, als besondre Existenzweise der gesellschaftlichen Arbeit.« (Ebd., 53) – In dieser Fassung findet sich allgemeine Arbeit auch in *Zur Kritik*. Während die Waren »das selbständige Dasein des Tauschwerts, der allgemeinen gesellschaftlichen Arbeit [...] nur vorstellen, ist Gold *das materielle Dasein des abstrakten Reichtums*.« (MEW 13, 102) In *K I* wird das, was bisher allgemeine Arbeit genannt wurde, dann zur gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die als abstrakte den Wert bildet. Wenn in *Zur Kritik* das Geld »der Form nach die unmittelbare Inkarnation der allgemeinen Arbeit und dem Inhalt nach der Inbegriff aller realen Arbeiten« sein soll (MEW 13, 103), so wird dies in der 2. Auflage von *K I* einheitlich präzisierend übersetzt; etwa in der zweiten und dritten Eigentümlichkeit der Äquivalentform: konkrete Arbeit (Äquivalent produzierende) wird »zur Erscheinungsform ihres Gegenteils [...], abstrakt menschlicher Arbeit [...] Privatarbeit zur Form ihres Gegenteils, zu Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form« (MEW 23, 73). Wo es in *Zur Kritik* heißt: »Tauschwert setzende Arbeit ist daher *abstrakt allgemeine Arbeit*« (MEW 13, 17), spricht Marx von nun an von »menschlicher Arbeit überhaupt« (MEW 23, 74), so schon in der 1. Auflage von *K I*: »Der Werth der Waaren aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Verausgabung *menschlicher Arbeitskraft* überhaupt.« (MEGA II.5, 24; vgl. MEW 23, 59)

2.4 Allgemeine Arbeit ist zu unterscheiden vom Begriff der »Arbeit als allgemeinem Produktionsagenten«, den Marx gewinnt, indem er die gesellschaftliche Formbestimmtheit der Lohnarbeit und damit »die bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen diese Arbeitskraft verkauft wird«, abspaltet von der allgemeinen Basisnotwendigkeit der Arbeit (MEW 25, 831). Zu unterscheiden ist allgemeine Arbeit auch vom vielgliedrigen Arbeitsprozeß des »Gesamtarbeiters« als des »kombinierten Arbeitspersonals« (MEW 23, 531).

Allgemeine Arbeit ist ferner zu unterscheiden von »Allgemeinheit der Arbeit«, der sich eine Gesellschaft nach »Beseitigung der kapitalistischen Produktionsform« desto mehr annähert, »je gleichmäßiger die Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ist, je weniger eine Gesellschaftsschichte die

Naturnotwendigkeit der Arbeit von sich selbst ab- und einer andren Schichte zuwälzen kann« (MEW 23, 552).

Jedoch kommunizieren diese beiden Bestimmungen mit dem Begriff der allgemeinen Arbeit. Denn die Allgemeinheit der Arbeit ist eine Bedingung für die Emanzipation der allgemeinen Arbeit aus ihren Sonderformen, das heißt für eine Minimierung der »notwendigen Arbeit der Gesellschaft ..., der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigewordne Zeit und geschaffnen Mittel entspricht« (MEW 42, 601; *Gr,* 593). Wirklich frei wird Arbeit in diesem doppelten utopisch geladenen Sinn nur als allgemeine. In ihr findet das Individuum seine »Selbstverwirklichung« (MEW 42, 512; *Gr,* 505). Das Beispiel, das Marx in die Feder fließt, ist eines der künstlerischen Produktion, nämlich Komponieren (»verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung«, ebd.). »Die Arbeit der materiellen Produktion kann diesen Charakter nur erhalten, dadurch daß 1. ihr gesellschaftlicher Charakter gesetzt ist, 2. daß sie wissenschaftlichen Charakters, zugleich allgemeine Arbeit ist, nicht Anstrengung des Menschen als bestimmt dressierter Naturkraft, sondern als Subjekt, das in dem Produktionsprozeß nicht in bloß natürlicher, naturwüchsiger Form, sondern als alle Naturkräfte regelnde Tätigkeit erscheint.« (Ebd.)

2.5 Wo Marx auf Automationsarbeit vorausblickt, sieht er solche Überschreitung des Kapitalismus als immanente Tendenz desselben vorgezeichnet: Unmittelbare Arbeit wird hier »sowohl quantitativ zu einer geringern Proportion herabgesetzt, wie qualitativ als ein zwar unentbehrliches, aber subalternes Moment gegen die allgemeine wissenschaftliche Arbeit, technologische Anwendung der Naturwissenschaft nach der einen Seite, wie ⟨gegen die⟩ aus der gesellschaftlichen Gliederung in der Gesamtproduktion hervorgehende allgemeine Produktivkraft – die als Naturgabe der gesellschaftlichen Arbeit (obgleich historisches Produkt) erscheint. Das Kapital arbeitet so an seiner eignen Auflösung als die Produktion beherrschende Form.« (MEW 42, 596; *Gr,* 587f) Seine Auflösung befreit den *allgemeinen Reichtum* und die *allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes* aus ihrer gegensätzlichen Anordnung im Verhältnis zur *unmittelbaren Arbeit als allgemeinem Produktionsagenten*: »Die *Surplusarbeit der Masse* hat aufgehört, Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein, ebenso wie die *Nichtarbeit der Wenigen* für die Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes.« (MEW 42, 601; *Gr,* 593) Weder die unmittelbare Arbeit des Menschen noch seine Arbeitszeit ist dann noch die Grundlage des Reichtums, »sondern die Aneignung seiner eignen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper – in einem Wort die Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums« (ebd.). »Allgemein« in bezug auf Arbeit hätte dann die Bedeutung, daß die Arbeitenden in ihr sich mitsamt ihrer eignen Gesellschaftlichkeit die in der Geschichte herausgearbeiteten »allgemeinen Mächte« aneignen. Dazu fügt sich die Metapher vom *allgemeinen Verstand* und seinem Verhältnis zum »allgemeinen gesellschaftlichen Wissen«: Die Entwicklung des Anlagekapitals »zeigt an, bis zu welchem Grade das allgemeine gesellschaftliche Wissen, knowledge, zur *unmittelbaren Produktivkraft* geworden ist und daher die Bedingungen des

gesellschaftlichen Lebensprozesses selbst unter die Kontrolle des general intellect gekommen und ihm gemäß umgeschaffen sind« (MEW 42, 602; *Gr*, 594). – Man muß sich hüten, den »allgemeinen Verstand« als einen politischen Mythos wie Rousseaus *allgemeinen Willen* aufzufassen: er würde dann zum Deckwort für die komplexe Aufgabe der Vermittlung der Willen (und Handlungen) vieler, eine strategische Frage, zu der sich bei Marx nicht viel mehr als nichts findet.

2.6 Einiges deutet darauf hin, daß Marx beim Begriff allgemeine Arbeit, als Arbeit im öffentlichen Interesse und für allgemeinen Nutzen, auch an seine eigene theoretische Arbeit dachte, die ja freie Arbeit und von »verdammtestem Ernst, intensivster Anstrengung« war. Was er von Milton gesagt hat (MEW 26.1, 377), könnte auch von ihm gesagt werden: wie »ein Seidenwurm Seide produziert«, so er, »als Betätigung *seiner* Natur«, seinen Beitrag zur Entschlüsselung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Im übrigen war zu seiner Zeit Großforschung noch nicht bekannt, und die »Lohnforschung« steckte noch in den Anfängen. Auch staatliche Geheimforschung (etwa in der Kriegstechnik) gab es erst in Ansätzen. Es fragt sich, ob er diese partikulären und unöffentlichen Formen der Wissenschaft als allgemeine Arbeit bestimmt haben würde. Eine Notiz des jungen Marx zeigt, daß er wissenschaftliche Tätigkeit als einsame und freie dachte: »Allein auch wenn ich *wissenschaftlich* etc. tätig bin, eine Tätigkeit, die ich selten in unmittelbarer Gemeinschaft mit anderen ausführen kann, so bin ich *gesellschaftlich*, weil als *Mensch* tätig. Nicht nur das Material meiner Tätigkeit ist mir – wie selbst die Sprache, in der der Denker tätig ist – als gesellschaftliches Produkt gegeben, mein *eignes* Dasein *ist* gesellschaftliche Tätigkeit.« (MEW 40, 538) Das Material sind Texte, die im britischen Museum ebenso allgemein zur Verfügung stehen wie die Sprache, die hier als Inbegriff eines allgemeinmenschlichen Mediums fungiert; nicht anders wird das eigene Produkt zur Verfügung stehen. Indem Marx Wissenschaft in dieser Hinsicht mit Sprache parallelisiert, denkt er sie (unter problematischer Abstraktion von Herrschaft, Eigentum, die sich z.B. als Geheimhaltung oder Ausschließung anderer von der Nutzung äußern) als konstitutiven Bestandteil des menschlichen Wesens in seiner Wirklichkeit (bzw. konkreten Möglichkeit).

3. Bei den Nachfolgern scheint der Begriff allgemeine Arbeit zunächst keine Rolle zu spielen. Wichtig wurde er in der Geschichte der Arbeiterbewegung und der »kommunistischen« Staaten, als es der wissenschaftlichen Intelligenz darum gehen mußte, eine eigenständige Legitimität zu gewinnen. Der Begriff allgemeine Arbeit bietet sich hierfür an, indem er wissenschaftliche Tätigkeit nicht nur als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, sondern sogar als zunehmend wichtigen Teil derselben faßt, dem die weniger werdende »unmittelbare Arbeit« in der Perspektive der Automation sogar »subaltern« beigeordnet sein soll (vgl. oben das Zitat aus MEW 42, 596). Doch verläuft die Rezeption nur partiell (vgl. Fogarasi 1955, 107f; Wolkow 1970, 253; Kröber/ Laitko 1975, 165f) und dem Vorwurf ausgesetzt, die Auffassung von Wissenschaft als allgemeine Arbeit führe zum Verfehlen der »materialistischen Basis der Widerspiegelungstheorie« (Hörz 1974, 43ff, z.n. Ruben 1976, 23). Wer innerhalb des ML das Konzept der allgemeinen

Arbeit aufgreift, muß daher beanspruchen, die Widerspiegelungs- bzw. Abbildtheorie zu stärken.

3.1 Rilling (1975, 52) versucht, in Auseinandersetzung etwa mit Kröber/ Laitko (1975) und in den Grenzen des Innen-Außen- bzw. Idee-Materie-Schemas des ML, das »Allgemeine« an der wissenschaftlichen Arbeit als *stoffliche* Besonderheit zu fassen; von gesellschaftlichen Formbestimmungen sei bei der Analyse insoweit zu abstrahieren. Statt als eine besondere Betätigung des allgemeinen Erkenntnisvermögens begreift er wissenschaftliche Arbeit »als Betätigung eines besonderen Erkenntnisvermögens«. Bezeichnenderweise rutschen hier wieder Elemente von Formbestimmtheiten (der Produktionsverhältnisse) dazwischen, wenn es heißt, daß »die Rolle der wissenschaftlichen Arbeit innerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses durch die Aufhebung der Trennung der wissenschaftlichen Arbeit von materiellen und/oder ideellen Arbeitsmitteln bestimmt« sei. Aber was sind »ideelle Arbeitsmittel«? Falls es äußerliche Informationsquellen, Rechenaggregate oder dgl. sind, existieren sie materiell; falls »innere«, fallen sie einfach mit den Fähigkeiten zusammen und sind vom Individuum nicht trennbar, kann also auch ihre Abtrennung nicht aufgehoben werden. Die entsprechenden Formbestimmungen finden in stofflichen Eigenarten ihre Auftreffstruktur, fallen aber nicht mit ihnen zusammen.

Die stoffliche Besonderheit des Produkts wissenschaftlicher Arbeit im Unterschied zur materiellen Produktion liegt für Rilling im Charakter der *Information*, die er als »ideelle Widerspiegelungen objektiv realer bzw. objektiv-real bestimmter Untersuchungsgegenstände« bestimmt (ebd., 55). Sie bilden das »ideelle Erkenntnismittel«: die »in den Arbeitsprozeß eingehenden Erkenntnisfonds«, dazu die »spezifischen Methoden (Aufforderungen und Leitprinzipien), die zugleich verhaltensorientierende Funktionen ausüben«. »Aufgrund seines ideellen Charakters« ist das Wissen »im Prinzip *überall/von jedermann/unbegrenzt* nutzbar, da sich der vorhandene Wissensvorrat durch die gesellschaftlich-kommunikative Weiterleitung bzw. Nutzung nicht verringert« (ebd., 57). – Das Verhältnis von Form- und Stoffseite bleibt hier ebenso ungeklärt wie der Abbild- bzw. Widerspiegelungscharakter in der Spannung zwischen Objekt und auf Nutzung zielendem Zugriff. Hier hakt Ruben ein.

3.2 Peter Ruben, von dem der prägnanteste Ausarbeitungsversuch zum Begriff der allgemeinen Arbeit stammt, steht nicht an zu erklären, »daß Marxens Begriff der Wissenschaft (als allgemeine Arbeit) die legitime Fortsetzung des Hegelschen Begriffs des Geistes ist«, wobei Hegel »bekanntlich [...] den Geist als den *Arbeiter* par excellence« gefaßt habe (1976, 16). »Während aber nun Hegel die *Identifikation* zwischen den Begriffen der Arbeit und des Geistes unterstellt, löst Marx gerade diese Identifikation auf und bestimmt die Wissenschaft als das allgemeine *Moment* der Arbeit, das sich unter den Bedingungen des Privateigentums gegen die unmittelbaren Produzenten gerichtet sieht.« (Ebd.) Ruben registriert »Geburtswehen einer qualitativ neuen Entwicklungsstufe im Verhältnis der Wissenschaft zur Gesellschaft«, die er für »die Reflexion [...] des internationalen Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus« hält (ebd., 7).

Furth u.a. haben in dieser Linie den Begriff des *Allgemeinen* durch den des *Intellektuellen* ersetzt; sie fassen »Wissenschaft als besondere Form des intellektuellen Moments der Arbeit«, dann wieder als »intellektuelles Moment der industriellen Produktion« (1980, 275). Als vorgängige Sonderform gilt ihnen die *Erfahrung*; über sie geht die Wissenschaft dadurch hinaus, daß sie »Naturkräfte in allgemeiner Form in Produktionsagenten verwandelt« (ebd., 273). So setzen abstrakt-allgemeine Begriffe wie der der »Kraft« die »praktische Fähigkeit voraus, die betreffenden Momente als Eigenschaften möglichst vieler verschiedener bestimmter Dinge realiter darstellen zu können«, zum Beispiel Antrieb aus »Wind-, Wasser-, Wärme-, Atomkraft etc.« (ebd., 274). – Trotz dieser Revision der Position Rubens erklären Furth u.a. die »Ausarbeitung der von Marx [...] ja nur umrissenen Auffassung der Wissenschaft als 'allgemeine Arbeit'« zu einem »Desiderat«, und zwar aus folgendem Grund: »Ist die Repräsentation eines Allgemeinen durch ein konkret Einzelnes als ein *materielles* Abbild zu begreifen, das als Arbeitsmittel der 'allgemeinen Arbeit' Einheit von Subjektivem und Objektivem ist, so läßt sich auf dieser Grundlage nicht nur jede mechanizistische Verkürzung der Widerspiegelungstheorie abwehren, sondern auch über die Versicherung wirklich hinauskommen, daß die Widerspiegelung als Einheit von aktiven und passiven Momenten zu begreifen sei« (ebd., 272). Den Schlüssel zu diesen Versicherungen bietet Ruben.

Allgemeine Arbeit gilt Ruben als präzise und gültige Definition wissenschaftlicher Tätigkeit, wobei »Entdeckung« für die objektive, »Erfindung« für die subjektive »Erscheinungsweise« derselben steht; beide zusammen konstituieren »die Produkte, in denen sich allgemeine Arbeit vergegenständlicht« (1976, 11f). Wissenschaft ist ihm »die konkret-allgemeine Arbeit, während die materielle Produktion bzw. die Gebrauchswerterzeugung die konkret-einzelne Arbeit ist. Konkret-einzelne und konkret-allgemeine Arbeit bilden die beiden Momente der konkreten Arbeit der Menschengattung, während die Abstraktion von der Verschiedenheit der Gebrauchsarten ihrer Bedingungen und Produkte zur abstrakt-allgemeinen Arbeit führt.« (12) Dabei gebraucht Ruben »Wissenschaft« ausdrücklich im weiten Sinn, absehend von der Spezialisierung in der Arbeitsteilung und ihrer gesellschaftlichen Einrichtung: »Insofern also eine (außermenschliche) Naturkraft als Agent dieser Produktion auftritt, ist Wissenschaft verwirklicht – und zwar völlig unabhängig davon, ob die Wissenschaft auch sozial institutionalisiert ist oder nicht [...] Das objektive Dasein einer Naturkraft als Agent der Produktion widerspiegelt das subjektive Dasein der Wissenschaft als des allgemeinen Moments der Produktion!« (14)

Dagegen lassen sich zwei Einwände erheben: 1. »Allgemein« steht hier für die allen in der Produktion fungierenden Wirkprozessen gemeinsamen Grundlagen, also die Naturgesetze; indem jedoch das »objektive Dasein einer Naturkraft als Agent der Produktion« als zureichende Bestimmung genommen wird, verliert diese ihren Sinn, träfe auch auf tierische Aktivitäten zu. 2. Wie dem Kapitalisten der erste Stein, den der Wilde ergreift, um ihn als Werkzeug zu benützen, spontan als 'Kapital' erscheint, so hier dem Wissenschaftler als Wissenschaft. – Marx interessiert sich im Gegensatz hierzu für das gesellschaftliche Verhältnis von Wissenschaft zum Arbeiter, in das diese dadurch gesetzt wird, daß sie überhaupt

erst vom Kapital in systematischer Form im Produktionsprozeß angewandt und dabei in die Kapitalform eingeschlossen wird: »Damit zugleich *Trennung der Wissenschaft*, als auf die Production *angewandter Wissenschaft* von der *unmittelbaren Arbeit*, während auf den früheren Stufen der Production beschränktes Maß der Kenntnis und der Erfahrung unmittelbar mit der Arbeit selbst verbunden ist, sich nicht als von ihr getrennte, selbständige Macht entwickelt, daher auch im Ganzen nie hinauskommt über traditionell fortgeübte und nur sehr langsam und im Kleinen sich erweiternde Receptsammlung.« (Z.n. Jungnickel, 808) Marx fährt fort, wissenschaftliche Kompetenz unter solchen Bedingungen als komplementäres Gegenstück zur entsprechenden Inkompetenz des Arbeiters zu beschreiben. Hier geht Ruben beruhigend dazwischen: »Selbstverständlich ist eine solche Erscheinungsweise der Wissenschaft nicht dem Charakter der Wissenschaft als solcher geschuldet, sondern den sozial-ökonomischen Bedingungen, unter denen sie verwirklicht wird.« (1976, 15) Das Privateigentum verkörpert und verwirklicht jene Trennung. Und kontrafaktisch verkündet Ruben: »Ebenso also wie die sozialistische Negation des Privateigentums an den gegenständlichen Arbeitsbedingungen die Entfremdung der Arbeiter von diesen beseitigt, ebenso liquidiert sie deren Trennung von der Wissenschaft.« (Ebd., 15)

In der von Ruben zur Definition von allgemeiner Arbeit erhobenen Formulierung von Marx bezeichnet »das Wort 'allgemein' [...] den [...] artspezifischen Unterschied, das Wort 'Arbeit' die entsprechende Gattung.« (Ebd., 16) »Mit der Definition der Wissenschaft als allgemeine Arbeit wird unterstellt, daß die wissenschaftliche Erkenntnis das *allgemeine Moment* der materiellen Produktion ist. Ihre *artspezifische* Besonderheit besteht also gerade darin, das *Allgemeine* dieser Produktion selbst zum Inhalt zu haben.« (Ebd., 15)

Ruben bestimmt die Spezifik des Wissenschaftsprodukts mit dem Begriff der »Modelle (einschließlich der zu ihnen gehörigen Theorien)«. Sie seien »*Geltungsinstanzen für die Urteile* der entsprechenden Theorien [...] Und eben als solche sind sie gegenständliche Vertreter für Allgemeines, das wir in den Theorien unter Geistesaufwand betreiben.« (Ebd.) Was Wissenschaft zu allgemeiner Arbeit bestimmt, ist, »daß sie die aus der Umwelt isolierten Gegenstände zu Modellen allgemeiner Bestimmungen macht«, eine Tat, in welcher »der Geist zu sich kommt« (ebd.). Ruben artikuliert diesen Prozeß parallel zur Wertformanalyse von Marx: die allgemeine Äquivalentform bzw. die Geldform, etwas »Materielles«, »Äußerliches« also, wird reproduziert, wenn der Wert irgendeiner Ware ausgedrückt wird. Sie ist der *Standard* der Wertmessung. Analog dazu fungieren die allgemeinen Standards (oder Etalons) in der Naturwissenschaft. Damit hat Ruben den Widerspiegelungsbegriff auf ein anderes Terrain versetzt. Wissenschaftliche Arbeit produziert Modelle; diese – von ihm »auch 'Urbilder' oder 'Originale'« genannt – sind, wie er nicht sehr klar sagt, »Spiegel derjenigen Eigenschaften, nach denen sie durch alle ihnen gleichartigen Kopien ersetzbar sind«, durch wissenschaftliche Arbeit produzierte »'allgemeine Äquivalente' von Klassen einander gleichwertiger Gegenstände« (ebd., 25). Wie das Pariser »Urmeter«, welches das Einheitsmaß der Länge materiell vorstellt, sind sie »Repräsentanten, Vorbilder, Musterexemplare, Spiegel der gemeinten [...] Arten« (ebd.).

So hat bei Ruben allgemeine Arbeit den Sinn der *Arbeit an der allgemeinen 'Austauschbarkeit' der Dinge im Sinne ihrer Beherrschbarkeit* erhalten. Indem er umstandslos die Gesellschaft, das entfremdete Gemeinwesen oder Allgemeine zum Subjekt der Arbeit erklärt, deutet er einen utopischen Anspruch der allgemeinen Arbeit an, den er eher verbirgt, wenn er damit schließt, »die Verwandlung der Wissenschaft in ein Organ der Arbeiterklasse« sei »eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit« (40). Das war eine Illusion.

3.3 Andreas Arndt hebt hervor, daß Wissenschaft als allgemeine Arbeit »auch in dem Sinne allgemein sein [muß], daß ihre Ergebnisse, das Interesse an Erkenntnis vorausgesetzt, so allgemein-verständlich sind, daß sie angeeignet werden können [...] Zur Allgemeinheit gehört aber noch etwas anderes: solange die Wissenschaft Angelegenheit einer Kaste von Wissenschaftlern ist, ist sie nicht wirklich allgemein« (1985, 107). Sie werde es erst, wenn sie, wie der junge Marx sagt, »nicht mehr die Sache des Einzelnen, sondern die der Gesellschaft ist. Das verändert nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt« (*KHS*, MEW 1, 267). Aber solche Allgemeinheit setzt gesellschaftliche Umwälzung voraus, Bewegung. Außerhalb ihrer, fährt Arndt fort, bleibt Wissenschaft »per definitionem mangelhaft«. Die »Chance, Organ der Bewegung zu sein und in ihr die Wirklichkeit nicht nur widerzuspiegeln, sondern auch zu schaffen«, hat sie nur, »indem die Allgemeinheit der Erkenntnis handlungsorientierende Funktionen bekommt« (1985, 108). Allgemeinheit als Handlungsorientierung bedeutet zugleich: »Wissenschaft als allgemeine Arbeit kann nur in dem Maße parteilich sein, wie sie Partei nimmt gegen Bornierungen.« Auch sozialistische Politikinstanzen repräsentieren nicht einfach umstandslos das Allgemeine. »Das Verhältnis der Theorieinstanz zur Bewegung ist daher das kritischer Intervention« (ebd.).

3.4 Klaus Holzkamp verknüpft (mit gewisser Nähe zu Ruben) allgemeine Arbeit mit *Denkform*: Die »*materiell-ökonomischen* Grundlagen der verallgemeinert-vorsorgenden Lebenssicherung [...] enthalten [...] notwendig *kognitive Strukturen*« (1983, 285). Von Leontjew (1973, 288) zitiert er das Beispiel vom Axtgebrauch, durch den der Arbeitsgegenstand »nach Merkmalen, die im Werkzeug selbst objektiv vorgegeben sind, praktisch analysiert und verallgemeinert« werde. Für Leontjew wird das Werkzeug daher »zum Träger der ersten echten, bewußten und vernünftigen Abstraktion, der ersten bewußten und vernünftigen Verallgemeinerung« (1973, 288f).

4. Die Marxschen Aussagen zur allgemeinen Arbeit, die z.T. mehr eine Intuition ausdrücken als eine systematisierte Begrifflichkeit, bedürfen unter Bedingungen des transnationalen Kapitalismus und seiner hochtechnologischen Produktionsweise neuer Übersetzung. »Wissen« als kognitive oder informationelle oder algorithmische Produktivkraft ist nicht nur zur entscheidenden Ressource geworden, hinter der die Kontrolle über natürliche Ressourcen zurücktritt; indem bei der Automation die Arbeit »nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozeß eingeschlossen [erscheint], als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozeß selbst verhält« (MEW 42, 601; *Gr*, 592), wird jene

intellektuelle Ressource zu ihrem Medium, in dem sie sich bildet und bewegt. Eigentum an diesem Medium ist nicht mehr ohne weiteres durchsetzbar, wie am massenhaften Kopieren von Programmen ablesbar ist. – Marge Piercy hat in ihrem vielschichtigen Science fiction-Roman *Er, Sie, Es* die Figur der Datenpiratin großgemacht, die eine Befreiung der Informationen aus der Gefangenschaft der Konzerne betreibt: Pionierin einer nachbürgerlichen Öffentlichkeit. – Der illegalen Raubkopie folgend deutet die *share-ware* auf eine Grenze der Warenform/Wertform. Und alle ägyptischen Plagen suchen den hochtechnologischen Kapitalismus und sein 'unterentwickeltes' Umfeld heim, weil er mit der Emanzipation vom Privateigentum an dieser allgemeinen Ressource schwanger geht, ohne sie zur Welt bringen zu können. In der Utopie dieses Zustands wird alle Arbeit tendenziell zu allgemeiner Arbeit, wodurch zugleich die Grenzen zwischen formeller und informeller Arbeit aufgehoben würden.

Bibliographie

Arndt, A., 1985: Karl Marx. Versuch über den Zusammenhang seiner Theorie. Bochum

Brie, M., 1990: Wer ist Eigentümer im Sozialismus? Rechtsphilosophische Überlegungen. Berlin/DDR

Furth, P. (Hrsg.), 1980: Arbeit und Reflexion. Zur materialistischen Theorie der Dialektik. Perspektiven der Hegelschen »Logik«. Köln

Fogarasi, B., 1955: Logik. Berlin/DDR

Gorz, A., 1989: Kritik der ökonomischen Vernunft. Berlin/W

Holzkamp, K., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M, New York

Hörz, H., 1974: Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften. Berlin/DDR

Jungnickel, J., 1975 »Bemerkungen über Wissenschaft und Naturkräfte in einem bisher in Deutsch nicht veröffentlichten Manuskript von Karl Marx«. In: Wirtschaftswissenschaft, 23. Jg., Nr. 6

Kröber, G., und H. Laitko (Hrsg.), 1975: Wissenschaft – Stellung, Funktion und Organisation in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft. Berlin/DDR

Laitko, H., 1979: Wissenschaft als allgemeine Arbeit. Zur begrifflichen Grundlegung der Wissenschaftswissenschaft. Berlin/DDR

Leontjew, A.N., 1973: Probleme der Entwicklung des Psychischen (1959). Frankfurt/M

MEGA = Marx-Engels Gesamtausgabe. Berlin/DDR, Moskau 1975-89, Berlin 1990ff

MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR 1957ff

Mocek, R., 1980: Gedanken über die Wissenschaft – Die Wissenschaft als Gegenstand der Philosophie. Berlin/DDR

Osier, J.-P., 1976: Thomas Hodgskin. Une critique prolétarienne de l'économie politique. Paris

Piercy, M., 1993: Er, Sie und Es. Hamburg (He, She and It, 1991)

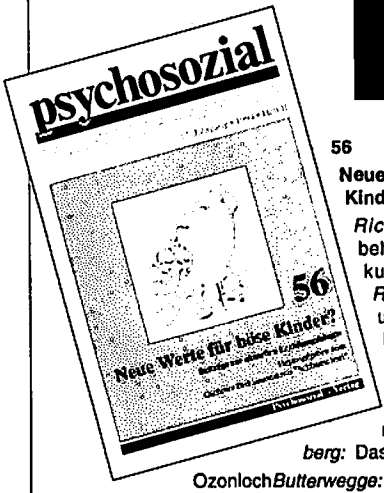
Politische Ökonomie des Sozialismus. Berlin/DDR 1969

Rilling, R., 1975: Theorie und Soziologie der Wissenschaft. Zur Entwicklung in BRD und DDR. Frankfurt/M

Ruben, P., 1976: »Wissenschaft als allgemeine Arbeit. Über Grundfragen der marxistisch-leninistischen Wissenschaftsauffassung«. In: Sozialistische Politik, 8. Jg., Nr. 36, 7-40

Die aktuellen Hefte der Zeitschrift

psychosozial

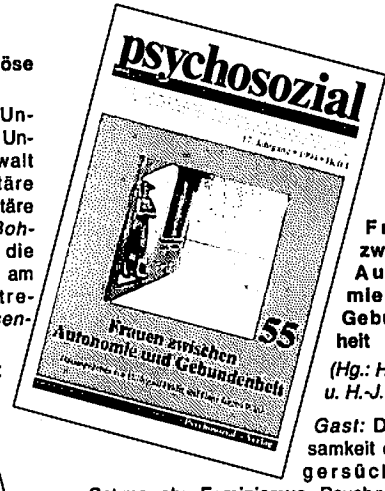


56

Neue Werte für böse Kinder?

Richter: Zum Unbehagen in der Unkulter der Gewalt *Rost:* Autoritäre und antiautoritäre Erziehung *Bohleber:* Sind die 68er schuld am Rechtsextremismus? *Eisenberg:* Das moralische Ozonloch *Butterwegge:* Jugendgewalt

ISBN 3-930096-28-5 **32.- DM**



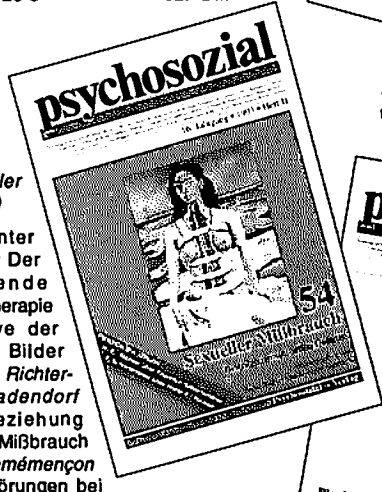
55

Frauen zwischen Autonomie und Gebundenheit

(Hg.: H. Felder u. H.-J. Wirth)

Gast: Die Einsamkeit der Magersüchtigen *Schmauch:* Feminismus, Psychoanalyse und Erziehungsberatung

ISBN 3-930096-27-7 **32.- DM**



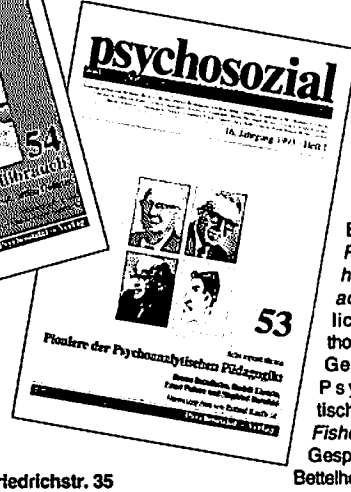
54

Sexueller Mißbrauch

(Hg.: E. Brähler u. A. Overbeck)

Hirsch: Latenter Inzest *Bruder:* Der mißbrauchende Vater in der Therapie *Bange:* Motive der Täter *Brosig:* Bilder eines Inzestes *Richter-Appelt und Ladendorf* Eltern-Kind-Beziehung und sexueller Mißbrauch *Moggi und Clemémençon* Psychische Störungen bei inzestbetroffenen Frauen

ISBN 3-930096-25-0 **32,- DM**



53

Pioniere der Psychoanalytischen Pädagogik:

B. Bettelheim, R. Ekstein, E. Federn & S. Bernfeld *(Hg.: Roland Kaufhold) Krumenacker:* Menschlichkeit als Methode *Federn:* Zur Geschichte der Psychoanaiytischen *Pädagogik Fisher:* Ein letztes Gespräch mit Bruno Bettelheim

ISBN 3-930096-23-4 **32,- DM**

Bestell Coupon:

Psychosozial Verlag, Dr.Hans-Jürgen Wirth, Friedrichstr. 35
35392 Gießen, Tel: 0641/77819, Fax: 0641/390716

Hiermit bestelle ich
❑ ab Heft _____ ein Abonnement: jährlich 4 Hefte zum Preis von DM 98 zzgl. Versand
❑ ab Heft _____ ein Studentenabo: jährlich 4 Hefte zum Preis von DM 49 zzgl. Versand
❑ Einzelhefte ❑ 53 ❑ 54 ❑ 55 ❑ 56 je DM 32
❑ Zwei Hefte zum Kennenlernen _____/_____ für DM 48 zzgl. Versand

Name:

Straße:

PLZ/Ort:

Datum/Unterschrift:

Frigga Haug

Familienarbeit/Hausarbeit

In einer Zeit massenhafter Abkehr von Marx, auf die vereinzelt mit Dogmatismus geantwortet wird, scheint es mir wichtig, durch Kritik lebendig zu halten, was von Marx Dauer haben kann. Gerade von feministischem Standpunkt gilt es, einiges zurechtzurücken. – Schon zu Beginn feministischer Auseinandersetzung mit Marx, zu der dalla Costa 1973 den Anstoß gab, hatte ich das unruhige Gefühl, daß in der »Hausarbeitsdebatte« Wichtiges in einer Weise aufgenommen war, die Wesentliches verfehlte. Zwanzig Jahre später und vor dem Hintergrund der alten Debatte ist ein erneuter Versuch fällig, sich der Problematik in genauer Lektüre von Marx und Engels zu nähern.

1. In seinem Vorwort zu *Der Ursprung der Familie* skizziert Engels, was unter »Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens« (MEW 21, 27) zu verstehen sei: »Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andrerseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung.« (Ebd., 28) Er nennt beides »Produktionen« und liefert in dieser Weise einen Ausgangspunkt für eine Theorie von Frauenunterdrückung, deren Ausarbeitung er selbst jedoch durch die folgenden Bestimmungen verstellt, in denen er die beiden Produktionsarten in der weiteren Entwicklung bestimmt als »einerseits ... Arbeit, andrerseits ... Familie« (ebd.). Indem er solcherart eine Trennung vornimmt in Arbeit – der Nahrung, Kleidung, Wohnung etc. zugehörig sein sollen – und Familie, bleibt ihm für letztere und damit auch für eine Theorie von Frauenunterdrückung nichts als die Organisation biologischer Prozesse und ihre Verrechtlichung und Verstaatlichung. Familienarbeit kann nicht gedacht werden. Folgerichtig untersucht er im *Ursprung der Familie* die Organisationen der Fortpflanzung, nicht jedoch, in welchem Verhältnis die in der Familie verrichteten Arbeiten zur Gesamtarbeit und zur Reproduktion von Gesellschaft stehen. Dabei war Engels an anderer Stelle, im Zusammenhang mit der Fortentwicklung von Gesellschaft, durchaus klar, daß in Familie auch gearbeitet wird. Im historischen Rückblick sagt er im *Anti-Dühring*: »Alle Entwicklung der menschlichen Gesellschaft über die Stufe tierischer Wildheit hinaus fängt an von dem Tage, wo die Arbeit der Familie mehr Produkte schuf, als zu ihrem Unterhalt notwendig waren, von dem Tage, wo ein Teil der Arbeit auf die Erzeugung nicht mehr von bloßen Lebensmitteln, sondern von Produktionsmitteln verwandt werden konnte.« (MEW 20, 180) Engels interessiert sich hier nicht weiter dafür, welche Bedeutung dieser Prozeß für den zurückbleibenden Teil hat, den er »Erzeugung von bloßen Lebensmitteln« nennt, sondern blickt allein auf den gesellschaftlichen Fortschritt, der aus dem Überschuß des Arbeitsprodukts über die Unterhaltungskosten der Arbeit kommt, als Grundlage aller »gesellschaftlichen, politischen und intellektuellen Fortentwicklung« (ebd.).

Anders Marx. Im *Kapital* kennt er durchaus, wenn auch nur am Rande, *Familienarbeit*. So bezeichnet er zum einen jene für die Manufaktur typische Organisation

von Arbeit in kleinen, durch Familien betriebenen Werkstätten, die wir bis heute aus der Landwirtschaft kennen. Sie bedeutet die Verwandlung der Lebenszeit aller Familienmitglieder einschließlich der Kinder in Arbeitszeit. Im Zusammenhang mit der Durchsetzung der Fabrikgesetzgebung schreibt er über die »Regulation der sog. Hausarbeit ... als direkter Eingriff in die patris potestas ... die elterliche Autorität«, es sei dies »ein Schritt, wovor das zartfühlende englische Parlament lang zurückzubeben affektierte. Die Gewalt der Tatsachen zwang jedoch, endlich anzuerkennen, daß die große Industrie mit der ökonomischen Grundlage des alten Familienwesens und der ihr entsprechenden Familienarbeit auch die alten Familienverhältnisse selbst auflöst.« (MEW 23, 513) Marx spricht hier u.a. über »das Recht der Kinder«; sein Gegenstand ist die Zersetzung der Familie durch Warenproduktion und damit der Zusammenstoß zweier unterschiedlicher Produktions- und Lebensweisen: der Marktlogik, die den freien Warenbesitzer voraussetzt, und der *Familienarbeit* mit der relativen Rechtlosigkeit der Frauen und Kinder. An anderer Stelle schreibt er: »Der Arbeiter verkaufte früher seine eigne Arbeitskraft, worüber er als formell freie Person verfügte. Er verkauft jetzt Weib und Kind. Er wird Sklavenhändler.« (Ebd., 418) Und in der Fußnote dazu ergänzt er, hier finde man »wahrhaft empörende und durchaus sklavenhändlerische Züge der Arbeitereltern mit Bezug auf den Kinderschacher« (ebd.). Marx zitiert eine große Zahl von Fabrikberichten insbesondere über Kinderarbeit, die allesamt zeigen, wie die »Sphären des Handwerks und der Hausarbeit sich in relativ kurzer Zeit zu Jammerhöhlen gestalten« (514), und kommt dann zu dem bekannten perspektivischen Satz: »So furchtbar und ekelhaft nun die Auflösung des alten Familienwesens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichtsdestoweniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter.« (ebd., 514)

Marx' Blick ist nach vorn auf die Organisation der gesellschaftlichen Produktion gerichtet und auf die notwendige Beseitigung alter behindernder Formen. Tatsächlich rückt hier überhaupt nicht in seine Betrachtung, was in der Familie außer der Produktion von Waren noch gearbeitet wird, und demnach auch nicht, in welcher Weise diese Arbeiten der Pflege von Mensch und Natur in den Vergesellschaftungsprozeß eingehen. Unter »Hausarbeit« versteht er hier die innerhäusliche Erwerbsarbeit, das »häusliche Gewerbe« (so auch MEW 23, 316, 363f, 405, 489-93, 629, 699, 733, 776); zum Teil spricht er in diesem Kontext auch von »Hausindustrie« und meint damit ein »auswärtiges Departement der Fabrik, der Manufaktur oder des Warenmagazins« (MEW 23, 485; vgl. auch 533, wo ihn *Hausarbeit* als »Zwitterform« interessiert; sie ist nicht direkt dem Kapital unterstellt, sondern »Wucherer« oder »Kaufmänner« vermitteln den Druck auf die häuslichen Produzenten). Eine Erwähnung des Familienarbeitsbereichs außerhalb und in Konflikt mit der außerhäuslichen Erwerbsarbeit findet sich schließlich in zwei Fußnoten. Er referiert einen Bericht aus der Baumwollkrise infolge des amerikanischen Bürgerkriegs: »Hygienisch habe die Krise, abgesehn von der Verbannung der Arbeiter aus der Fabrikatmosphäre, vielerlei andre Vorteile. Die

Arbeiterfrauen fänden jetzt die nötige Muße, ihren Kindern die Brust zu reichen, statt sie mit Godfrey's Cordial (einem Opiat) zu vergiften. Sie hätten die Zeit gewonnen, kochen zu lernen.« Und Marx ergänzt: »Unglücklicherweise fiel diese Kochkunst in einen Augenblick, wo sie nichts zu essen hatten. Aber man sieht, wie das Kapital die für die Konsumtion nötige Familienarbeit usurpiert hat zu seiner Selbstverwertung.« (MEW 23, 416f, Fn. 120)

Dieser begriffliche Vorschlag: *für die Konsumtion nötige Familienarbeit*, erlaubt es, Familienarbeiten zusätzlich zu Arbeiten in der Erwerbsform zu fassen, jedoch ist auch in dieser Anordnung die im gleichen Zitat enthaltene Beobachtung, daß »die Muße« fehlte, den Säugling zu stillen, weshalb er schädlich »ernährt« wurde, übergangen. Anders gesprochen: es gibt keinen Ansatzpunkt für die Frage, was eigentlich mit jenen Lebensqualitäten geschieht, die durch Zeiteinsparung, wie sie das Gesetz der Ökonomie erzwingt, zerstört werden. Marx behandelt diese Frage z.B. des Stillens sehr knapp wiederum als Frage des Lohnes: »Da gewisse Funktionen der Familie, z.B. Warten und Säugen der Kinder usw., nicht ganz unterdrückt werden können, müssen die vom Kapital konfiszierten Familienmütter mehr oder minder Stellvertreter dingen. Die Arbeiten, welche der Familienkonsum erheischt, wie Nähen, Flicken usw., müssen durch Kauf fertiger Waren ersetzt werden. Der verminderten Ausgabe von häuslicher Arbeit entspricht also vermehrte Geldausgabe«. (MEW 23, 417, Fn. 121). Marx' Interesse gilt hier dem Umstand, daß die Einbeziehung der Frauen in den kapitalistischen Produktionsprozeß keine Mehreinnahme für die Familien bedeutet, sich also für die Beteiligten nicht wirklich lohnt. Gleichwohl läßt die verschiedentliche Erwähnung von Substituten Raum für weitergehende Analysen.

Im Zusammenhang mit der Analyse der Arbeitsteilung finden wir Ansätze zu einer Theorie von *Familienarbeit*: »Für die Betrachtung gemeinsamer, d.h. unmittelbar vergesellschafteter Arbeit brauchen wir nicht zurückzugehen zu der naturwüchsigen Form derselben, welche uns an der Geschichtsschwelle aller Kulturvölker begegnet. Ein näherliegendes Beispiel bildet die ländlich patriarchalische Industrie einer Bauernfamilie, die für den eignen Bedarf Korn, Vieh, Garn, Leinwand, Kleidungsstücke usw. produziert. Diese verschiednen Dinge treten der Familie als verschiedne Produkte ihrer Familienarbeit gegenüber, aber nicht sich selbst wechselseitig als Waren. Die verschiednen Arbeiten... sind in ihrer Naturalform gesellschaftliche Funktionen, weil Funktionen der Familie, die ihre eigne naturwüchsige Teilung der Arbeit besitzt so gut wie die Warenproduktion... Die durch die Zeitdauer gemeßne Verausgabung der individuellen Arbeitskräfte erscheint hier aber von Haus aus als gesellschaftliche Bestimmung der Arbeiten selbst, weil die individuellen Arbeitskräfte von Haus aus nur als Organe der gemeinsamen Arbeitskraft der Familie wirken.« (MEW 23, 92)

Es ist erstaunlich, daß Marx diesen Befund, daß die einzelnen Produkte nicht primär der verausgabten Zeit entsprechend als mehr oder weniger wert erachtet und verglichen sind, nicht in seinen Folgen für die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und für das gesamte Zivilisationsmodell weiter untersucht hat. Schließlich macht das Kalkül der verausgabten Zeit den Wert auch zu einem Fluch, vor dem die Produkte geschützt werden müssen, so daß gesellschaftlich sich schließlich nur bewähren kann, was möglichst wenig lebendige Zeit verschlingt – dies

das Modell des Fortschritts und der Verarmung in einem. Zugleich erhalten wir hier auch einen Hinweis auf die Sehnsucht, die der Familie noch heute gilt und ihr Dauer verleiht als dem Ort, an dem nicht ständig kostengünstig und arbeitssparend kalkuliert produziert werden muß.

Es gibt bei Marx keine Analyse der Problematik, die sich aus der Unterordnung aller nicht der Lohnform unterliegenden Tätigkeiten unter die Logik des Kosten-Nutzen-Kalküls ergibt – dies sowohl für die Entwicklung der Menschen selbst und ihrer Bedürfnisse als auch für das, was als gesellschaftlich sinnvoll und anerkannt gilt. Seine Begeisterung für eine umfassende Ökonomisierung unterstellt alle Arbeit und ihre Bewertung im Grunde jenem Rationalisierungskonzept, das er für notwendig erachtet, um weiteren »Lebensansprüchen« genügen zu können: »Je mehr die Produktivkraft der Arbeit wächst, um so mehr kann der Arbeitstag verkürzt werden, und je mehr der Arbeitstag verkürzt wird, desto mehr kann die Intensität der Arbeit wachsen. Gesellschaftlich betrachtet wächst die Produktivität der Arbeit auch mit ihrer Ökonomie. Dies schließt nicht nur die Ökonomisierung der Produktionsmittel ein, sondern die Vermeidung aller nutzlosen Arbeit.« (MEW 23, 552)

In den ausführlichen Analysen zur Arbeit im Kapitalismus kommt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nurmehr am Rande vor. Ihr Zustandekommen skizziert Marx als zunächst »naturwüchsig«, eine Teilung auf »rein physiologischer Grundlage«, die durch den Austausch in voneinander abhängige Zweige gerät (MEW 23, 372). Marx verfolgt die Anordnung dieser Bereiche, die für das kapitalistische Zivilisationsmodell zentral ist, nicht weiter. Daß er die in der *Deutschen Ideologie* skizzierten Überlegungen zum Herrschaftscharakter der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung (»Die freilich noch sehr rohe latente Sklaverei in der Familie ist das erste Eigentum... Verfügung über fremde Arbeitskraft« – MEW 3, 32) nicht weiterverfolgt, ist um so merkwürdiger, als sich auf dieser Grundlage eine Gesellschaftsformation entwickelt hat, in der gesellschaftlich im wesentlichen produziert wird, was Profit bringen kann, so daß alle Arbeiten, die dieser Zeitlogik nicht folgen können, die nicht rationalisierbar, automatisierbar, beschleunigbar sind – wie das Pflegen von Mensch und Natur –, liegengelassen, zerstört oder der unentgeltlichen Zuwendung von Frauen überlassen werden. Wir können heute wohl davon ausgehen, daß die Krisen der unbeherrschten und ungehemmten Produktivkraftentwicklung und des Raubbaus an der Natur und ihren Ressourcen mit dieser Logik und Bereichsordnung, der sich die Frauenunterdrückung verdankt, zusammenhängen.

2. Im Marxismus gab es keine weiteren Analysen zum Verhältnis von *Familienarbeit* und *Lohnarbeit* – Untersuchungen zur *Frauenarbeit* in der Familie wurden zur Spezialdomäne von Ethnologen (vgl. etwa Meillassoux). Rosa Luxemburg folgt in diesem Punkt ganz dem Marxschen Blick, Familie als etwas zu sehen, aus dem die Frauen schon »herausgerissen« sind (GW 3, 410ff). Auch Lenin interessiert Familie nur als Ort des Stumpfsinns, aus dem die Frauen herauszuholen sind.

Erst in den 1980er Jahren wurden in der Frauenforschung Überlegungen aufgenommen, welche die Form der Familienarbeit mit einer Analyse gesellschaftlicher

Verhältnisse verbanden. So meinten etwa Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen, Claudia von Werlhof u.a., eine Verallgemeinerung der Subsistenzarbeit könne der fortschreitenden Zerstörung der Dritten Welt Einhalt gebieten.

Die oben erwähnte frühe Diskussion im Feminismus entzündete sich an der Frage der vergessenen Hausarbeit in der Marxschen Wertlehre. Im Anschluß an Maria Rosa dalla Costa (1973) wird die Wertlehre um die als »produktiv« behauptete Hausarbeit erweitert, weil diese in der Form von persönlichen Dienstleistungen die Arbeitskraft als Ware reproduziere und damit hinter dem Rücken der industriellen Produktion für die Vergrößerung des Mehrwerts sorge. Die Rolle der Frau dabei sei in der Form der Familienarbeit unsichtbar gemacht. Auch Frauen produzierten mehr Wert als zu ihrer eigenen Reproduktion nötig sei, einen Mehrwert also, dessen kostenlose Aneignung in den Kapitalprofit eingehe und von Marx nicht berücksichtigt sei. Familie wird in dieser Analyse ein Zentrum gesellschaftlicher Produktion. Hausarbeit wurde ferner als »blinder Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie« (v. Werlhof) herausgestellt. Schwerer wiege, daß Frauenlohndiskriminierung in der Wirklichkeit gerechtfertigt sei, weil Frauen weniger Wert schafften. Dies wird damit erklärt, daß Frauen Männer reproduzieren, ihre eigene Reproduktion aber von ihren Kräften abzuziehen sei. Insofern besäßen Männer faktisch mehr Wert für die Unternehmer bzw. diese kauften mit der Ware Arbeitskraft Mann einen unsichbaren Anteil Frauenarbeit ein (Pohl 1983). Eine praktische Konsequenz solcher Analysen war die Forderung nach Lohn für Hausarbeit, eine andere, diese Sphäre einfach abzuschaffen. Einen weiteren Akzent brachte Christel Neusüß in diese Debatte, indem sie herausarbeitete, daß die Ware Arbeitskraft überhaupt nicht umstandslos als Ware, die dem Arbeiter gehört, in die Analyse der Warenproduktion und Wertform eingehen könne, da so die Arbeit der Produzentinnen, der Mütter, und die Hausarbeit unsichtbar würden (1984, 25). (In ihrem Buch findet sich auch eine Zusammenstellung von Auffassungen aus der Geschichte der Arbeiterbewegung, die allesamt deren Ignoranz gegenüber der Produktion des Lebens und der Hausarbeit zeigen.) Die gut 15 Jahre währende internationale Debatte um Hausarbeit und Werttheorie hatte in ihrer Radikalität auch etwas seltsam Akademisches. Statt die Praxen aus dem Bereich der Hausarbeit in die Theorie über den der Lohnarbeit zu zwingen, scheint es weiterführend, Trennung und Zusammenhang beider Bereiche, mit ihren unterschiedlichen Logiken und ihre Funktion für die Reproduktion der Gesellschaft, zu untersuchen.

Blicken wir vom heutigen Standpunkt zurück auf eine Entwicklung der Menschheit, in der jeweils nur solche Tätigkeiten und die damit verknüpften Bedürfnisse sich entwickelten, die am Markt bestehen konnten, die also sich lohnten, was die Verausgabung von Zeit anging: Auf der Strecke blieben alle Produktionen und Tätigkeiten, deren Spezifik eine extensive Zeitverausgabung ohne entsprechend großes Produkt war. Es liegt in der Logik der Sache, daß der größte Teil der agrikulturellen Tätigkeiten, ebenso wie Wald- und Naturpflege, ja im Grunde auch das Aufziehen von Menschen mit der Logik der Zeitreduktion unverträglich sind. (Einige Versuche der Industrialisierung der Agrikultur haben jene Produkte hervorgebracht, von denen Brecht prognostizierte: »Ihr werdet die Früchte nicht mehr am Geschmack erkennen.«) Soweit die solcherart erzielten Produkte

für das Überleben der Menschen auch kurzfristig unentbehrlich sind, treibt diese Entwicklung eine Spaltung der Menschheit voran in solche, die sich am Markt bewähren können, und solche »Teilmenschen«, die unter dem Niveau der Durchschnittsmenschen tätig sind. Hierin kündigen sich die »Dritten Welten« und ihre Verelendung an. In der Ersten Welt ist die Entwicklung komplizierter. Zum einen haben Frauen es schwer, sich selbst zu ernähren, soweit sie sich auf die »nicht lohnenden Tätigkeiten« einlassen müssen; das gilt ja selbst dann, wenn sie berufstätig sind. Ihre Stellung wird ökonomisch abgefedert durch einen Ehemann, wie er schon bei Marx und Engels als Ernährer der Familie auftritt.

Ein großer Teil aber dieser »zeitraubenden« Tätigkeiten bleibt einfach ungetan. Hier entwickelt sich die Menschheit nicht. In dieser Weise geht der Prozeß der industriellen Produktivkraftentwicklung und der entsprechenden Bedürfnisse in den westlichen kapitalistischen Ländern einher mit einer ungeheuren Verrohung. Verbrechen, Drogen und Konsumismus sind bloß die sichtbaren Zeichen eines Zivilisationsmodells, in dem die menschliche Entwicklung einer aufs äußerste rationalisierten Arbeitszeitverausgabung und entsprechenden Produkten/Bedürfnissen untergeordnet ist. Weit entfernt davon, daß der Fortschritt der materiellen Produktivkräfte die Menschen freisetzen würde, ihre eigene Entwicklung als Menschen in die Hand zu nehmen, bleibt diese gewissermaßen Abfallprodukt der allgemeinen industriellen Entwicklung und Frauenwerk. – In diesem Zusammenhang erscheint es auch als logisch, daß Gorbatschow im Zuge der Perestrojka der Verwahrlosung der Jugend durch eine Rückkehr der Frauen in die Familien abzuhelfen hoffte. – In dieser Weise ist der Satz, am Grad der Frauenemanzipation sei der Grad der Entwicklung der Menschheit ablesbar, hochaktuell. Er betrifft die Beziehungen der Menschen untereinander, ihre Bedürfnisse, ihr Verhältnis zu ihrer Sinnlichkeit, zur sie umgebenden Natur, zum Werk ihrer Hände und Köpfe, ja zu sich selbst als menschliche Individuen.

Literaturverzeichnis

Bauböck, Rainer, 1988: Hausarbeit und Ausbeutung. Wien

dalla Costa, Maria Rosa, 1973: »Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft«. In: dies. u. Selma James (Hrsg.), Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. Berlin/W

Engels, Friedrich: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats (1884). In: MEW 21, 25-173

ders.: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (1878). In: MEW 20, 5-303

Haug, Frigga, und Kornelia Hauser, 1984: »Geschlechterverhältnisse. Zur internationalen Diskussion um Marxismus-Feminismus«. In: Projekt sozialistischer Feminismus: Geschlechterverhältnisse. Berlin/W

Luxemburg, Rosa: »Die Proletarierin«. In: Gesammelte Werke, Bd. 3. Berlin/DDR

Marx, Karl, und Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie (1845-46). In: MEW 3, 9-530

Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (1867). In: MEW 23

Meillassoux, Claude, 1983: Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt/M (Femmes, greniers et capitaux. Paris 1975)

MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR 1957ff

Mies, Maria, 1983: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung. Köln

Neusüß, Christel, 1985: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung. Oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander. Hamburg

Pohl, Sigrid, 1983: Entwicklung und Ursachen der Frauenlohndiskriminierung. Ein feministisch-marxistischer Erklärungsansatz. Frankfurt/M

Werlhof, Claudia von, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen, 1983: Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek

Young, Iris, Carol Wolkowitz, Roslyn McCullagh (Hrsg.), 1981: Of Marriage and the Market. Women's subordination in international perspective. London

Günter Mayer

Visionen für das 21. Jahrhundert?*

Wir haben keine Ahnung,
was noch alles geschieht;
wir haben keine Ahnung,
was uns alles noch blüht.
Die Puhdies 1994

Die Erwartung, daß die Wende zum Jahre 2000 etwas ganz Besonderes sein wird, ein Jahrtausendsprung, mit dem vieles anders werde, ist lediglich eine – psychologisch durchaus verständliche – Konstruktion. Warum aber suchen wir schon jetzt Gelegenheiten, um die noch bevorstehenden Jahreswechsel in einem Tief- oder Höhenflug der Phantasie in Richtung Zukunft zu überqueren?

Es muß gewichtige Gründe dafür geben. Bereits heute sind Visionen von Zukunft höchst problematisch geworden, und die gegenwärtig zu erfahrenden Umwälzungen machen immer deutlicher, daß Auskünfte über Zukunftsmöglichkeiten zu keiner Übereinkunft führen werden, da nicht *die* Zukunft vor uns steht, sondern »ein Horizont möglicher Zukünfte, die miteinander konkurrieren« (Bolz 1994, 95f). Wer hat welche Ahnungen, welche Visionen von dem, »was noch alles geschieht, was uns allen noch blüht«? Haben wir wirklich »keine Ahnung«? Welche Zukunftsmöglichkeiten konkurrieren miteinander? Einige extrem gegensätzliche Visionen möchte ich im folgenden kurz skizzieren und kritisch kommentieren.

Die apokalyptische Vision vom Ende

In vielen zeitgenössischen Äußerungen aus dem Bereich der Philosophie, Gesellschaftstheorie, Kulturkritik und Ästhetik ist die Kategorie des »Endes« zu einem Schlüsselbegriff geworden – mit der Besonderheit, daß in den Reflexionen über Chaos, Katastrophen und Apokalypse Perspektiven im Sinne von möglichen Alternativen und Wegen zum Besseren kaum auszumachen sind. Vom »Ende« ist in vielfältiger Form die Rede: vom Ende der Moderne, vom Ende des Humanismus, der Vernunft, des Fortschritts, vom Ende der Geschichte, vom Ende der Philosophie, vom Ende der Gemütlichkeit und natürlich vom Ende des Sozialismus, selten – aber doch wieder und anders als früher – vom Ende des Kapitalismus. Vorausgesagt wird: das Ende von allem und allen.

Eine extreme Position dieser Art hat kürzlich Gregory Fuller formuliert, der sich über »Das Ende« äußert und argumentiert, daß Hoffnung keine angemessene Verhaltensweise mehr sei. Seine Devise »im Angesicht der ökologischen Katastrophe« lautet: »heitere Hoffnungslosigkeit«. Gestützt auf statistische Daten und Hochrechnungen der bereits ablaufenden »ökologischen Katastrophe« kommt Fuller zu der Folgerung, daß die von den Menschen in Gang gesetzten

* Eröffnungsreferat zum Colloquium »Visionen für das 21. Jahrhundert« (6.-8.10.1994) im Rahmen der Dresdner Tage der zeitgenössischen Musik.

Prozesse für die Gattung insgesamt todbringend sind und weder rückgängig gemacht noch beherrscht werden können. Es ist »bereits zu spät« (Fuller 1993, 126). Daher müßten wir lernen, das evolutionäre Ende als unabänderlich zu akzeptieren: abgeklärt, gelassen, heiter – eben weil die Partitur für den letzten Akt so gut wie komponiert sei.

Auch einen ökologischen »Super-Paradigmenwechsel« im Interesse des Überlebens der Spezies hält Fuller für unmöglich: »Ein leicht gebremstes Voranschreiten wird das Ende, wenn wir Glück haben, um ein bis zwei Jahrhunderte hinauszögern. Ökologisch sich verhalten, heißt den Gattungstod verzögern« (ebd., 97). Was bleibt? Den Untergang vor Augen, könne man sich im unendlich Kleinen für ein Weiterleben auf Zeit einsetzen, da wir zu Lebzeiten den großen Exitus nicht zu befürchten glaubten. Daher sei nur noch eine individuelle, absurde Restmoral der Selbstachtung angemessen: ruhige Wachheit und ziviler Ungehorsam. Das sei das letzte Kraftreservoir: »Bald wird auch dieses Rinnsal versiegen. Es ist bereits aller Tage Abend« (ebd., 126).

Diese Auffassung folgt ziemlich deutlich dem, was die alten »Apokalyptiker« Günther Anders und Theodor W. Adorno über »Die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution« und die kommende »tellurische Katastrophe« vorausgesagt haben.

Die euphorische Medien-Utopie einer neuen Renaissance

Den »apokalyptischen« Thesen begegnet besonders die neuere Medientheorie und -ästhetik mit einem ganz anderen Konzept. Norbert Bolz reagiert auf die Rede von der »Antiquiertheit des Menschen« (Anders) mit der Gegenthese: »Nicht der Mensch ist antiquiert, sondern sein humanistischer Begriff« (Bolz 1994, 19). Für Bolz ist der Humanismus »die stärkste Fessel des Denkens, die uns heute daran hindert, ein vernünftiges Verhältnis zu einer Umwelt zu entwickeln, die von Mikroelektronik und Computertechnologie, Informatik und Telekommunikation geprägt ist« (ebd., 16). Man müsse das humanistische Idol des Menschen stürzen, damit sichtbar werde, »wie menschliche Wesen heute ihre Existenz organisieren«: in einer neuen »Medienwirklichkeit«, d.h. in einem postmodernen Raum der Riskanz als Spielraum des künftig Menschenmöglichen.

Im Hinblick auf die umfassende Computerisierung ist im Umkreis der Medientheorie sogar von »Revolution« die Rede: von der digitalen Revolution, deren Dimension mit den Prozessen verglichen worden ist, die sich mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft vollzogen haben (vgl. Vief 1991). Obwohl diese Revolution mit der existentiellen ökologischen Systemkrise verschränkt ist und im Rahmen der bisherigen Systembedingungen zu deren Verschärfung beiträgt, führt sie gerade bei Medientheoretikern doch zu neuen Visionen von Zukunft: Statt des absoluten Endes wird ein neuer Anfang vorausgesagt. Man müsse aufhören, Ängste zu schüren und zu moralisieren, d.h. mit dem alten Humanismus, mit den vertrauten Begriffen von Bildung und Geschichte Schluß machen, dann komme man zu einer »revolutionären Veränderung unserer Weltorientierung« (Bolz 1994, 16). Zu dieser gehören nach Bolz drei Aspekte: »die Eroberung des Chaos, die Zerschlagung der humanistischen Wertetafel und die

Synergie von Menschen und neuen Medien« (ebd., 17). Hier ist also von Zukunft die Rede, allerdings mit einer wesentlichen Einschränkung: Neues ist eigentlich nicht mehr möglich, da die Geschichte zu Ende sei. »Posthistorie heißt nicht, daß nichts mehr geschieht. Im Gegenteil! Ereignisse, Sensationen, Katastrophen allerorten! Aber es ändert sich nichts Wesentliches mehr in der Grundstruktur der westlichen Gesellschaft. Und der Rest der Welt hat kaum eine andere Option als die, sich an diese westliche Grundstruktur anzupassen« (ebd., 169).

Von der schleichenden ökologischen Katastrophe ist keine Rede mehr, da diese – wie es scheint – ja nur im Blickfeld der alten humanistischen Wertetafel existierte. Es ist – wollte man das glauben – alles nur eine Frage der Interpretation. Auf die globale Festschreibung der »Grundstruktur der westlichen Gesellschaft«, d.h. des kapitalistisch formierten Wirtschaftssytems komme ich später noch zurück.

Es gibt aber auch im Bereich der Medientheorie und -ästhetik sehr weitreichende Visionen, die auf soziale, ökonomische und politische Alternativen zielen – ganz in der Tradition der frühen, an die neuen technischen Medien geknüpften Emanzipationsideale eines Brecht, Benjamin oder auch Enzensberger. Medien-Utopien globaler Dimension im Sinne von McLuhan sind gleichfalls lebendig. Gestützt auf die wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen mit »virtuellen Realitäten«, mit »Cyberspace« und neueren Formen einer »digitalen Ästhetik« in Design, Werbung und besonders in der elektronisch vermittelten Unterhaltung, haben sie differenziertere Formen programmatischen Denkens angenommen: etwa in der Konzeptualisierung eines »elektronischen Bauhauses« (Jürgen Claus) und extrem ausgeprägt in dem, was Gene Youngblood unter dem Titel »Metadesign. Die neue Allianz und die Avantgarde« veröffentlicht hat.

Angesichts der Bedrohung unserer materiellen wie kulturellen Umwelt stehen wir, so Youngblood, »unter dem Zwang, andere Arten des In-der-Welt-Seins zu visualisieren und begrifflich zu erfassen. Wir müssen uns gleichsam resozialisieren. Damit dies gelingen kann, brauchen wir einen ungestörten Zugang zu alternativen sozialen Welten, die uns als Laboratorium dieser Resozialisierung dienen können und uns die Entwicklung einer 'Technik' der Selbstgestaltung gestatten« (1991, 306). Nach Youngblood sind die technischen Voraussetzungen dafür die bereits existierenden Netzwerke einer elektronischen Telekommunikation. Diese befreien uns – sofern die entsprechenden ökonomischen und politischen Bedingungen dafür geschaffen sind – von den Begrenzungen der Existenz und Wirkungsmöglichkeit, die alternative soziale Welten (Minderheiten) in den physikalischen Räumen erfahren. Was nun möglich werde, seien »Realitätssozietäten..., die nicht durch ihre geographische Lage, sondern durch ihr Bewußtsein, ihre Ideologie und ihr Begehren definiert sind. Diese Utopie verspricht die Vollendung jener Revolutionierung der Kommunikation... von Kultur und Bewußtsein, die – wie es scheint – seit bereits einer Generation unser Leben von Grund auf verändert« (ebd., 307).

So würden sich Struktur und Funktion der zentralisierten Massenmedien umkehren; statt eines zentral gesteuerten Outputs werde es einen dezentralisierten Input geben; statt Massenkommunikation Gruppenkommunikation; Hierarchien würden sich in Heterarchien verwandeln: »Aus der industriellen Zuschauer- und Hörernation wird dann die postindustrielle Republik der im virtuellen Raum

existierenden autonomen Realitätssozietäten hervorgehen« (ebd., 307). – Voraussetzung dafür seien revolutionäre Veränderungen auf technischer, ökonomischer, sozialer und politischer Ebene:

1. Simulationsmedien und konversationelle Netzwerke konstituieren eine neue Kategorie der Medientechnik – die Metamedien.
2. Diese ermöglichen eine neue kulturelle Praxis – das Metadesign, als environmentales Design zur Entwicklung von Kontexten (nicht von Inhalten).
3. Jeder müßte Zugang zu den beiden Komponenten der Medientechnik erhalten: zu den persönlichen und den öffentlich-technischen Einrichtungen.
4. Dieses entscheidende Charakteristikum eines wahrhaft revolutionären Netzwerkes der Telekommunikation hat eine ökonomische Voraussetzung: es müßte gebührenfrei jedem beliebigen Benutzer zur Verfügung stehen.
5. Der neue Mensch dieser Praxis ist nach Youngblood der Typ eines »Renaissance-Amateurs«: »Kompetenter Kulturarbeiter, Mitglied einer kulturellen Verschwörung, ein für eine bestimmte soziale oder politische Bewegung eintretender Widerstandskämpfer« (ebd., 311).
6. Existierten solche Modelle erst einmal (wie es bei den »Mobile-Image«-Projekten der amerikanischen Künstler Kit Galloway und Sherrie Rabinowitz der Fall sei), so ermöglichten sie eine »Allianz zwischen dem traditionellen Künstler und dem neuen Künstler in Gestalt des sozialen Metadesigners« (ebd., 314).

Die einst von der historischen Avantgarde intendierte Einheit von Kunst und Leben soll durch die beiden Seiten dieser »Allianz« schließlich doch noch erreicht werden: die pragmatische, utilitaristische des Metadesigners einerseits und das Künstlerisch-Visionäre andererseits: »Zusammen bilden sie eine neue soziale, kulturelle und politische Macht, eine echte Avantgarde (oder 'avantguerre'), eine humanistische (und nicht nur künstlerische) Bewegung, die auf eine Resozialisierung und eine Renaissance abzielt« (Youngblood 1991, 316). Solidarität, Selbstorganisation und Sezession seien die Charakteristika dieser Avantgarde, der es nicht um die Vision der künftigen Zivilisation schlechthin gehe, sondern um die »Ermächtigung bereits existierender Rand-Kulturen« (ebd.).

Während sich bei der Vision vom Untergang die Frage der Realisierbarkeit erübrigt, stellt sie sich bei der medienutopischen Vision eines neuen Renaissance-Menschen um so dringlicher. Doch ist auch hier das Bewußtsein von der existentiellen, globalen Krise und Bedrohung der heute und künftig Lebenden kaum entwickelt. Woran es liegt, daß wir einem solchen Ausmaß an tatsächlicher und potentieller Zerstörung gegenüberstehen, wird nicht gefragt. Das Denken kreist – schlecht geisteswissenschaftlich – nur um die Frage, wie wir die Krise der Vorstellungskraft und der Kreativität überwinden können. Ich will dieses kritische Fragezeichen zunächst so stehenlassen.

Zur aktuellen Konjunktur des Ästhetischen

In den vorgestellten Entwürfen zeichnet sich eine enorme Aufwertung des »Ästhetischen« und der »Kunst« ab. Wissenschaft, Theorie, Vernunft, Begrifflichkeit, Rationalität, Planung, Organisation etc. dagegen gelten – was ihre bisherigen Organisationsformen angeht – als Krisenverursacher und werden daher als höchst

fragwürdig, als historisch überholt bewertet. Es ist die Rede vom Scheitern des Projekts der Moderne.

Die nicht zuletzt durch die Medienentwicklung in allen Lebensbereichen spürbaren Facetten der Warenästhetik, die sich überall ausbreitende Epistemologie des Showbusiness (Neil Postman) und ein immer weiter spezialisiertes Design, das von den Benutzeroberflächen im Computerbereich bis zur Gestaltung gegenständlich-räumlicher Lebensbedingungen wie sozialer Beziehungen überhaupt reicht (Metadesign), führen zur modischen Rede von der »aktuellen Konjunktur des Ästhetischen«.

Zu diesem Thema gab es im Herbst 1992 einen großen Kongreß in Hannover; Wolfgang Welsch hat sich in dieser Richtung wiederholt geäußert, viele andere auch, wie etwa Florian Rötzer mit seinen Reflexionen über »Die Hoffnung auf 'ästhetische Erkenntnis' im aktuellen philosophischen Diskurs« (1991). Anläßlich dieser »Aktualität des ästhetischen Denkens« sprechen viele – Gene Youngblood ist da keine Ausnahme – im Hinblick auf Zukunftsvisionen den Künsten gegenüber die höchsten Erwartungen aus. Heiner Müller hat das auf die bündige Formel gebracht: »Die Reflexion ist am Ende, die Zukunft gehört der Kunst.« Er sagte: »Nach dem Ende der Aufklärung bleibt nur noch die Kunst. Alles andere ist ruiniert, der Glaube und das Denken. Jetzt wird es möglich, das zusammenzuführen, was die Aufklärung so sorgsam getrennt hat« (1991, 95).

Statt der Schärfung des wissenschaftlichen Denkens, statt der differenzierteren Anstrengung des Begriffs, der theoretischen Analyse und Handlungsbegründung wird also die relative Unschärfe des ästhetischen Denkens, das Gewahr- und Innewerden favorisiert. Wegen seiner besonderen – wie Welsch sagt – »Begreifenskapazität und Wirklichkeitskompetenz« sei es der gegenwärtigen Wirklichkeit (der schier nichts mehr gewachsen ist) noch am ehesten, wenigstens stellenweise, gewachsen als wirklichkeitsnäher und erschließungskräftiger (vgl. Welsch 1990, 110).

Ausschlaggebend für diese behauptete Verlagerung von einem logozentrischen zu einem ästhetischen Denken sei die Veränderung der Wirklichkeit selbst, die wesentlich über Wahrnehmungsprozesse, vor allem über Prozesse medialer Wahrnehmung konstituiert sei (vgl. ebd., 57). Bei Wolfgang Welsch heißt es dazu: »Wo Wirklichkeit aus weichen Mäandern und ununterscheidbaren Übergängen von Schein und Realität oder Fiktion und Konstruktion besteht, da braucht es, um solchen Prozessen auf die Spur zu kommen und einigermaßen gewachsen zu sein, ein ähnlich bewegliches und geschmeidiges Denken, da ist nur noch ein ästhetisches Denken navigationsfähig... Seine Konjunktur ist Effekt nicht einer Mode, sondern dieses Wirklichkeitswandels« (ebd., 59).

Zur generellen Skepsis gegenüber den bisherigen Formen von Wissenschaft kommt ein Wandel im wissenschaftlichen Denken, der sich in verschiedensten Disziplinen vollzogen hat. Norbert Bolz verweist darauf, daß sich mit der Chaosforschung eine »neue Einheitswissenschaft« abzeichne: »Biologen und Hirnphysiologen, Meteorologen und Physiker, Ökonomen und Soziologen modellieren ihre Forschungsgegenstände heute mit Hilfe der Chaostheorie. Und auch die Künstler verstehen sich nicht mehr als Meister der schönen Form und guten Gestalt, sondern experimentieren am Rande des Chaos« (1994, 15). Dieser

Entwicklung entspricht hinsichtlich der allgemeinen philosophischen Schlußfolgerungen die Konzeptualisierung eines radikalen Konstruktivismus – als strikte Gegenposition zum Materialismus –, der für die genannten Disziplinen inzwischen, so die treffende Formulierung von Martin Seel, zur »harten Währung eines ganzen Diskurses« geworden ist. Dieser radikale Konstruktivismus, dessen Traditionsbezug bis zu Kant zurückreicht, ist wesentlich ästhetisch zentriert und wird von den neueren Medientheoretikern und -ästhetikern vehement vertreten. Hier ist nicht der Ort, die vielen Autoren zu nennen, die sich inzwischen dahingehend geäußert haben. Das materialistische Weltbild wird pauschal als 'realistisch', ontologisch und korrespondenztheoretisch charakterisiert. Ohne die neueren Resultate der Abbild- und Erkenntnistheorie, der Wahrheits- und Wertungstheorie und der materialistischen Subjekttheorie überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, werden die in diesem Diskurs entwickelten Auffassungen schlechthin als historisch überholt abgelegt. Der zentrale Punkt des radikalen Konstruktivismus ist die Umkehrung des materialistischen Weltbildes: Aus der heutzutage zunehmend medientechnisch vermittelten Wahrnehmung und Konstruktion von Wirklichkeit wird die Schlußfolgerung vom »Verlust der Wirklichkeit« gezogen (van den Boom 1987). Weil sich alle Erkenntnis auf den konstruktiven Gebrauch von Erkenntnismedien stützt, also durch die Sinne, die Sprache, die Kamera, den Computer etc. vermittelt ist (was die Materialisten gar nicht geleugnet haben), wird von den radikalen Konstruktivisten gefolgert, daß alle Wahrheit eigentlich Erfindung und alle Wirklichkeit eigentlich Schein sei, bloßes Konstrukt aus der Fülle des unspezifisch auf unsere Sinne einströmenden Materials der »Außenwelt«, und daß daher von »objektiver Realität«, an der unser Wissen im Hinblick auf »Korrespondenz« zu messen wäre, nicht sinnvoll gesprochen werden könne. Außenwelt, Umwelt, Realität seien kognitiv unzugänglich.

An die Stelle von »Wahrheit« tritt »Viabilität«, »Selektivität«, »Stabilität«, »Möglichkeit« im Interesse der »Äquilibration«, der Sicherung des Gleichgewichts selbstregulierender Systeme. Es nimmt daher nicht wunder, wenn uns aus der Sicht dieses anderen Konzepts von Wissenschaftlichkeit erklärt wird, daß die Ästhetik zur »neuen Leitwissenschaft« geworden sei (Dietmar Kamper, Norbert Bolz).

Von den Positionen des radikalen Konstruktivismus aus ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der fundamentalen Aussage von Wolfgang Welsch, daß alle Wirklichkeit grundsätzlich »gemacht« sei und daß diese Wirklichkeitserzeugung mit fiktionalen Mitteln erfolge: durch Anschauungsformen, Grundbilder, Leitmetaphern, Phantasmen. Wirklichkeit sei ein ästhetisches Konstrukt: zunächst als Resultat unserer Hervorbringung, dann infolge der verwandten fiktionalen Mittel, und schließlich, »weil die Vielfalt der so entstehenden Wirklichkeiten nicht mehr fundamentalistisch auf eine Wirklichkeit – die es gerade nicht gibt – zurückgeführt werden kann, sondern eine Gemengelage darstellt, die plural, konfliktreich und schwebend – und darin spezifisch ästhetisch – verfaßt ist« (zit. bei S.J. Schmidt 1992). Letztlich ergibt sich aus dieser weitreichenden Aussage die Folgerung, daß Wissenschaft generell ein »ästhetisches Konstrukt« sei (S.J. Schmidt ebd.).

Kritische Anmerkungen

Als Ästhetiker müßte ich mich eigentlich geschmeichelt fühlen, denn eine so globale Aufwertung übersteigt offensichtlich die kühnsten Wunschträume von Vertretern jenes Sektors, die bis heute als Wissenschaftler oder Künstler nicht recht ernstgenommen worden sind. Aber ein so aufgeblähter Begriff des Ästhetischen taugt letzten Endes zu gar nichts mehr: Wenn alles ästhetisch ist, wie soll man da noch Unterscheidungen treffen, die Spezifik des ästhetischen Verhältnisses und der ästhetischen Wertung gegenüber anderen bestimmen können? Daß angesichts der unbestreitbaren Tatsachen, die uns – ob wir wollen oder nicht – vor die Grundfrage stellen, wie auf die sich abzeichnende ökologische und soziale Katastrophe menschenwürdig zu reagieren sei, aus den goldenen Käfigen akademischer Selbstinszenierung solche Paradiesvögel des »Ästhetischen« fliegen, halte ich, gelinde gesagt, für leichtfertig, für eine eskapistische Versponnenheit einer Gruppe von Leuten, die keineswegs *die* Ästhetik beziehungsweise *die* Medienästhetik repräsentieren und von vielen anderen Vertretern des Faches kritisiert werden.

Martin Seel zum Beispiel schrieb: »Ich wäre bereit, dieses fürwahr ästhetische Denken als wissenschaftlichen Humor abzubuchen – wäre dieser höhere Blödsinn nicht längst zur harten Währung eines ganzen Diskurses geworden. Daß die Differenz zwischen Sein und Schein heutzutage hinfällig geworden sei, ist die Losung, auf die die Propheten des Medienzeitalters eingeschworen sind« (1993, 782). Der Schluß, daß alle Wirklichkeit eigentlich Schein sei, ist – wie Seel richtig bemerkt – auch dann falsch, »wenn man die Prämisse der Konstruktivität und Medialität allen Erkennens akzeptiert. Die Annahme, alles Erkennen habe konstruktive Züge, bietet nämlich keinerlei Basis für die viel stärkere Behauptung, alles Erkennen *sei nichts anderes* als freie Konstruktion. Daraus, daß Wahrheit eine Eigenschaft unserer Sätze ist (und nicht 'da draußen' schon geschrieben steht), folgt mitnichten, alle Wahrheit sei im Grunde Schein, Fiktion oder eine Sache des Geschmacks.« (Ebd., 782f)

Seel und andere verweisen darauf, daß die Prozesse der Digitalisierung selbstverständlich das Verfahren unseres Erkennens verändern und neue Möglichkeiten der Wahrnehmung schaffen, »die zu signifikanten Veränderungen in der menschlichen Lebenswelt führen, aber sie stellen nicht die *Begriffe* der Wahrheit und der Wirklichkeit insgesamt auf den Kopf. Natürlich sind einschneidende historische Veränderungen seit jeher ein Anlaß, die tragenden Begriffe des Verständnisses unserer selbst und der Welt neu zu bedenken. Genau das aber ist die Aufgabe, der sich eine wildgewordene Medienästhetik mit großem Aufwand entzieht. Denn hier müßten alle die *Unterscheidungen* neu bedacht werden, die es braucht, um die neuen Wirklichkeiten angemessen zu beschreiben – zwischen Sein und Schein, Wahrheit und Lüge, Fiktion und Nichtfiktion, zwischen ästhetischen und erkenntnistheoretischen Kategorien, ästhetischen und nichtästhetischen Dingen, zwischen den Arten der Prozessualität alter und neuer Kunstwerke, zwischen digital und material kodierten Werken – und vielem anderen mehr.« Ich folge Seel in dieser Argumentation und zitiere ihn so ausführlich, weil ich sie besser nicht formulieren könnte. Er schreibt: »Ohne solche Unterscheidungen läßt sich der Zusammenhang von realem und virtuellem Raum sowenig verstehen

wie die Verfassung einer Lebenswirklichkeit, die zu ihnen *beiden* einen selbstverständlichen Zugang hätte ... Es besteht damit aller Grund, jenes Kriterium zu verwerfen, dem sich die Mehrheit des Rötzer-Kollegs unterworfen hat: die Ästhetik der neuen Medien dürfe nur betreiben, wer die Differenz von Sein und Schein – und mit ihr eine ganze Reihe traditioneller erkenntnis- und kunsttheoretischer Unterscheidungen – entschlossen hinter sich lasse. Manche Tests besteht man besser nicht. Eine Ästhetik des totalen Scheins ist die falsche Antwort auf die Ästhetik des Seins« (ebd., 783).

Für höchst kritikwürdig halte ich darüber hinaus den abstrakten Umgang mit den bereits genannten Grundkategorien. Das gilt ja nicht nur für die Kategorien Sein und Schein, Realität und Fiktion, sondern ebenso für den Gebrauch der Begriffe von Gesellschaft, Natur, Mensch, Politik, System, Technik, Kunst. Es werden da nämlich unbestreitbar wichtige Teileinsichten in die komplizierten Vorgänge der Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesse absolut gesetzt und in eine solche Abstraktionshöhe getrieben, daß sie absolut »leer« werden. Ich stimme dem kritischen Grundgestus der oben genannten Autoren durchaus zu, halte es aber für problematisch, daß ihre Kritik so unkonkret, auf die Oberfläche fixiert bleibt und im unbestimmten Raum systemtheoretischer Voraussetzungen operiert, in welchem die gegenwärtig sich zuspitzenden Widerspruchserfahrungen der Individuen, sozialer Gruppen und ganzer Völker gar nicht mehr vorkommen. Für höchst kritikwürdig halte ich auch, daß das konstruktivistische Reagieren auf die Krisenerfahrung der Gegenwart bei bloßer (zudem noch ästhetisierender) Dekonstruktion stehenbleibt, eine ernsthafte Analyse der veränderten Sachzwänge unterbleibt und kein Ansatz zu neuen »Konstrukten« versucht wird, mit denen wir vielleicht besser leben und überleben könnten.

Der allgemeine Satz, daß das menschliche Subjekt endlich im Zentrum des Interesses stünde, Wahrnehmung kein passiver, sondern ein aktiver Vorgang sei und nun deutlicher werde, daß wir selbst für unsere Situation verantwortlich sind, ist da offensichtlich untauglich – denn das wissen wir seit langem. Auch die neuen utopischen Visionen einer heraufkommenden Renaissance schweben gewissermaßen über den Wolken, und es ist nicht ersichtlich, wie wir mit den Füßen auf den harten Boden der Tatsachen kommen sollen, um uns in diese Richtung zu bewegen und eingreifend handeln, d.h. folgenreich verändern zu können.

Gegen solche Unterlassungen müßte die energische Forderung nach einer neuen Qualität von Gesellschaftsanalyse gestellt werden – gerade auch im Bereich der elektronischen, digitalen Medien. Es ist doch merkwürdig, daß ökonomische Analysen völlig aus dem Blickfeld dieses Diskurses geraten sind, wo ökonomische Kräftegruppierungen mächtiger denn je das Geschehen auf dem Globus bestimmen. Und diese sind noch nicht thematisiert, wenn einmal das Wort »Unternehmen«, »Wirtschaft«, »Management« fällt.

Von der noch immer und nun scheinbar weltweit siegreichen kapitalistischen Formiertheit des gesellschaftlichen Systemzusammenhangs ist erst recht nicht mehr die Rede. Sie scheint quasi zum unveränderbaren »Naturzustand« geworden zu sein. Ich erinnere an den Satz von Norbert Bolz: »Es ändert sich nichts Wesentliches mehr in der Grundstruktur der westlichen Gesellschaft. Und der Rest der Welt hat kaum eine andere Option als die, sich an diese westliche

Grundstruktur anzupassen« (1994, 169). Wer das so apologetisch sieht, muß natürlich keine Analyse der gesellschaftlichen Widerspruchsbewegung vornehmen, geschweige denn nach Alternativen zu dieser »westlichen Gesellschaft« suchen und die Aufmerksamkeit nur darauf richten, wie Störungen dieses Systemzusammenhangs im Interesse der Systemerhaltung minimiert werden. Ich bin jedoch der Auffassung, daß eine Konkretisierung der Gesellschaftsanalyse zwangsläufig zu einer prinzipiellen Kritik des kapitalistischen Systemzusammenhangs führt. Freilich ist das angesichts der Komplexität der durch die kapitalistische Organisationsform vermittelten gesellschaftlichen Zusammenhänge, der Verhältnisse zu den natürlichen Ressourcen usw. schwieriger denn je. Aber das ist kein Grund, darauf zu verzichten – zumal es ernstzunehmende Ökonomen und Wissenschaftler anderer Disziplinen gibt, die zu dem Schluß kommen, daß inzwischen auch das kapitalistische Gesellschaftssystem historisch zur Disposition steht und die Losung, daß nun weltweit anstelle der sozialistischen Planwirtschaft die sogenannte freie Marktwirtschaft trete, eine Illusion ist, die die bisherige Widerspruchsbewegung nur noch beschleunigt.

Robert Kurz hat auf einer Tagung im Berliner Schauspielhaus, die anläßlich des dritten Jahrestages der sogenannten Wiedervereinigung dem Thema »Visionen, Realitäten, Befindlichkeiten« gewidmet war, festgestellt: »Es muß endlich offiziell begriffen und zugegeben werden, daß der Westen nicht 'gesiegt' hat, daß die Weltkrise überhaupt nicht in Kategorien von 'Sieg' und 'Niederlage' beschrieben werden kann, und daß neue und andere Lösungen über die bisherigen Gegensätze hinaus gefunden werden müssen« (Kurz 1993). Planbürokratie oder Rentabilitätszwang, Totalitarismus des Staates oder Totalitarismus des Geldes sind keine Alternativen. Es verbreitet sich vielerorts die Einsicht, daß eine »Erste globale Revolution« überlebensnotwendig ist – so bekanntlich der Titel des letzten Berichtes des Club of Rome (King/Schneider 1992).

So weiterzumachen wie bisher, mit einigen ökologischen Pflästerchen, würde tatsächlich in die ökologische Katastrophe führen. »Wechselseitige betriebswirtschaftliche Verdrängungskonkurrenz, Neo-Nationalismus und sozialer Verteilungs- bzw. Umverteilungskrieg sind nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Krisenreaktion auf das Versagen der bisher gewohnten Funktionsfähigkeit des Weltsupermarktes. Die marktwirtschaftliche Selbstbehauptung führt so zum Kampf aller gegen alle, der nicht nur in Massenkriminalität und irrationale Gewaltausbrüche, sondern sogar in Bürgerkriege mündet... Weder in Deutschland noch in Europa und in der Welt kann die Krise durch neue Spaltungen, Trennungen und soziale Ausgrenzungen bewältigt werden« (Kurz 1993). Auch Heleno Saña (1992) diagnostiziert, daß es für die sogenannte Dritte Welt keinen Ausweg gebe und die sogenannte Erste Welt unfähig sei, den zerstörerischen Prozeß kapitalistischer Ausbeutung von Mensch und Natur zu beenden, und sagt damit heiße Auseinandersetzungen bei der Neuverteilung der Welt voraus.

Die oben skizzierten Visionen für das 21. Jahrhundert, der Defaitismus der apokalyptischen Katastrophenszenarien wie auch der – freilich sympathische – Illusionismus der ästhetik- und kunstzentrierten Medieneuphorie haben gleichermaßen etwas Lähmendes, Dissoziierendes. Die Abstraktheit der Theorie, die intendierte Unschärfe des ästhetischen Denkens suspendieren und paralysieren

die Anstrengung des Begriffs, die dringend erforderliche Rekonstruktion präzisen, analytischen Denkens und kontrollierbarer theoretischer Verallgemeinerung ebenso wie die Entwicklung einer sozial-kritisch engagierten ästhetischen, künstlerischen Kreativität. Und sie fördern die bedauerliche Tatsache, daß die übergroße Mehrheit der Lebenden, der »normalen« Leute wie auch der Politiker und Wissenschaftler, die Schwellensituation der Menschheit ignoriert und immer noch so lebt, als ob Zukunft unbegrenzt und quasi garantiert zur Verfügung stünde. Der Schein des »Alles ist möglich« läßt die Zukunftsmöglichkeiten im beliebig-attraktiven Ungewissen und begünstigt die Spielarten eines radikalen Egoismus und Fatalismus, eine Gleichgültigkeit, der alle überindividuellen sozialen und politischen Strategien suspekt sind.

Ich halte es für dringend erforderlich, überall genauer zu fragen und nach prinzipiellen Alternativen wenigstens zu suchen, damit wir über die Varianten des einseitig dekonstruktiven Denkens hinausgelangen und neue, konstruktive Formen einer echten Re-Sozialisierung konzipierbar und lebbar werden. Es ist höchste Zeit, prinzipiell umzudenken: weg von weiteren, auf Erfolg orientierten Strategien der Expansion, hin zu alternativen Strategien radikaler Reduktion, zur geschichtsbewußten Suche nach einer zeitgemäßen »Behutsamkeit« in der Relation Mensch-Natur, Mensch-Gesellschaft, Mensch-Technik, Mensch-Mensch. Das ist etwas ganz anderes als ein bloßer Appell an moralische Selbstzügelung oder eine Orientierung auf Bescheidenheit, die in der Regel nur die Ärmsten der Gesellschaft trifft.

Im Unterschied zu den oben skizzierten apokalyptischen bzw. euphorischen Visionen großen Stils dürften sich »realistische« Perspektiven eher da bilden, wo sowohl theoretisch als auch ästhetisch-künstlerisch genauer bilanziert wird, wo die sich zuspitzenden Widersprüche erkundet und die darüber gezogenen ideologischen Nebel zerrissen werden, und wo gegen die sich potenzierenden Bedrohungen in einer »panischen Kultur« (Sloterdijk) Widerstand praktiziert wird: in neuen solidarischen Formen gegen Widerspruchsblindheit und gezielte Behinderung, streitbar und behutsam, in Richtung auf erneuerte menschliche Maßverhältnisse, also drastisch reduzierte Ansprüche. Damit würde sich auch »Reichtum« anders als bisher definieren lassen, und daraus würden sich auch Konsequenzen für eine erneuerte, politisch wache und den neuen Medien gegenüber offene »Ästhetik des Widerstands« ergeben. Auch die gibt es ja in den Künsten, nicht zuletzt in der Musik: etwa im multimedialen Kunstkonzept von Heiner Goebbels.

Ich möchte schließen mit einem Text von Hanns Eisler aus dem *Woodbury-Liederbüchlein*, den er im US-amerikanischen Exil geschrieben und vertont hat, »Für Lou«: »Kann man es denn für möglich halten, daß es immer noch schlechter wird? Alles kann man für möglich halten, wenn die Dummheit regiert, wenn die Bosheit regiert. Aber wann wird es besser werden? Der so fragt, hat noch nichts gesagt. Überall ist es besser geworden, wo man ernster gefragt, wo man schärfer gefragt, wo man nachdrücklicher, ernster und schärfer gefragt«.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W., 1951: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt/M

Anders, Günther, 1980: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 2: Die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München

Bolz, Norbert, 1994: das kontrollierte chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit. Düsseldorf

Boom, Holger van den, 1987: Digitale Ästhetik. Zu einer Bildungstheorie des Computers. Stuttgart

ders., 1991: »Digitaler Schein – oder: Der Wirklichkeitsverlust ist kein wirklicher Verlust«. In: Florian Rötzer (Hrsg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/M, 183-204

Claus, Jürgen, 1987: Das elektronische Bauhaus. Zürich, Osnabrück

Fuller, Gregory, 1993: Das Ende. Von der heiteren Hoffnungslosigkeit im Angesicht der ökologischen Katastrophe. Leipzig

Goebbels, Heiner, 1989: »Prince and the revolution«. In: Das Argument 175, 421-25

Kamper, Dietmar, 1988: »Nach der Moderne. Umrisse einer Ästhetik des Posthistoire«. In: Wolfgang Welsch (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim, 163-74

ders., 1990: »Ästhetik als performance. Gespräch«. In: angebote 3. Organ für Ästhetik. Humboldt-Universität. Berlin

King, Alexander, und Bertrand Schneider, 1992: Club of Rome. Die Erste Globale Revolution. Bericht zur Lage der Welt. Zwanzig Jahre nach »Die Grenzen des Wachstums«. Frankfurt/M

Kurz, Robert, 1993: »Das Land muß sich mehr ändern, als es glauben will. Thesen zur neuen Weltkrise und zur deutschen Vereinigung.« In: Materialien zur Arbeitstagung: Visionen, Realitäten, Befindlichkeiten. Hrsg. Werkstatt Deutschland e.V.

Müller, Heiner, 1991: »Die Reflexion ist am Ende – Die Zukunft gehört der Kunst«. In: Jenseits der Nation. Berlin, 879-1001

Postman, Neil, 1985: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt/M

ders., 1992: Das Technopol. Die Macht der Technokratie und die Entmündigung der Gesellschaft. Frankfurt/M

Rötzer, Florian, 1991: »Die Hoffnung auf 'ästhetische Erkenntnis' im aktuellen philosophischen Diskurs«. In: Wolfgang Zacharias (Hrsg.): Schöne Aussichten? Ästhetische Bildung in einer technisch-medialen Welt. Essen, 65-78

Saña, Heleno, 1992: Das Ende der Gemütlichkeit. Eine Bilanz der Krise unserer Zeit. Hamburg

Schmidt, Siegfried J., 1991: »Jenseits von Realität und Fiktion«. In: Strategien des Scheins. Kunst Computer Medien. München, 83-92

ders., 1992: »Wissenschaft als ästhetisches Konstrukt. Konstruktivismus – Wissenschaftlichkeit – Empirie«. Kongreßreferat: Die Aktualität des Ästhetischen. Hannover

Seel, Martin, 1993: »Vor dem Schein kommt das Erscheinen. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Medien«. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 6/10, 770-83

Sloterdijk, Peter, 1990: »Das Andere am Anderen. Zur philosophischen Situation der Alternativbewegungen«. In: Dietmar Kamper und Christoph Wulf (Hrsg.): Rückblick auf das Ende der Welt. München, 94-125

Vief, Bernhard, 1991: »Digitales Geld«. In: Florian Rötzer (Hrsg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/M, 117-46

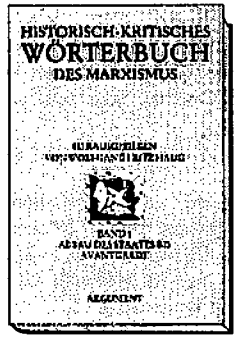
Welsch, Wolfgang, 1990: »Zur Aktualität ästhetischen Denkens«. In: Ästhetisches Denken. Stuttgart, 41-78

Youngblood, Gene, 1991: »Metadesign. Die neue Allianz und die Avantgarde«. In: Florian Rötzer (Hrsg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/M, 305-21

Eine Arche Noah aufklärerischen Wissens und sozialer Phantasie

Zur Entstehung des Projekts

Zwischen der deutschen Fassung des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (KWM) und dem hier angekündigten *Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus* liegt ein epochaler Einschnitt. Die aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangene Ordnung löste sich auf. Ein geschichtlicher Bruch vollzog sich, dessen Radikalität Bisheriges schlagartig der Vergangenheit überantwortete. Vollzog das KWM zwar den Bruch mit der Ideologie der Dritten Internationalen, blieb es doch in starkem Maße kritisch auf diese Tradition bezogen. Im *HKWM*, dessen erster Band nun zur Veröffentlichung gelangt und das bis zum Jahr 2000 abgeschlossen sein soll, sind die Akzente durch die entschiedene Öffnung für die theoretische Kultur unterschiedlicher nationaler und kontinentaler Prägungen von vorneherein vielfältiger gesetzt gewesen. Was es aber mehr als alles andere unterscheidet, ist die Prägung durch einen historischen Moment, der einer der Historisierung und der unbefangenen Kritik ist, aus der Impulse für die Zukunft entspringen können.



Zur Konzeption

Das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* ist kein »politisches« oder »weltanschauliches« (»ideologisches«) Positionswerk. Es ist ein historisch-kritisches Kollektivwerk von VertreterInnen unterschiedlicher Orientierungen und regionaler Kulturen, die auf die eine oder andere Weise das von Marx begonnene praktisch-theoretische Projekt fortführen.

Die postkommunistische Situation prägt den Titelbegriffen des Historisch-Kritischen in bezug auf den Marxismus eine nachdrückliche Aktualität auf: Dabei geht es einerseits um die kritische Auswertung historischer Erfahrungen, andererseits um die wissenschaftliche Sichtung, Erschließung und kritische Durcharbeitung eines enormen Gedankenmaterials. *Das Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* trägt also neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark »philologischen« Akzent.

Die Stichwörter

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant gewordene Begriffe. Viele Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und wurden noch nie in Wörterbüchern behandelt. In diesen Begriffen, häufig Neologismen, artikulieren sich Probleme der globalen Krisen und des Übergangs zur Hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus, des dadurch bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation und des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten »Nord-Süd-Konflikts« im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen - vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung - die neue Lexik mitgeschaffen. Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, die sich ihre Fragen von der Zeit vorgeben läßt.

Editionsplan

Bereits erschienen

BAND 1
ABBAU DES STAATES
BIS
AVANTGARDE

In Vorbereitung für Frühjahr 1995

BAND 2
BANKEN
BIS
DUMMHEIT
IN DER MUSIK

Jeder Band gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen im Großformat 18 x 25 cm und einem Umfang von ca. 500 Seiten und 1000 Spalten. Subskriptionspreis je Band DM 98,-. Späterer Ladenpreis DM 129,-. Die Subskriptionsfrist endet am 30. Juni 1995. Bitte verwenden Sie die diesem Heft beiliegende Bestellkarte.

Argument Verlag

Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus: Vorwort

I

Es ist nicht das erste Mal, daß ein neuartiges Wörterbuch aus dem Vorhaben entsprungen ist, ein vorliegendes zu übersetzen, zu bearbeiten oder zu ergänzen. Aus einem Übersetzungsprojekt entstand das berühmteste Nachschlagewerk der Aufklärung, Diderots *Encyclopédie*; Joachim Ritters *Historisches Wörterbuch der Philosophie* aus dem Vorhaben einer Bearbeitung. Das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* ist aus der Planung von Supplementbänden zu einer Übersetzung hervorgegangen. Im Vorwort zur deutschen Fassung des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* von 1983 sind sie angekündigt. Sie sollten den französischen Akzent dieses Werks durch andere Akzente ergänzen, zumal deutsche. Alle an Marx anschließenden Richtungen waren zur Mitarbeit eingeladen. Als sich das Projekt zwischen dogmatischem Bannfluch und sozialliberalen Berührungsängsten im damals noch zweistaatlichen Deutschland blockiert fand, internationalisierte es sich und suchte nicht zuletzt, soweit möglich, die Zusammenarbeit mit Intellektuellen aus dem »Trikontinent« Asien, Afrika und Lateinamerika. Bald wurde die Form eines Supplements gesprengt, schon aus dem äußerlichen Grund, daß es im Umfang auf ein Mehrfaches des übersetzten Werks angewachsen war.

Zugleich gab es innere Gründe für einen Neuanfang. Eine neuartige *Problematik* tauchte auf, im umfassenden Sinn einer Konfiguration von Krisen- und Kritikfeldern. Die »Grenzen des Wachstums« und andere Existenzprobleme, deren sich neue soziale Bewegungen annahmen, die Durchsetzung der hochtechnologischen Produktionsweise führten zu einer progressiven Frageverschiebung. Die sowjetische Perestrojka und schließlich der Untergang der Sowjetunion und das Ende der Weltordnung, die aus der Oktoberrevolution von 1917 und dem Sieg der antifaschistischen Ost-West-Allianz im Zweiten Weltkrieg hervorgegangen war, beförderten einen 'epistemologischen Einschnitt' und einen Historisierungsschub, der das Wörterbuchprojekt vollends ins Neuartige stieß.

So sehr in gelehrter Hinsicht das *Historische Wörterbuch der Philosophie* ein kaum erreichbares Vorbild abgibt, so denkwürdig ist die Erfahrung, die zu machen ist, legt man die Wissensmassen der beiden Werke aneinander: es gibt nicht nur kaum Überschneidungen, sondern es ist, als spräche das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* in ein gähnendes Schweigen hinein, das den Diskurs jenes Werks als bürgerlichen charakterisiert, so wie das Brechen des bürgerlichen Schweigens die Notwendigkeit des marxistischen Wörterbuchs ausmacht.

Nach dem Abbruch des kommunistischen Experiments scheint es dem Zeitgeist höchstens noch von archäologischem Interesse, sich historisch-kritisch mit einem Untergegangenen zu befassen, als gäbe es weder einen 'westlichen Marxismus' noch den vielfältigen wissenschaftlichen und kulturellen Marxismus der Intellektuellen. Aber selbst wenn dem so wäre und 'der Marxismus' wirklich untergegangen wäre, bliebe er doch Teil unserer Geschichte. Wissenschaft, Kultur und Politik des 20. Jahrhunderts sind ohne die Marxsche Herausforderung und die vielfältigen und antagonistischen Reaktionen darauf nicht zu verstehen.

Doch die Totsagung ist übereilt. Ein unerledigtes Projekt kann nicht sterben, solange die Existenzprobleme, auf die es zu antworten begonnen hat, nicht gelöst oder bedeutungslos geworden sind. Marxistisches Denken ist kein abgeschottetes oder sektiererisches Phänomen. Es entstand und entsteht immer wieder aus praktisch-theoretischer Hinwendung zu den Fragen der menschlichen Vergesellschaftung und Naturverhältnisse, der Antagonismen und Krisen. Diese Fragen gehen alle an. Sie sind ungelöst, und ihre Ungelöstheit wird immer deutlicher als Überlebensfrage der Menschheit im »Raumschiff Erde« gespürt, wenn auch in ihrer Reichweite noch kaum begriffen.

Sowenig die Geschichte des Christentums mit dem Sturz der ersten christlichen Herrschaft beendet war, so wenig wird die theoretisch-praktische Suche nach solidarischer und umweltverträglicher Vergesellschaftung beendet sein mit dem Sturz der kommunistischen Herrschaft. Und sowenig die unermeßlichen Verbrechen, die in christlichem Namen begangen worden sind, seinen ethischen Impuls auslöschen konnten, so wenig die im Namen eines Sozialismus begangenen die ethisch-politische Substanz der sozialistischen Idee.

Joachim Ritter schrieb im Vorwort zum ersten Band seines Wörterbuchs: »es kann nicht vorausgesagt werden, wie einmal eine neue Synthese aussehen wird und ob sie im Spiel ist oder nicht«. Der Satz läßt sich auf marxistisches Wissen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert anwenden. Von diesem Fundus läßt sich ebensowenig voraussagen, welche einzelnen Elemente einmal in welcher Verbindung wiederaufgenommen werden.

Dieses zerklüftete, von vielfältigen Antagonismen durchzogene Wissen mit seinen Einsichten und Blindheiten, seinen Anmaßungen und Erfahrungen, seinen widerlegten Annahmen und unerledigten Potentialen ist das unübersichtliche, unermeßliche Material des Historisch-kritischen Wörterbuchs. Es versteht sich, daß es nie erschöpfend, immer nur in Exkursen von einem begrenzten Standpunkt dargestellt werden kann. Auch hätte eine scharfe Abgrenzung keinen Sinn, da es zumal mit den europäischen Traditionen kommuniziert, und die Übergänge zwischen ihm und dem 'bürgerlichen' Wissen sind immer offen gewesen, auch wenn sie von beiden Seiten oft inkognito passiert worden sind. Die Ausstellung der Denkformen und Begriffswerkzeuge und das Nachzeichnen der Denkwege gibt nach allen Seiten Verbindungen frei und zeigt Anknüpfungsmöglichkeiten.

II

Die geschichtliche Konstellation ist für das Projekt eines Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus günstig und widrig zugleich. Günstig ist der Zusammenbruch staatsmarxistischer Zensur für das Nach-Denken des Gewesenen. Die Archive sind offen, die Theorien herrenlos. Widrig ist der unhistorische Griff der 'Sieger' nach der Geschichte, der in vielem einer Auslöschung des gesellschaftlichen Gedächtnisses gleichkommt. Die postkommunistische Situation prägt somit den Titelbegriffen des Historisch-Kritischen eine nachdrückliche Aktualität auf: Dabei geht es einerseits um die kritische (und selbstkritische) Auswertung historischer Erfahrungen, andererseits um die wissenschaftliche Sichtung, Erschließung und kritische Durcharbeitung eines enormen Gedanken-

materials. Der historisch-kritische Blick in die labyrinthische 'Bibliothek' marxistischen Wissens kann zu heilsamer Ernüchterung verhelfen. Die durcharbeitende Erinnerung mag dazu beitragen, blinden Wiederholungszwang zu lösen.

Der Untergang des Marxismus-Leninismus hat im Gedächtnis der Völker zunächst akkumulierte historische Schuld hinterlassen. Sie schlägt sich in einem riesigen Schuttberg nieder, der die rationalen Elemente des Untergegangenen und die in ihm enthaltenen Zukunftskeime mitsamt den irrationalen und lebensfeindlichen Elementen unterschiedslos unter sich zu begraben droht. Diese Situation macht marxistischem Denken die Anstrengung und den Schmerz des Negativen in Gestalt rücksichtsloser Kritik zur Überlebensbedingung. Nur so kann es gelingen, menschheitliche Schätze aufklärerischen Wissens und sozialer Phantasie aus diesem Untergang zu retten. Einzig die *rettende Kritik*, von der Walter Benjamin gesprochen hat, vermag sie, einer Arche Noah gleich, in eine andere Zeit zu tragen.

Auch solche Kritik ist negativ, sie kann schmerzen. Doch gibt sie niemals vor, wortlos über das Kritisierte hinaus zu sein. Vielmehr begibt sie sich in die historische Erfahrung hinein. Indem sie sich ihrer annimmt, nimmt sie dieselbe auch an. Sie beansprucht nicht das letzte Wort, sondern sie bricht die Mischung aus dumpfem Schweigen und kurzsichtigem Triumph.

Der notwendige Versuch, dem Kritisierten historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wird nicht immer gelingen. Er muß gleichwohl unternommen werden. Das Besserwissen, das sich nach einer Niederlage einstellt, ist nicht unbedingt besseres Wissen. Oft genug ist es nur eine andere Form der Unverbesserlichkeit. Der einfache Seitenwechsel nach der staatssozialistischen Katastrophe flieht vor dem verantwortlichen Durcharbeiten in die Gedächtnislosigkeit.

Man braucht dabei nicht nur an Beispiele opportunen Gesinnungswechsels nach dem Scheitern des sowjetischen Reformversuchs zu denken. Schon die Entstalinisierung brachte sie hervor. Als Nikita S. Chruschtschow 1956 die Verbrechen Stalins angeprangert hatte – was für das kommunistische Experiment einer 'Freilassung auf Bewährung' gleichkam, die spätestens 1968 mit der Unterdrückung des tschechoslowakischen Reformkommunismus verwirkt war –, notierte Henri Lefebvre, es sei »bei Marxisten Mode geworden, sich über das Zitieren als 'den jeweils kürzesten Weg von einem Gedanken zum anderen' lustig zu machen«. Er fuhr fort: »Diese Mode wurde ausgerechnet von denjenigen kreiert, die zuvor nie eine Zeile geschrieben oder einen Satz gesprochen haben, ohne Stalin zu zitieren. Heute verbergen sie ihre Ignoranz und die Leere ihres Denkens auf andere Weise.«

Ohne gesellschaftliches Gedächtnis kann es keine Erfahrung geben. Ein historisch-kritisches Wörterbuch hat zu Zeiten eines »Geschichtsbruchs« (Peter Glotz) seinen Sinn darin, als Organ der Erinnerung Denkerfahrungen zu vermitteln. Sie bilden sich im historisch-kritischen 'Zitieren' – nicht nur dem von Glanzleistungen, sondern auch einem solchen, das die theoretische Leere machtverliebten Denkens ausstellt.

III

Das *Historisch-kritische Wörterbuch* trägt neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark »philologischen« Akzent. In den Artikeln wird sorgfältig zitiert und auf Quellen verwiesen, um selbständige Weiterarbeit zu unterstützen und Ariadnefäden zur Orientierungshilfe in den Labyrinthen der Literatur anzubieten. Dabei lassen sich Hinweise gewinnen, welche Werke neue Lektüre lohnen, um die Geschichte zu entfetischisieren. Die Geschichte(n) der Begriffe aber, deren vielfältige Verwendung und Konnotation, wirken subversiv gegen falsche Sicherheiten und scheinbar festgefügte Denkgebäude.

Diesem Konzept, das nicht in eine geschlossene Weltanschauung, sondern in eine offene Werkstatt führen will, kommt die Struktur eines Begriffswörterbuchs entgegen. Während die Idee einer Enzyklopädie davon ausgeht, über die wie Kettenglieder ineinandergreifenden Kreise des Wissens zu verfügen, philosophiert das Wörterbuch mit dem Hammer, indem es die Gedankenkreise in Einzelbegriffe fragmentiert. Der überwölbende Sinn ist nicht gegeben. Die imaginäre Verfügung über ihn soll der Dekonstruktion der hermeneutischen Totalitäten Platz machen. Theoretisches Nacharbeiten der »philosophischen Grammatik« mag dazu beitragen, marxistisches Wissen in eine geschichtsmaterialistisch aufgeklärte neue Moderne einzubringen, der die Einheitsmythen des Subjekts und des Sinnes zergangen sind und die gerade deshalb das Projekt einer kritischen Theorie der Gesellschaft in praktischer Perspektive neu aufzunehmen vermag.

IV

Bearbeitet werden über 1200 Begriffe, die für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant geworden sind. Eingang finden zunächst theoretische oder politisch-strategische Begriffe, die bei Marx und Engels oder in einer der an sie anschließenden Linien eine akzentuierte Bedeutung erhalten haben. Aufgenommen wurden aber auch Begriffe, die den marxistischen Klassikern oder selbst den marxistischen Traditionen unbekannt waren oder zumindest noch kein Heimatrecht in diesen Traditionen gefunden hatten: dies schien richtig, wo sich in ihnen historisch neuartige Problematiken oder Erkenntnisansprüche artikulieren oder wenn sie dazu anhalten, bisher vernachlässigte Seiten des Marxismus in den Vordergrund zu rücken.

Viele dieser Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und sind noch nie in vergleichbaren Wörterbüchern behandelt worden. In ihnen, die oft Neuprägungen sind, artikulieren sich Probleme dieser Epoche. Es sind die ungelösten Fragen einer Epoche globaler Krisen: des Übergangs zur hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus; des durch die strukturelle Unfähigkeit, bei diesem Übergang mitzuhalten, bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation; des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten »Nord-Süd-Konflikts« im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen – vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung – die neue Lexik mitgeschaffen.

Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, wenn sie sich ihre Fragen von der Zeit vorgeben läßt.

Nicht aufgenommen wurden historische Ereignisse, geographische Bezeichnungen oder die Namen von Organisationen – es sei denn, daß sie zu Begriffen geworden sind, in denen sich strategische Probleme und deren Reflexion verdichten. Personennamen kommen auf der Ebene der Stichwörter einzig in Form aus ihnen hergeleiteter Richtungs- oder Schulbezeichnungen vor.

Metaphern, Bilder, Topoi, Redeweisen, Schlagwörter usw. wurden dann eingerückt, wenn sie für theoretisch-politische Artikulationen wichtig geworden sind. Ritter berücksichtigt sie nicht, obgleich er mit Hans Blumenberg weiß, daß sie an die »Substruktur des Denkens heranführen«.

Wo Begriffe eine 'gespaltene' Geschichte haben, werden in einigen Fällen unterschiedliche Bezeichnungsmöglichkeiten zur Doppelaufnahme genutzt. Die daraus resultierende Vielstimmigkeit und Pluralität der Perspektiven ist erwünscht. Sie führt mitten ins Feld des Marxismus in seiner unfertigen Geschichte.

V

Die Erarbeitung der Konzeption, die Zusammenstellung der zu bearbeitenden Stichwörter und das Finden geeigneter VerfasserInnen ist teils in öffentlichen und veröffentlichten Diskussionen, teils unter Konsultation einer großen Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aller Kontinente erfolgt. Nicht alles Angebahnte konnte zu Ende gebracht werden.

Dem Erscheinen dieses ersten Bandes sind zehn Jahre Vorarbeiten vorausgegangen. Alle Texte sind sorgfältig von der Redaktion und vom Herausgeber bearbeitet. In der »Wörterbuchwerkstatt« sind die eingehenden Fassungen besprochen und mit den VerfasserInnen anschließend diskutiert worden.

»Das Gleiche läßt uns in Ruhe«, hat Goethe einmal gesagt, »aber der Widerspruch ist es, der uns produktiv macht.« Und die Produktivität, ließe sich hinzufügen, treibt zum Widerspruch. Darum möge man es diesem Werk als Stärke anrechnen, daß die Autoren einander in der Sache widersprechen können, indem sie sich an der Sache abarbeiten. Wie in jeder lebendigen wissenschaftlichen oder auch politischen Kultur muß es ständig neuen Widerspruch geben. Es versteht sich, daß in keiner Weise zensierend eingegriffen worden ist. Auch ursprünglich vorgesehene Umfangsgrenzen für die Artikel sind bald durchlässig gemacht worden, weil sie zum Prokrustesbett geworden wären.

Wenn eingegriffen worden ist, dann im Sinne der historisch-philologischen Präzisierung, gelegentlich auch der Verdichtung wuchernden Materials. Das Konstruktionsprinzip begrifflicher Fragmentierung brachte die Gefahr der Überschneidung mit sich, die es in der Endredaktion möglichst zu reduzieren galt. Sie gänzlich zu vermeiden, war nicht machbar. Die Divergenz der Sichtweisen ist durch dieses technische In-Form-Bringen nicht beeinträchtigt.

VI

Den VerfasserInnen der Artikel sei für ihre manchmal arg strapazierte Geduld und ihr Verständnis gedankt. Zumal diejenigen, die bereits ab 1983 mitgewirkt

haben, mußten immer wieder erfahren, daß Zeitvorstellungen illusionär gewesen sind. Einige haben das Erscheinen dieses Bandes nicht mehr erlebt: Emilia Giancotti, Helmut Gollwitzer, Dieter Herms, Gudrun Klatt, Karl Kühne, Henri Lefebvre, Eduard März.

Dem Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin gebührt der Dank dafür, dem Projekt dieses Wörterbuchs und der Wörterbuchwerkstatt Arbeitsmöglichkeiten gegeben zu haben. Den MitarbeiterInnen des Argument-Verlags ist dafür zu danken, daß sie eine elementare Finanzierung dieses Werkes durch ihre Arbeit mitgetragen haben. Daß dieser erste Band nach zehnjähriger Arbeit der Öffentlichkeit übergeben werden kann, ist dem Idealismus der Mitwirkenden zugute zu halten.

Abgesehen von einer zweijährigen ABM-Stelle 1986/87 konnten keine Fördermittel gewonnen werden. Mit bloßem Idealismus aber wird ein Werk dieses Umfangs schwerlich zu vollenden sein.

Redaktion und Herausgeber hoffen nicht nur auf gute Aufnahme, sondern auch auf Anregungen und Mitwirkung.

»Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit«, heißt es bei Bacon. Das Historisch-kritische Wörterbuch wird nicht vor dem Jahr 2000 abgeschlossen sein. Was es mehr als alles andere von früheren Werken unterscheidet, ist die Prägung durch eben den historischen Moment des säkularen Umbruchs, der zwar für viele einer der Hoffnungslosigkeit oder der Resignation ist, sich jedoch ebenso als einer der unbefangenen Kritik auffassen läßt, aus der Impulse für die Zukunft entspringen.

In der Reihe Coyote ist neu erschienen:

Argument Sonderband Neue Folge 224
240 Seiten. 29 DM/225 ÖS/30 SF. ISBN 3-88619-224-5

Eine der einflußreichsten Frauengestalten der italienischen Linken – in Deutschland durch zahlreiche Veröffentlichungen bekannt – setzte sich seit ihrem Austritt 1969 aus der Kommunistischen Partei Italiens verstärkt mit der Beziehung zwischen Politik und Feminismus auseinander. Immer ihre persönlichen Erfahrungen einarbeitend, schreibt sie über Simone de Beauvoir, über Frauenfreundschaften und Liebe, über Selbstmord, über politische Entwicklungslinien. Sie bewegt sich zwischen den literarischen Gattungen, handhabt die politische Analyse genauso souverän wie den Kulturkommentar, das Feuilleton und den Essay. Ihr Buch ist Zeugnis einer geglückten Verbindung von Vernunft und Gefühl.

Argument Hamburg · Berlin Im guten Buchhandel und bei Argument Vertrieb Reichenberger Str. 150 10999 Berlin

Hanna Behrend

Ostbilder mehrfach gewendet

Neudeutsch als Kolonisatorensprache

Für die Mehrzahl der Westdeutschen hat der Anschluß der DDR keinerlei Diskontinuität gebracht. Sie sind in ihrem politischen, Wirtschafts- und Rechtssystem verblieben. Das Welt- und Deutschlandbild dieser Mehrheit hat sich seit 1949 nicht ändern müssen. Deutschland: Das war die Bundesrepublik, die Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches (nicht nur im Sport). Die DDR war im Sinne Simone de Beauvoirs das Andere, Fremde; der Satellitenstaat der Sowjets, die die mitteldeutschen Landsleute kommunistischen Verbrechern ausgeliefert hatten.

Das kollektive Geschichtsbewußtsein dieser Bundesbürger führt fast bruchlos von Hermann dem Cherusker in die Gegenwart. Von dem dutzendjährigen Zwischenfall abgesehen, habe sich Deutschland mindestens seit der Reichsgründung kontinuierlich zu einem Rechtsstaat entwickelt. Gewiß gab es in dieser Geschichte auch Niederlagen, aber sie wurden immer wieder zu Bewährungsproben, die die Deutschen mit Erfolg bestanden. Auf Untaten, die in verschiedenen Perioden von deutschen Herrschern begangen worden waren, kam man in den Familien gar nicht, in den Schulen nur kurz zu sprechen, und sie waren nicht Teil eines historischen Stranges, für den es Ursachen und Verursacher gab. Ebensowenig waren die (in Deutschland stets halbherzig durchgeführten und daher gescheiterten) Versuche grundlegender Gesellschaftsreformen Teil des von der Mehrheit der westdeutschen ZeitgenossInnen rezipierten deutschen Geschichts- und Traditionsbewußtseins. Als die Naziverbrechen, über zwanzig Jahre nachdem die, die sie begangen hatten, besiegt worden waren, dann von einem kleinen Teil der westdeutschen Jugend thematisiert wurden, hatten sie keine öffentlich anerkannte Vorgeschichte.

Das tadellose Autostraßennetz, die schmucken Neubauten, moderne Versorgungs- und Dienstleistungssysteme, die ordentlich gepflegte städtische Altbausubstanz (jedenfalls die, die Krieg und Bauboom überstanden hatte) zeigten, daß deutsche Tüchtigkeit stets dafür gesorgt hatte, daß es selbst nach tiefster Schmach immer wieder aufwärts ging. Deutsche Leistung sei aber auch belohnt worden. Zwei Dritteln der (west-)deutschen Bevölkerung, darunter dem gut verdienenden Arbeiter, der sich den Luxus einer Hausfrau, eines Gebrauchtwagens der Mittelklasse und eines Urlaubs in Teneriffa leistete, auch wenn sein Bankkonto nicht mit dem der Selbständigen konkurrieren konnte, ging es besser als den meisten Menschen in den Siegerstaaten, von dem Rest der Welt ganz zu schweigen. Sogar für das weniger tüchtige oder nicht so arbeitsfreudige Drittel der Deutschen hatte man ein soziales Netz aufgebaut.

Das alles rief die Bewunderung der Welt hervor und rechtfertigte die tiefe Überzeugung der eigenen Unübertrefflichkeit.

Im Osten, in Rußland, Rumänien und Mitteldeutschland, lebten auch Deutsche. Diese waren arm, weil die Russen ihnen alles weggenommen hatten und

weil unter den Kommunisten nichts aufgebaut wurde und alles verkam. Wer sich dort über die Machthaber lustig machte oder irgend etwas kritisierte, kam ins Gefängnis oder nach Sibirien. Deshalb wollten dort alle weg in die Bundesrepublik. Deshalb bauten die Kommunisten in der Zone die Mauer und erschossen jeden, der sie zu überwinden suchte.

Dieses in den vierziger und fünfziger Jahren von den westdeutschen Medien unter Nutzung früherer konservativ-traditioneller Deutschlandbilder geprägte deutsche Selbst- und Fremd-Bild erwies sich als sehr stabil; es blieb als Grundierung aller späterer Modifikationen erhalten.

Die Ostdeutschen waren für den Westen fremder als Franzosen oder US-Amerikaner, und sie sind Fremde geblieben. Bis zur Wende hatten westdeutsche NormalbürgerInnen allenfalls von Ulbricht oder Honecker etwas gehört. Die im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands durchgeführten, längst überfälligen Reformen (Bodenreform, Bildungsreform, Industriereform, Verfassungsreform) stellten sich dem anderen Teil Deutschlands nur als Willkürakte dar, die den unwilligen Massen von den als Besatzern empfundenen kommunistischen Minderheiten aufgezwungen worden waren. Sie bestätigten das Vorurteil. Durchschnittliche VerwandtenbesucherInnen sahen die Versorgungslücken, den Straßenzustand, die heruntergekommenen Stadtkerne, die langweilige Kleidung und fühlten sich in ihren Auffassungen bestärkt, ganz gleich, ob die Verwandten ihre Meinung ebenfalls teilten oder nicht.

Das Vor-Wende- und Wende-Bild der DDR in den Westmedien

Mit dem allmählichen Abflauen des Kalten Krieges und speziell seit dem Beginn der Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition modifizierte sich das Bild der DDR in den repräsentativen westdeutschen Medien.

Die Kritik konzentrierte sich auf den Mangel an Demokratie. In den letzten Jahren vor der Wende gab es sogar DDR-freundliche Berichte, wie z.B. eine Reportage über DDR-Frauen, die deren wirtschaftliche Unabhängigkeit und ihre Möglichkeiten, Karriere und Familie zu vereinbaren, thematisierte.

Der Begriff der kriminellen »Staatsnähe« zur Charakterisierung von DDR-WissenschaftlerInnen oder KünstlerInnen wurde nie benutzt, es wurde nicht einmal pauschal gegen Mitarbeiter der Repressivorgane polemisiert. Bis zur Wende, noch genauer: bis zur Stürmung der Stasi-Zentrale in der Normannenstraße im Januar 1990, spielte das Ministerium für Staatssicherheit, seine hauptamtlichen MitarbeiterInnen und in deren Diensten tätigen ZuträgerInnen sowie die Spionageabteilung der DDR so gut wie keine Rolle in den Darstellungen von DDR-Repressionen, und der Begriff des IM war der westdeutschen Berichterstattung damals so unbekannt wie den DDR-BürgerInnen, die in den Oktober/Novembertagen 1989 »Stasi in die Produktion« skandierten.

Als SystemkritikerInnen wurden damals nicht nur Stefan Heym, Bärbel Bohley, Stefan Krawczyk und Freya Klier, sondern auch die Opposition in den Reihen der SED verstanden. Der Philosoph Rolf Reissig wurde von Lea Rosh als Oppositioneller vorgestellt. Das Westfernsehen schwärmte für den heute wegen Wahlfälschung – nach Meinung der Justizaufsichtsbehörde zu milde – verurteilten,

damals als antistalinistischen Hoffnungsträger gehandelten Hans Modrow. Der inzwischen wegen »Landesverrats« zu sechs Jahren verurteilte Markus Wolf galt seinerzeit als der DDR-Perestrojka-Mann, als er nach seinem vorfristigen Abschied aus der Aufklärungsabteilung des MfS sein antistalinistisches Buch *Die Troika* veröffentlichte – für das die Westmedien die Reklame machten, die in der DDR unterblieb.

Die zeitweise völlige Blockierung jeglicher Kritik am jeweils anderen deutschen Staat wird, was den Westen anlangt, von Anne Dorn in einem Interview mit Karl-Heinz Jakobs im *ND* vom 22. April 1994 bestätigt: »Bei uns im Westen ... mied man die deutsch-deutsche Thematik, weil hochoffizielle 'Gespräche' auf allen Ebenen mit den Koryphäen der DDR geführt wurden.«

Die kirchlichen Würdenträger (Stolpe, Leich, Kruse, Forck u.a.m.) wurden keineswegs als faule Kompromißler gekennzeichnet, sondern für ihr tapferes Einklagen von Freiräumen für die BürgerInnen gepriesen. In Nummer 21/1987 brachte *Der Spiegel* ein Interview mit Bischof Forck, in dem dieser in einer kritischen und differenzierten Darstellung erklärt: »Ich halte unseren Staat für lernfähig. Ich glaube, daß ein System – es mag sich noch so fest darstellen – nicht immer so starr bleiben muß, sondern es kann sich verändern.» (87)

Von »maroden Staatsbetrieben« war selten und schon gar nicht anläßlich der Leipziger Messen die Rede. Da standen positive Beispiele technischer Leistungen im Mittelpunkt von Reportagen. Selbst die Kritik an der Vernachlässigung der Altbausubstanzen in den Stadtkernen vergaß nicht, die Leistungen im sozialen Wohnungsbau, damals noch nicht verächtlich Plattensilos genannt, dazu in Beziehung zu setzen. Immerhin baute die DDR weitaus mehr Sozialwohnungen (wenn auch unter West-Standard), als je ein deutscher Staat gebaut hatte.

Insgesamt vermittelte das westdeutsche Fernsehen bis Ende 1990 ein eher sympathisches Bild der Ostdeutschen, die unter schwierigeren Bedingungen als im Westen beachtliche Aufbauleistungen vollbracht hätten. Damit traf das Westfernsehen bei der Masse der DDR-BürgerInnen auf Zustimmung.

Der Unrechtsstaat

Als die Regierung Kohl Anfang 1990 die Zeit gekommen sah, von der Politik einer langfristigen Kooperation der beiden deutschen Staaten zur Politik des schnellen Anschlusses der DDR an die BRD überzugehen, setzte ein Prozeß der allmählichen Verdrängung dieser DDR-Bewertung in den Medien und ihre Ersetzung durch einen neuen, den alten an Infamie noch übertreffenden Mythos der DDR-Vergangenheit ein: durch den Mythos vom Unrechtsstaat. Für die Nazizeit wird paradoxerweise in der Öffentlichkeit der Begriff der »Staats-« oder »Systemnähe« von Personen, die sich keine justiziablen Verbrechen zuschulden kommen ließen, niemals verwendet. Dies impliziert, daß für die Naziverbrechen individuelle Verbrecher, scheinbar unabhängig von der Staatsverfassung, verantwortlich waren. Vor 1990 wurden in beiden Deutschländern Wissenschaftler, Beamte, Mediziner, Juristen niemals wegen der in ihrem Beruf, ihrer öffentlichen Tätigkeit unvermeidlichen »Systemnähe« und »Systemteilhabe« entlassen, schon gar nicht, wenn sie den Staat wechselten. Es ist keineswegs zufällig, daß

der Begriff der »Systemnähe«, als Delikt von Personen, denen keine individuelle Schuld nachzuweisen ist, erst mit der Niederlage des Staatssozialismus aufkommt. Der »Unrechtsstaat« DDR ist der einzige deutsche Staat, der a priori unrechtmäßig ist.

Obwohl die Niederlage des staatssozialistischen Systems durch einen Akt der Selbstbefreiung und nicht etwa durch eine Invasion der Sieger erfolgte, führte sie nicht zur selbstbestimmten Reformation Ostdeutschlands, sondern infolge seiner Übernahme durch die Bundesrepublik zu seiner wirtschaftlichen Zerstörung, der Vernichtung seiner wissenschaftlichen und kulturellen Potenzen und der Diskriminierung seiner BürgerInnen.

Ostbild zurückgewendet

Das neue Ost-Bild der Medien sollte diesen Akt der Selbstbestimmung der DDR-BürgerInnen aus ihrem Bewußtsein tilgen. Sie sollten den Tausch eines unerträglich bornierten und repressiven Systems, das eine starke, wenngleich in ihren Zielen höchst differenzierte Minderheit für reformbedürftig und auch reformierbar hielt, gegen ein anderes, nicht minder reformbedürftiges System, das ihnen übergestülpt wurde, für die Erfüllung ihrer politischen Wünsche halten.

Das geschah durch ein Netz von Umdichtungen der Vergangenheit und Gegenwart, das dem von Orwell in *1984* erdachten »Newspeak« alle Ehre gemacht hätte.

Wie stark und schnell sich das öffentliche Bild der ostdeutschen Vergangenheit nach dem Anschluß der DDR wandelte, wird beim Lesen der vor nur knapp fünf Jahren gehaltenen Regierungserklärung Lothar de Maizières vom 19. April 1990 erkennbar. Darin dankt der erste freigewählte DDR-Ministerpräsident seinem Vorgänger Hans Modrow für »seine behutsame Politik, durch die uns sicher vieles erspart geblieben (ist). In den schwierigen Zeiten des letzten halben Jahres blieb er als Demokrat überparteilich und stabilisierte in Zusammenarbeit mit dem Runden Tisch dieses Land« (*ND*, 20.4.90). De Maizière fuhr fort: »Nicht die Staatssicherheit war die eigentliche Krankheit der DDR, sie war nur einer ihrer Auswüchse. Die eigentliche Erbkrankheit ... war der diktatorische Zentralismus, der aus stalinistischer Verblendung an die Stelle der Demokratie ... gesetzt worden war.« Auch die DDR habe einiges in die deutsche Einheit einzubringen: »Wir bringen ein unser Land und unsere Menschen, wir bringen geschaffene Werte und unseren Fleiß ein, unsere Ausbildung und unsere Improvisationsgabe ... Wir bringen die Erfahrungen ein, die wir mit den Ländern Osteuropas gemeinsam haben. Wir bringen ein unsere Sensibilität für soziale Gerechtigkeit, für Solidarität und Toleranz. In der DDR gab es eine Erziehung gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, auch wenn sie in der Praxis wenig geübt werden konnte. Wir bringen unsere bitteren und stolzen Erfahrungen an der Schwelle zwischen Anpassung und Widerstand ein. Wir bringen unsere Identität ein und unsere Würde. Unsere Identität, das ist unsere Geschichte und Kultur, unser Versagen und unsere Leistung, unsere Ideale und unsere Leiden. Unsere Würde, das ist unsere Freiheit und unser Menschenrecht auf Selbstbestimmung.«

Ossis: Menschen minderer Sozialisation

Einen beachtlichen Beitrag zum Newspeak über die DDR leisteten politologische, soziologische, kulturhistorische und zeitgeschichtliche Darstellungen von etablierten oder aufstrebenden westdeutschen, gelegentlich auch karrierebewußten ostdeutschen WissenschaftlerInnen. Der Beitrag zur ostdeutschen sozio-kulturellen Identität von F. Klinger (»Aufbau und Erneuerung, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 12.4.94, 6f) verweist auf sogenannte »endogene Faktoren», die in der ostdeutschen Identität lägen und den »Aufschwung Ost« hemmten. So ist von »häufig konstatierbaren Beharrungstendenzen», von einem »hierarchisch orientierten, befehlsbezogenen, integrativen« Wesen, das »personenbezogen, innerlich-geschlossen, außengeleitet-konformistisch sei«, die Rede, das sich im Vergleich mit den im Westen geprägten Eigenschaften wie »Marktorientiertheit, Verhandlungsbezogenheit, Konfliktivität, Konkurrenz-Orientiertheit, Expressiv-Offenheit, Individualismus« als inferior erwiesen habe. Was der Verfasser mit den negativ befrachteten Ost-Eigenschaften wirklich meint, zeigt das von ihm als sehr bezeichnend gekennzeichnete Beispiel: »Als in einem Großbetrieb Kurzarbeit Null angeordnet werden mußte, nahm auch die Betriebsleitung ihren 'gerechten' Anteil. Daß damit der Gesamtbetrieb völlig lahmgelegt war, störte nicht weiter. Höher gewertet wurde die Vermeidung von Unmut, der ohne eine solche Gleichverteilung der Anpassungslasten bei den Arbeitern aufgekommen wäre.« Der Autor erläutert nicht, welchen Tätigkeiten eine Betriebsleitung in einem zur Kurzarbeit Null gezwungenen Betrieb nachgehen müsse, damit der plattgemachte Betrieb nicht lahmgelegt würde, noch begreift er, daß die durch die Teilnahme an der Kurzarbeit demonstrierte Solidarität eher das Gegenteil eines »hierarchisch-befehlsbezogenen« Wesens dieser Ossi-Geschäftsleitung darstellt und auch deren angeblichem Konformismus widerspricht. Solidarität der Geschäftsführung mit der Belegschaft ist in der Tat Teil eines DDR-erworbenen »soziokulturellen Kapitals«, das »weithin und vermutlich irreversibel entwertet ist«. Weil seine eigene Sozialisation den Verfasser nur mit »individueller Verselbständigung« ausstattete und so die Verinnerlichung von »Gruppennormen und zentralen Abhängigkeiten« verhinderte, konnte er das Wesen dieses, der nichtkapitalistischen Vergangenheit geschuldeten Zusammengehörigkeitsgefühls überhaupt nicht wahrnehmen. So erklärt er sich den Umstand, daß die Ossis »selten die Fähigkeit erwarben, die eigene Person expressiv in Szene zu setzen«, mit deren Herkunft aus einer »auf Konformismus und Integrationszwängen angelegten Gesellschaft« und eben nicht durch ihre (durchaus nicht nur negativ zu bewertende) Einordnung in ein kollektives Ganzes.

Damit die Unterschiede im Lebensstandard und Status gerechtfertigt erscheinen, wurde Ostdeutschland als Hort des Verfalls, des Verbrechens, der Unmoral, der Hilflosigkeit und der Inkompetenz dargestellt. In wenigen Jahren entstand auf diese Weise eine Mythologie, die das differenziertere Bild der Vor-Wende und unmittelbaren Nach-Wende-Zeit durch ein den neuen Umständen angemessener erscheinendes ersetzte. Diese neuen Wirklichkeitsabbilder waren vor allem gekennzeichnet von Reduktionismus, Halbwahrheiten, Verdrehungen, unwahren Behauptungen.

Das Medienbild, wie es nach 1990 über die meisten Fernsehkanäle, über westdeutsche Tageszeitungen und Zeitschriften wie *Spiegel*, *Focus* und *Stern* vermittelt wurde, stellte die DDR als ein Land dar, das eine marode Wirtschaft gehabt habe, die an ihren Schulden zugrunde gegangen sei, sich durch miserable Versorgung ausgezeichnet habe, deren Städte von Tristesse und Verfall gekennzeichnet gewesen seien; DDR-Theater-, Film- und Fernsehkunst und Literatur reduzierten sich auf die Unterwerfung unter bornierte Parteizensur. Die Stasi, zur Metapher des Bösen schlechthin hochstilisiert, habe alle Bereiche des Lebens beherrscht. DDR-ÄrztInnen hätten noch Lebenden Organe entnommen, nicht lebensfähige Neugeborene ertränkt, politisch Unliebsame in psychiatrische Kliniken gesperrt und sie dort mit Psychopharmaka krankgemacht. SozialarbeiterInnen hätten massenhaft Zwangsadoptionen auf Befehl der Stasi oder von Frau Honecker durchgeführt. Um die Sporterfolge der DDR zu ermöglichen, hätten SportärztInnen, -trainerinnen und -funktionärInnen durch Massendoping sogar Kinder und Jugendliche gesundheitlich geschädigt. EnglischlehrerInnen aus dem Osten seien außerstande, ihren SchülerInnen die einfachste sprachliche Kommunikation zu vermitteln. Kein Wunder, sie seien zu bequem, um im Urlaub nach England oder Amerika zu fahren. Die Ossis, erklärte Graf Lambsdorff im *Focus*, »wollen arbeiten wie bei Honecker und leben wie bei Kohl«.

Die Wahlerfolge der PDS in Ostdeutschland, die die politische Klasse natürlich erschreckten, weil es bisher nie eine linke Partei in der Bundesrepublik zu solchen Erfolgen gebracht hat, haben zu einer neuen Wendung im medial vermittelten Bild Ostdeutschlands geführt. Die Verleumdungskampagne gegen Ostdeutsche verschiedener Berufsgruppen oder ganz allgemein hat sich, das ist durch die Wahlen hinreichend deutlich geworden, nicht bewährt. Daher werden Ostdeutsche, die als potentielle WählerInnen behandelt werden müssen, nicht mehr pauschal angegriffen.

Dafür eskalieren seit den Bundestagswahlen die persönlichen Angriffe und Verleumdungskampagnen gegen Personen, die für die PDS vor allem im Bundestag oder in Länderparlamenten sitzen. Alles wird getan, um sie zu demontieren. Seit dem Wahlausgang konzentriert sich diese Kampagne auf den Alterspräsidenten des Bundestags, Stefan Heym, und den Führer der Bundestagsgruppe der PDS, Gregor Gysi. Letzterem wird eine Vergangenheit als Spitzel und Verräter an seinen Klienten vorgeworfen, der langjährig von den SED-Oberen verfolgte Dissident Heym als Feigling und Angepaßter präsentiert. Dabei spielen ehemalige BürgerrechtlerInnen eine traurige Vorreiterrolle.

Im Osten wird diese Art des Umgangs mit »Feinden« mit Praktiken aus der Zeit der SED-Herrschaft assoziiert und löst daher in aller Regel nicht die gewünschte Wirkung aus, wie die Demontagebemühungen im Falle des brandenburgischen Ministerpräsidenten verdeutlichten. Inzwischen wird daher versucht, die PDS in den finanziellen Ruin zu treiben. Auch das kann in Ostdeutschland nur zu einem Selbsttor führen.

Margrit Eichler

Sieben Weisen, den Sexismus zu erkennen

Eine theoretische Überlegung mit einem praktischen Fragebogen

Wie können die sexistischen Einseitigkeiten identifiziert werden, die in den meisten wissenschaftlichen Erkenntnissen mitproduziert werden? Ein einfaches Diagnoseinstrument, sieben Weisen von Sexismus zu erkennen, wird in diesem Aufsatz vorgestellt. Jedes Element eines Forschungsprozesses, der Titel, die benutzte Sprache, verwendete Begriffe, die Forschungsanordnung, Methoden, Dateninterpretation und die daraus folgenden politischen Empfehlungen werden auf Sexismus geprüft. Der schließliche Wert dieses Textes besteht in der Lösung, sexistische Vorurteile aus allen Disziplinen zu entfernen, unabhängig von ihren Forschungsgegenständen oder den kulturellen Zusammenhängen, in denen sie stehen.

Einleitung

Wissensproduktion ist, wie wir wohl wissen, einschließlich des Forschungsprozesses ein sozialer Prozeß. Als solcher ist er verschiedenen sozialen Einflüssen unterworfen, von denen einer der wichtigsten der Sexismus ist. Wir wissen daher seit einiger Zeit, daß die meisten, wenn nicht alle wissenschaftlichen Erkenntnisse der Humanwissenschaften an sexistischen Einseitigkeiten kranken (vgl. u.a. Bleier 1984, Eichler 1980, Sherman und Beck 1979, Tancred-Sheriff 1989, Tomm 1989, Tomm und Hamilton 1989, Vickers 1984). Für dieses Problem müssen wir Instrumente entwickeln, die Sexismus in der bereits abgeschlossenen Forschung identifizieren und kritisieren und in der aktuellen Forschung verhindern. Ausgangspunkt und angestrebtes Ziel sind demnach klar, nur der Weg vom einen zum anderen ist weder einfach noch gradlinig. Im vorliegenden Text entwerfe ich ein einfaches Diagnoseinstrument und einen Fragebogen, mit dessen Hilfe Sexismus in laufenden Forschungsprozeß vom Beginn über die Datensammlung bis zum Abschluß vermieden werden soll. Ich wähle einen metatheoretischen Zugang, der für alle Humanwissenschaften gültig sein kann. Ich biete eine Reihe von mit Ja oder Nein zu beantwortenden Fragen an, mit denen ForscherInnen ihre eigene Forschung oder die anderer befragen können. Die Beantwortung zeigt, ob ein Problem vorliegt. In diesem Fall wird ein Lösungsvorschlag gemacht. Obwohl das einfach klingt, kann die Durchführung äußerst komplex sein.

Sexismus in der Forschung ist nur eine Äußerung von Sexismus überhaupt. Letztendlich wird die Lösung darin bestehen, Sexismus aus unseren gesellschaftlichen Strukturen zu entfernen. Das ist natürlich kein kurzfristiges Projekt. Feministische Bewegungen in aller Welt haben seit Jahrzehnten darum gerungen (Morgan 1984). Die verschiedenen Formen des Sexismus stützen sich gegenseitig. Versuche, Sexismus in einem Bereich – etwa in der Forschung – zu vermindern, werden behindert durch andere Aspekte von Sexismus in Gesellschaft, z.B. weil

es kaum Frauen in höheren Positionen im Wissenschafts- und Forschungsbetrieb gibt und die Strukturen der meisten Forschungsorganisationen überwiegend auf Männer orientieren. Das bedeutet aber auch, daß, wenn wir Sexismus in einem Bereich schwächen, dies eben wegen dieser Verbindungen auf andere Bereiche überschwappen wird. Die Beseitigung von Sexismus aus der Forschung ist daher in eigener Sache ebenso entscheidend wie allgemein. Die im folgenden dargestellte Herangehensweise wird es einfacher machen, das Problem anzugehen, zumindest in der Forschung.

Geschichte der Methode

Sexismus auch nur in einem einzelnen Begriff zu erkennen, kann eine Arbeitsaufgabe von vielen Jahren sein. Zum Beispiel ist einer der wichtigsten sexistischen Begriffe die übliche Definition des Wortes »Produktivität«. Es hat einen Bezug zur Definition des Wortes »Arbeit«, mit dem lange Zeit nur Lohnarbeit bezeichnet und so die meiste Arbeit ausgeschlossen wurde, die Frauen in aller Welt tun, obwohl diese Arbeit lebenserhaltend und deshalb von größter Wichtigkeit ist (Shiva 1989). Die allgemeine Definition von »Produktivität« schließt unbezahlte Arbeit, die keinen Gewinn auf dem Markt bringt, und ganz besonders jede Form reproduzierender Arbeit aus. Das UN-System der Volkswirtschaftlichen Rechnung (UNSNA), welches Grundlagen für die ökonomische und politische Planung in der Welt entwickelt, beruht daher auf einem sexistischen Begriff, der die gesellschaftlich notwendige Arbeit, die von Frauen außerhalb des Marktes geleistet wird (und ohne die die Weltwirtschaft zusammenbrechen würde) nicht mit einschließt. Folglich wird versäumt, eine der entscheidenden Grundlagen unseres sozialen und ökonomischen Systems in seine Rechnung einzubeziehen (Waring 1988). Um solche Aussagen treffen zu können, ist viel kritische Begriffsanalyse von vielen nötig. Dabei haben wir es mit einem sehr langsamen, anstrengenden und komplizierten Denkprozeß zu tun.

Bis vor kurzem begann jede einzelne Analyse eines sexistischen Begriffs, eines sexistischen Bezugsrahmens, einer sexistischen Interpretation von Ergebnissen praktisch bei Null. Für die jeweils einzelnen Sexismus-Probleme erarbeiteten Forscherinnen aus vielen Ländern und Disziplinen ähnliche Analysen. Ein solcher Prozeß der Wissensvermehrung funktioniert nur in dem Maße, in dem sich Sexismus in der gleichen Form zeigt. Das warf die Frage auf, ob es möglich ist, die Logik des Sexismus auf eine Weise zu analysieren, die es erlaubt, die von einem Problem hergeleiteten Einsichten auf ein anderes zu übertragen, eine bis jetzt ungeklärte Frage, für deren Beantwortung ich über viele Jahre hindurch Untersuchungen verglich. Zuvor mußten Fragen der Terminologie geklärt werden. So wurden die Begriffe »Sexismus«, »androzentriert«, »patriarchalisch« häufig wahlweise für den gleichen Zusammenhang in der Literatur benutzt, ebenso wie die Begriffe »feministisch«, »nichtsexistisch«, »frauenzentriert«.

Um zu einer Bestimmung nichtsexistischer Forschung zu kommen, mußte dieser Begriff zunächst von dem feministischer Forschung getrennt werden, was sowohl möglich wie sinnvoll war. Verkürzt gesprochen braucht feministische Forschung (von der frauenzentrierte Forschung ein Teil ist) ein Engagement für

soziale Gerechtigkeit für Frauen. Die Identifizierung von Sexismus in der Forschung und die Entwicklung einer nichtsexistischen Anordnung gehört dazu. Aber im Unterschied dazu ist nichtsexistische Forschung an nichts gebunden und benutzt die von der feministischen Forschung entwickelten Instrumente ohne eine deshalb notwendige Spezialisierung in feministischen Theorien (Eichler 1986). – Zweitens war es notwendig, zu bestimmen, ob Sexismus grundlegend in allen oder nur in einem oder einigen Elementen des Forschungsprozesses vorkommt, was sich nach einiger Analyse als ein »Sowohl als auch« erwies (Eichler 1991). – Drittens stellte sich die Frage, ob es unterschiedliche, nicht aufeinander zurückführbare Sexismusformen gibt, oder ob es eine übergeordnete Sexismusform gibt, die verschiedene Subformen enthält. Das erstere traf zu. Das ist eine sehr bedeutsame Entdeckung. Gäbe es im wesentlichen ein Sexismusproblem, würde eine Lösung reichen. Bei unterschiedlichen, nicht aufeinander zurückführbaren Problemen läuft man Gefahr, sie zu verwechseln und der Illusion zu erliegen, mit dem einen das andere tatsächlich geklärt zu haben. Ein einfaches Beispiel dafür ist die erste Antwort auf das Sexismusproblem in der Sprache. Zunächst wurde argumentiert, daß der Gebrauch von sogenannten männlichen Gattungsbegriffen wie »er«, »man«, »Mann« sexistisch ist, weshalb einige Leute dachten, die Antwort auf das Dilemma wäre der Gebrauch wirklicher Gattungsbegriffe wie z.B. Leute, Menschen, Individuen und anstelle von »man« Menschheit, *ohne Rücksicht auf den Kontext.* Das bedeutet, Gattungsbegriffe auch dann zu benutzen, wenn nur ein Geschlecht betrachtet wurde, z.B. statt Ehefrau und Ehemann den Begriff »Ehepartner« zu verwenden, auch wenn nur eine(r) von beiden gemeint ist. Alles was damit erreicht wurde, war, ein Sexismusproblem, *Androzentrismus*, durch ein anderes, nämlich *Geschlechtsinsensibilität*, zu ersetzen. Jedem Sexismustyp wurde deshalb ein besonderer Name gegeben – der vorhandenen Literatur zum Thema entnommen – und die grundlegenden Fragen mit jedem erkannten Problem abgeglichen. Jeder Problemtyp wurde dann systematisch auf jedes Element des Forschungsprozesses bezogen (zum Beispiel, welche Form würde Geschlechtsinsensibilität in einem Titel annehmen, oder wie würde sich ein doppelter Bewertungsmaßstab im Umgang mit Datensammlungen auswirken?) Das Ergebnis war ein Schema, das sieben Weisen von Sexismus identifiziert, die in jedem Teil des Forschungsprozesses vorkommen können: Androzentrismus, Geschlechtsinsensibilität, Überverallgemeinerung, doppelter Bewertungsmaßstab, Familialismus, Geschlechtsangemessenheit und Geschlechterdichotomie.

Der nächste Schritt war, mit dem fertigen Analyseschema in die Bibliothek zu gehen und sich die aktuellen etabliertesten Zeitschriften verschiedener sozialwissenschaftlicher Disziplinen vorzunehmen. Die Analyse wurde 1989 durchgeführt und in jeder untersuchten Ausgabe wurden beklagenswerterweise viele Beispiele für Sexismus gefunden. Es gab keine Ausnahme. Die Beispiele kamen alle aus den Sozialwissenschaften, weshalb die Anwendbarkeit des Analyseschemas nur für sie beansprucht wurde. Sobald der analytische Rahmen zugänglich war, wurde er für die medizinische Forschung verwendet, und es stellte sich heraus, daß er gänzlich auf diesen Forschungstyp zu übertragen war (Eichler, Reisman und Borins, i. Vorb. und Williams und Borins, i. Vorb.). Die Methode war

also offensichtlich strapazierfähig und vielseitig. Sie ist außerdem kulturell unspezifisch. Der Nutzen dieser Methode ist nur begrenzt durch den Wissensstand der ForscherInnen zum bestimmten Gegenstandsbereich. Einige der Diagnosefragen können ohne Spezialkenntnisse über ein Themengebiet beantwortet werden, z.B.: Behauptet die Untersuchung, allgemeingültig zu sein, während sie tatsächlich nur ein Geschlecht betrifft? Andere Fragen dagegen setzen gründliche Kenntnisse des Untersuchungsgegenstandes voraus. Z.B.: Ist diese Eigenschaft allgemein menschlich, wird aber hier für nur ein Geschlecht behauptet, oder sind die Implikationen dieser Aussage in Wirklichkeit für Frauen und Männer unterschiedlich?

Zur Diagnose von Sexismus in der Forschung

Es gibt offenbar zumindest zwei Möglichkeiten der Darstellung, entweder nach dem Problemtyp oder nach den betroffenen Elementen des Forschungsprozesses. Aus Platzgründen konzentriere ich mich nur auf die zweite Variante, gebe aber zunächst eine kurze Definition jedes der sieben Problemtypen.

Sexismus-Typen

Androzentrismus kann als die Übernahme einer umfassend männlichen Perspektive definiert werden.

Geschlechterinsensibilität ignoriert Geschlecht als eine gesellschaftlich wichtige Variable in Zusammenhängen, in denen es von Bedeutung ist. In der gegenwärtigen Gesellschaft erscheint es uns sicherer, genau umgekehrt zu verfahren, Geschlecht also bis auf weiteres immer wichtig zu nehmen.

Geschlechterdichotomie behandelt die Geschlechter als zwei gänzlich voneinander getrennte soziale wie auch biologische Gruppen, anstatt sie als zwei Gruppen mit übergreifenden Eigenschaften zu begreifen. Sie ist in vieler Hinsicht das Spiegelbild der Geschlechterinsensibilität. Die eine ignoriert die Bedeutung des Geschlechts, die andere übertreibt sie.

Familialismus besteht darin, die Familie als kleinste Einheit der Analyse zu behandeln, wo es sich eigentlich um Individuen innerhalb der Familie oder der Haushalte handelt, die bestimmte Handlungen ausführen, bestimmte Erfahrungen machen, unter besonderen Nachteilen leiden oder von speziellen Vorteilen profitieren.

Überverallgemeinerung findet statt, wenn eine Untersuchung sich ausschließlich mit einem Geschlecht befaßt, aber allgemein spricht.

Doppelter Bewertungsmaßstab wird benutzt, wenn identische Situationen, Verhaltensweisen oder Merkmale aufgrund des Geschlechts unterschiedlich bewertet werden.

Geschlechtsangemessenheit wird zu einem sexistischen Problem, wenn beschreibende Ausdrücke für Geschlechtsunterschiede normativ gebraucht und zu einem Wesensmerkmal erklärt werden. Wenn z.B. das Fehlen einer historisch gewachsenen »angemessenen« Geschlechtsidentität als psychologische Störung gesehen wird.

Beispiele von Sexismus in verschiedenen Komponenten des Forschungsprozesses

Aus Platzmangel können nicht von jedem Sexismustyp in jedem Element des Forschungsprozesses Beispiele gegeben werden. Ein Fragebogen befindet sich im Anhang; eine umfassendere Erörterung aller Problemtypen der verschiedenen Forschungskomponenten findet sich in Eichler 1991.

Obwohl der *Titel* ein günstiger Ausgangspunkt zu sein scheint, werde ich seine Behandlung bis zum Ende zurückstellen, da er die Erörterung auf andere sexistische Probleme lenkt.

Zunächst zur *Sprache*: Die sexistische Sprache wird manchmal als das einzige Problem mißverstanden. Das ist natürlich nicht der Fall. Dennoch ist es unmöglich, eine nichtsexistische wissenschaftliche Arbeit in sexistischer Sprache zu schreiben. Und leider ist es durchaus möglich, trotz des Gebrauchs einer ausschließlich nichtsexistischen Sprache eine sexistische Arbeit zu verfassen. Wenn Autoren männliche Ausdrücke – z.B. Mann, er – für Menschen im allgemeinen verwenden, ist dies ein Problem der Überverallgemeinerung. Die Lösung ist sicherlich, allgemeine Ausdrücke für allgemeine Inhalte zu gebrauchen, z.B. Leute, Menschheit, sie, man. Umgekehrt werden manchmal allgemeine Ausdrücke benutzt, wenn nur von einem Geschlecht die Rede ist, beispielsweise Eltern für Mutter oder wenn Bürgertum und Unternehmertum nur für den männlichen Bürger und Unternehmer steht. Die Lösung ist zweifellos, geschlechtsspezifische Bezeichnungen für geschlechtsspezifische Inhalte zu benutzen. Diese und die im Anhang identifizierten Probleme sind wichtig, weil wissenschaftliche Sprache Exaktheit erfordert. Wenn die Sprache so ungenau ist, daß wir raten müssen, ob ein Autor über Personen allgemein spricht oder nur über Männer – oder Frauen, obwohl dies in der Regel nur bezogen auf Fruchtbarkeit oder Pflegearbeit vorkommt –, dann ist sie ungeeignet für wissenschaftliche Zwecke.

Sexismus in Begriffen zu erkennen kann äußerst schwierig sein. Wir befassen uns hier in erster Linie mit Begriffen, die nicht auf der Sprachebene sexistisch sind, sondern auf der Ebene der Begriffsbedeutung in vorgegebenen Kontexten. Eine Frage ist, ob eine Diskrepanz zwischen theoretischem und empirischem Bezugsrahmen besteht; z.B. können Unternehmer beiderlei Geschlechts sein und sind es auch gewesen. Der Begriff bezieht sich also theoretisch auf beide Geschlechter. Falls ein Artikel einen Unternehmer definiert als »einen, der ein Gewerbe begründet oder ein neues Unternehmen, das von seinen traditionellen Familientätigkeiten oder seinem Beruf abweicht« (Setty 1990, 87), und sein Augenmerk auf »den Mann und die Gruppe hinter ihm« richtet (ebd., 89), haben wir eine Diskrepanz gefunden, ein Problem des Androzentrismus. Diese Diskrepanz könnte aufgelöst werden, entweder indem der Begriff die Geschlechtsspezifik berücksichtigt (männliche Unternehmer), oder indem der Inhalt geändert wird und potentielle weibliche Unternehmer einbezieht. Wenn ein Begriff vergleichbare Verhältnisse aus der Perspektive nur eines Geschlechtes ausdrückt, beispielsweise Polygynie (Vielweiberei) und Polyandrie (Vielmännerei), kann er entweder durch einen Begriff, der die andere Perspektive hereinbringt, ersetzt werden oder durch einen übergeordneten Begriff. Beispielsweise gibt es für den

Begriff »elterliche Deprivation« die beiden Subformen »mütterliche Deprivation« und »väterliche Deprivation«.

Eine andere Frage ist, ob das Ich männlich konstruiert ist, z.B. wenn »Kriegsführung zwischen Gruppen« (Shaw 1985, 166) interpretiert wird als ein zweckmäßiges Mittel, Vieh, Frauen und Sklaven zu erbeuten. Wer ist als Akteur definiert? Wer führt Krieg? Wenn »Tauglichkeit« sich mit größerem Gruppenzusammenhalt erhöht und dieser seinerseits als eine Funktion der Verwandschaft gesehen wird, wer wird dann als Mitglied der Gruppe definiert, wenn die Frauen durch Kriegsführung gewonnen werden und vermutlich nicht verwandt sind? Sind sie Teil eines Gruppenzusammenhangs oder nicht? Eine Reihe neuer Fragen entsteht, wenn die Frauenperspektive eingeführt wird, die der Artikel, bedingt durch seine androzentrische Einseitigkeit, die Frauen auf den Status von umkämpften Objekten reduziert, nicht hat.

Eine dritte Version eines sexistischen Begriffs bezieht sich auf einen *menschlichen* Wesenszug, der als nur einem Geschlecht zugehörig dargestellt wird. Z.B. wenn Forscher versuchen, den Einfluß von Familienmitgliedern auf schizophrene Kinder zu untersuchen und im Laufe dieses Prozesses den Begriff der »schizophrenogenen Mutter« prägen, dabei aber versäumen, den »schizophrenogenen Vater« zu untersuchen. Damit verwenden sie einen doppelten Bewertungsmaßstab für Mütter und Väter. Die Lösung liegt offensichtlich darin, den Einfluß beider Elternteile zu untersuchen (vorausgesetzt, man will überhaupt in dieser Richtung forschen).

Sexismus in der Forschungsanordnung hat Auswirkungen auf den gesamten Bezugsrahmen und den theoretischen Zugang. Er ist leichter zu erkennen als zu beheben, denn es braucht vermutlich eine vollständige Veränderung des Projektes. In einem neueren Aufsatz über die »Förderung von Unternehmertum in entlegenen vorwiegend ländlichen Gemeinschaften« (Setty 1990) wird ein bereits erwähntes Beispiel für einen androzentrischen Bezugsrahmen geliefert. Frauen können allen Bereichen angehören, aus denen Unternehmer hervorgehen. Sie können zu Handwerkerkreisen gehören, können Hochschulaussteiger sein, aus dem arbeitslosen Akademikertum oder aus der Landwirtschaft kommen, Handelskaufleute sein (ebd., 95). Und dennoch wird keine Aufmerksamkeit darauf verwendet, mit welchen Mitteln Frauen mobilisiert werden könnten, um Unternehmerinnen zu werden. Wenn beispielsweise Probleme diskutiert werden, finden die institutionalisierten Geschlechterrollen, die sich hinderlich auf die Entwicklung zur Unternehmerin auswirken, keine Erwähnung, ebenso nicht die Herrschaft der Männer über Frauen, die diese von der Teilnahme an verschiedenen Projekten abhalten können, nicht der unterschiedliche Zugriff von Männern und Frauen auf Familienressourcen, wo zu berücksichtigen wäre, daß Zeit- und Arbeitsaufwand für bestimmte Familienfunktionen wie Kinderpflege und Kochen während der Ausbildung der BewerberInnen ersetzt werden müßten. Dieser besagte Aufsatz schlägt ein Programm von fünf Phasen vor, die alle geschlechtsinsensibel vorgehen. Die erste Phase besteht in der Identifizierung der natürlichen Ressourcen, die zweite in der Ausbildung des Ausbildungspersonals, die dritte in der Ausbildung zukünftiger Unternehmer, die vierte in der Zusammenarbeit mit Behörden und die fünfte in der Auswertung. Es gibt keinerlei Einsicht,

daß Frauen und Männer sozial unterschiedlich positioniert sind und daß jegliche Politik, um für genügend Frauen attraktiv zu sein, für solche Unterschiede sensibel sein muß. Der Artikel, der ansonsten recht gute Anregungen zur Förderung von Unternehmertum gibt, krankt in all seinen Elementen an Sexismus, was seinen Nutzen erheblich einschränkt. Eine geschlechtssensible Herangehensweise hätte, durch die Einbeziehung von Frauen, die Anzahl potentieller Kandidaten und damit die Effektivität verdoppelt.

Es gibt natürlich noch viele andere Möglichkeiten, über die sich Sexismus in der Forschungsanordnung kundtun kann. Sexismus steckt zum Teil in der Methode. Allerdings kann jede Methode auf sexistische Weise benutzt werden. Ob jede auch nicht-sexistisch benutzt werden kann, hängt zum Teil davon ab, wie weit- oder enggefaßt der Rahmen einer bestimmten Methode definiert ist, d.h. ob sie überhaupt noch gleich heißt, wenn sie aus einem bestimmten Verwendungszusammenhang herausgelöst wird.

Einige Beispiele für Sexismus in Methoden: Fragen sind ein Weg, durch den Sexismus Eingang in sie findet; dies sowohl in übertragenem Sinn, also »Welche Forschungsfrage wird in der Untersuchung gestellt?«, wie auch in wörtlichem Sinn die Frageformulierungen in Erhebungen. Wenn wir eine historische Untersuchung nur unter der Fragestellung angehen, welche Rolle Männer des öffentlichen Lebens in einem bestimmten Zeitalter gespielt haben, ohne nach dem direkten oder indirekten Anteil der Frauen (positiv oder negativ) zu diesem Untersuchungsgegenstand zu fragen, haben wir die Geschlechter ungleich befragt. Das gleiche gilt auf niedrigerer Stufe, wenn Männer zu Themen von öffentlichem Interesse befragt werden, Frauen dagegen zu Themen, die als privat gelten. Diese Unterscheidung in öffentlich und privat ist an sich schon problematisch. Warum sollte es eine öffentliche Angelegenheit sein, wenn eine Frau von einem Fremden überfallen wird, aber eine Privatsache, wenn sie fortwährend von ihrem Ehemann mißhandelt wird? Warum haben militärische Ausgaben in vielen Ländern eine hohe öffentliche Priorität, während Kinderpflege nur private Bedeutung zuerkannt wird? Welche der beiden Angelegenheiten ist für das letztendliche Überleben der Gesellschaft wichtiger? Die derzeitige Definition von öffentlichen bzw. privaten Angelegenheiten ist ein Beispiel für einen doppelten Bewertungsmaßstab.

Ein weiteres Problem entsteht, wenn Männer als Norm gelten. Beispielsweise dann, wenn eine Untersuchung den Befragten, egal welchen Geschlechts, folgende Fragen vorlegt: Denken Sie, daß Frauen als Piloten (Feuerwehrleute, Gehirnchirurgen, Unternehmer, Vorgesetzte usw.) schlechter als Männer sind oder genauso gut? Frauen werden dabei an einem männlichen Maßstab gemessen, und die Formulierung der Frage versäumt es, das gesamte Spektrum an möglichen Antworten anzubieten, womit wir ein weiteres Beispiel für einen androzentischen Ansatz haben.

Sexismus in der Dateninterpretation kann vielfältige Formen annehmen. Eine Form ist, die Datenanalyse nicht geschlechtsspezifisch vorzunehmen, obwohl Daten von beiden Geschlechtern erhoben wurden. Ein besonders drastisches Beispiel dafür ist die berühmte Aspirin-Studie, die die Auswirkung von Aspirin auf die Wahrscheinlichkeit von Herzinfarkten untersucht. Obwohl die Untersuchung

Daten von Männern und Frauen erhob, ist unklar, wie sie anteilsmäßig vertreten sind, und die Auswertung fand nicht geschlechtsspezifisch statt (Fields et al. 1977). Weil andere Untersuchungen (American-Canadian Co-operative Study group 1985) wiederum annehmen, daß der Nutzen von Aspirin bei der Verhinderung von Thrombosen je nach Geschlecht variiert, müßten die Schlußfolgerungen über die Effizienz von Aspirin also für beide Geschlechter getroffen werden. In der medizinischen Forschung kann Sexismus – hier Geschlechterinsensibilität – eine Frage von Leben und Tod sein.

Noch ein Punkt: Wenn es um Opfer z.B. von Mißhandlung, Verstümmelung oder sogar Mord geht, müssen wir uns fragen, ob es irgendeine implizite Rechtfertigung dieser Mißhandlungen gibt, z.B. im Namen kultureller Traditionen oder religiöser Regeln. Das kann zu scheinbar neutralen Formulierungen führen, wenn beispielsweise das Schlagen von Ehefrauen als »Mechanismus der Konfliktlösung« diskutiert wird. Schlagen ist natürlich Teil des Problems und nicht seine Lösung. Das kann noch offensichtlicher sein, so wenn sich das Augenmerk darauf richtet, wie und warum das Opfer die Mißhandlung »provoziert« habe, statt darauf, wie und warum der Täter mißhandelte.

Politische Auswertungen und Empfehlungen

Diese Komponente kommt in den wenigsten Untersuchungen vor. Es ist aber besonders wichtig, daß Auswertungen und Empfehlungen für die Politik nicht sexistisch sind, weil sie eine unmittelbarere Wirkung auf Menschen haben als andere Untersuchungen. Jede Erhebung für die Politik, die nicht berücksichtigt, daß das Geschlecht eine wichtige gesellschaftliche Variable ist, ist geschlechtsinsensibel. Sofern wir die Konsequenzen jeder gegebenen Politik für Männer und Frauen nicht explizit betrachten, laufen wir Gefahr, den Nutzen solcher Erhebungen einzuschränken bis hin zum Fehlschlag.

Schließlich der Titel: er kann sexistisch sein durch die Verwendung von sexistischer Sprache oder Begriffen, durch Überverallgemeinerung, z.B. wenn der Eindruck erweckt wird, ein Phänomen würde vollständig behandelt, wenn es in Wirklichkeit nur für ein Geschlecht betrachtet wird usw.

Dies war ein flüchtiger und daher unvollständiger Überblick über einige Sexismus-Problemtypen in der Forschung und ihre Überwindung. Es ist weder ein einfacher noch ein schneller Prozeß. Wenn wir aber eine genaue und nützliche Forschung betreiben wollen, ist es ein notwendiger (wenn auch nicht ausreichender) Aspekt, Sexismus auszuschließen.

Aus dem Englischen von Anja Busche, Conni Möhring und Sunita Struck

Fragebogen

1. Sexistischer Titel

1.1 Erweckt der Titel den Eindruck, auf beide Geschlechter zuzutreffen? – Wenn ja, stimmt das?

1.2 Enthält der Titel einen sexistischen Begriff?

1.3 Benutzt er eine sexistische Sprache? – Wenn die Antwort auf beide Fragen ja ist, muß der Titel oder der Gehalt verändert werden.

2. Sexistische Sprache

2.1 Werden männliche oder weibliche Begriffe für allgemeine Zwecke benutzt? – Wenn ja, benutzen Sie geschlechtsspezifische Begriffe nur für geschlechtsspezifische Zwecke.

2.2 Werden allgemeine Begriffe benutzt, wenn der Autor nur über ein Geschlecht spricht? – Wenn ja, benutzen Sie allgemeine Begriffe nur für allgemeine Zwecke.

2.3 Werden Männer und Frauen in vergleichbaren Situationen mit nicht vergleichbaren Begriffen beschrieben? – Wenn ja, benutzen Sie gleiche Begriffe.

2.4 Wenn beide Geschlechter in bestimmten Sätzen erwähnt werden, kommt ein Geschlecht beständig an erster Stelle vor? – Wenn ja, wechseln Sie ab.

2.5 Werden beide Geschlechter durchgängig in unterschiedlichen grammatischen Modi ausgedrückt? – Wenn ja, identifizieren Sie den jeweils fehlenden aktiven oder passiven Teil und nehmen Sie ihn so weit wie möglich auf.

3. Sexistische Begriffe

3.1 Ist das Ich aus nur männlicher (oder weiblicher) Perspektive konstruiert? – Wenn ja, ändern Sie entweder Begriff oder Gehalt.

3.2 Charakterisiert der Begriff eine Beziehung ausschließlich aus der Sichtweise eines Geschlechts? – Wenn ja, stellen Sie sie vom Standpunkt beider Geschlechter dar, entweder durch Entwicklung eines Begriffspaars oder eines übergeordneten Begriffs.

3.3 Würdigt der Begriff ein Geschlecht herab? – Wenn ja, ersetzen Sie ihn durch einen neutralen.

3.4 Gibt es einen Unterschied zwischen dem theoretischen und dem empirischen Bezug des Begriffs? – Wenn ja, bringen Sie sie in Übereinstimmung.

3.5 Setzt der Begriff Merkmale voraus, die beiden Geschlechtern gemeinsam sind, die aber so operationalisiert werden, daß sie Männer und Frauen unterschiedlichen Kategorien zuordnen? – Wenn ja, ordnen Sie Frauen und Männer gleichen Kategorien zu, wenn sie gleiche Merkmale aufweisen.

3.6 Bezieht sich der Begriff auf geschlechtliche Art auf für beide Geschlechter geltende Situationen, Eigenschaften oder Verhalten? – Wenn ja, ändern Sie den Begriff, so daß er menschliche Merkmale in geschlechtsunspezifischen Begriffen ausdrückt.

3.7 Entspricht ein Begriffspaar weitgehend einer ungerechtfertigten, wertenden, geschlechtlichen Trennung? – Wenn ja, formulieren Sie so um, daß männliche und weibliche Merkmale gleich gewertet werden.

3.8 Setzt der Begriff die Vorstellung voraus, bestimmte menschliche Verhaltenweisen, Charakterzüge oder Eigenschaften seien nur für ein Geschlecht angemessen? – Wenn ja, ändern Sie den Begriff, so daß er beschreibt und nicht vorschreibt.

3.9 Schreibt der Begriff Familien und Haushalten individuelle Eigenschaften, Attribute oder Verhalten zu? – Wenn ja, ersetzen Sie die Begriffe, die solches tun.

4. Sexismus in der Forschungsanordnung

4.1 Ist der Bezugsrahmen androzentrisch? Prüfen Sie es, indem Sie Frau, Mädchen durch allgemeine Begriffe wie Individuum, Person, Bürger, Kind ersetzen. – Ist das Ergebnis unsinnig, erkunden Sie die Lage von Frauen und arbeiten Sie sie ein, oder bessern Sie die Untersuchung aus durch Bezugnahme auf nur ein Geschlecht. Das Zweite wäre unangemessen, wenn die Untersuchung ein Thema behandelt, das notwendigerweise beide Geschlechter einbezieht.

4.2 Ist der Bezugsrahmen im Ansatz gynozentrisch? – Wenn ja, achten Sie auf die Rolle der Männer. (Ein wirklich gynozentrischer Rahmen kann in einer vorwiegend sexistischen Gesellschaft, die von Männern beherrscht wird, nicht entstehen. Aber bestimmte Fragen, insbesondere solche, die die Reproduktion und Familienangelegenheiten betreffen, werden gemeinhin nur im Hinblick auf Frauen untersucht, z.B. Fruchtbarkeit. Das ist einfach die Kehrseite des Sexismus im androzentrischen Bezugsrahmen.)

4.3 Sind Männer durchgehend als Handelnde und Frauen als Behandelte dargestellt? – Wenn ja, erforschen Sie die Rolle der Frauen als Handelnde und die der Männer als Behandelte.

4.4 Ist männliches Verhalten die Norm und das Verhalten von Frauen die erklärungsbedürftige Abweichung? – Wenn ja, erweitern Sie entweder den Bezugsrahmen durch Bewertung männlichen Verhaltens gegenüber weiblichem oder etablieren Sie tatsächlich geschlechtsunabhängiges Verhalten als Norm. Das letztere ist nicht durchführbar, wenn die in Frage stehende Verhaltensweise stark geschlechtsspezifisch ist.

4.5 Wird in Fällen, in denen Täter und Opfer vorkommen, Frauen die Schuld zugeschoben – mit oder ohne Begründung? Sind Frauen oder Männer Täter? Werden die Täter für persönlich verantwortlich gehalten? Wird die Rolle der männlichen Beteiligten am Gesamtprozeß ausreichend berücksichtigt? Sind Faktoren, die die gesamte Struktur betreffen, ausreichend einbezogen worden? – Täter müssen für ihre Taten persönlich verantwortlich gemacht werden. Die Rolle der Männer muß genauso sorgfältig betrachtet werden wie die der weiblichen Beteiligten, und Faktoren, die die gesamte Struktur betreffen, müssen einbezogen werden.

4.6 Betrifft das betrachtete Phänomen beide Geschlechter? Wenn ja, widmet die Literatur den Rollen beider Geschlechter die entsprechende Aufmerksamkeit? (Wird insbesondere in Untersuchungen, die Familienrollen und Reproduktion betreffen, die Rolle der Männer beachtet? Wird in allen anderen Untersuchungen die Rolle der

Frauen ausreichend beachtet? Integrieren Sie das ausgeschlossene Geschlecht in Ihre Forschungsanordnung. Wo immer ein Geschlecht überwiegend von der Betrachtung ausgeschlossen ist, kann eine eingeschlechtliche Untersuchung des ausgeschlossenen Geschlechts höchst angemessen sein. Ein Ergebnis ist ein Gleichgewicht der kollektiven Forschungsbemühungen.

4.7 Werden beiden Geschlechtern die gleichen Fragen gestellt? – Wenn nicht, tun Sie es.

4.8 Wird das gleiche Forschungsinstrument auf Frauen und Männer angewendet? Wenn nicht, wird die Anwendung unterschiedlicher Instrumente mit den physischen Unterschieden der Geschlechter begründet? Wenn unterschiedliche Instrumente ohne zwingende Gründe angewendet wurden, entwickeln Sie eines, das auf beide Geschlechter anwendbar ist; wenn unterschiedliche Instrumente notwendig sind, begründen Sie detailliert deren Anwendung.

4.9 Teilt das Forschungsinstrumentarium die Geschlechter in zwei getrennte Gruppen, obwohl sie übergreifende Eigenschaften haben? – Wenn ja, entwickeln Sie ein neues Instrumentarium, das die für beide gleiche Verteilung von Eigenschaften nicht aufspaltet.

4.10 Sind die untersuchten Hauptvariablen für Männer und Frauen gleich relevant? Betreffen die Variablen unausgewogen ein Geschlecht mehr als das andere? – Wenn ja, beheben Sie die Unausgewogenheit mit Variablen, die das unterrepräsentierte Geschlecht betreffen.

4.11 Wurde das Geschlecht der am Forschungsprozeß Beteiligten genannt und kontrolliert? – Wenn nicht, zeigen Sie es auf und kontrollieren Sie wo möglich und nötig. Besteht keine Möglichkeit, müssen die potentiell verzerrenden Auswirkungen der Geschlechtszugehörigkeit der TeilnehmerInnen erkannt und erörtert werden.

4.12 Besteht bei Abhandlungen über Familienangelegenheiten die Möglichkeit, daß der betrachtete Fall (Erfahrung, Verhalten, Eigenschaft, Charakterzüge) für unterschiedliche Familienmitglieder verschieden sein kann? – Wenn ja, ist die Familie als kleinste Einheit einer Analyse unangemessen. Einzelne Akteure innerhalb dieser Einheit müssen identifiziert und getrennt untersucht werden, um potentiell unterschiedliche Auswirkungen beobachten zu können. Das kann eine drastische Revision der Forschungsanordnung nach sich ziehen.

4.13 Werden explizite und implizite Vergleiche zwischen den Geschlechtern gemacht? – Wenn ja, sind die Variablen, mit denen die Geschlechtergruppen verglichen werden und die wahrscheinlich das Untersuchungsergebnis beeinflussen, gleichwertig? – Wenn nicht, richten Sie vergleichbare Gruppen ein. Wo dieses aus praktischen Gründen nicht möglich ist, erstellen Sie sorgfältig eine Liste und erörtern Sie die Variablen, die beide Gruppen unterscheiden.

5. Sexismus in der Methode

5.1 Ist das Forschungsinstrumentarium für nur ein Geschlecht validiert, wird aber für beide verwendet? – Wenn ja, benutzen Sie es nur für das Geschlecht, für das es geprüft ist, oder prüfen Sie es für beide Geschlechter.

5.2 Ist die Geschlechterzusammensetzung der Stichprobe angemessen aufgezeigt? – Wenn nicht, tun Sie es.

5.3 Benutzen die Fragen sexistische Begriffe oder eine sexistische Sprache? (s. oben) – Wenn ja, ersetzen Sie sie durch nichtsexistische Sprache oder Begriffe.

5.4 Nehmen Fragen ein Geschlecht als Norm für das andere und schränken insofern das Spektrum der möglichen Antworten ein? – Wenn ja, formulieren Sie Fragen neu, um den theoretisch möglichen Spielraum zuzulassen.

5.5 Setzen Fragen implizit oder explizit die Annahme von geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen voraus und versäumen daher, entsprechende Fragen für das andere Geschlecht zu stellen? – Wenn ja, formulieren Sie so neu, daß das Vorhandensein solcher Verhaltensweisen für beide Geschlechter untersucht werden kann.

5.6 Unterteilt diese spezielle Methode Männer und Frauen auf der Grundlage von bei beiden Geschlechtern vorkommenden Merkmalen in zwei getrennte Gruppen? – Kategorisieren Sie gemeinsame Merkmale auf nicht trennende Weise.

5.7 Wenn Meinungen des einen Geschlechts über das andere erfragt werden (einschließlich indirekter Formen beim Gebrauch von historischen Informationen), werden sie eher als Fakten oder als Meinungen des einen Geschlechts über das andere behandelt? – Wenn ersteres, interpretieren Sie geschlechtsspezifische Meinungen neu als Meinungsäußerungen und nichts anderes.

5.8 Werden identische Kodierungsverfahren für Männer und Frauen benutzt? – Wenn nicht, entwickeln Sie solche.

6. Sexismus in der Dateninterpretation

6.1 Werden die Folgen der Ergebnisse sowohl für Frauen als auch für Männer explizit betrachtet? – Wenn nicht, machen Sie es.

6.2 Werden Einseitigkeiten, die im Datensammlungsprozeß eine Rolle spielen, explizit zur Kenntnis genommen und erörtert? – Wenn nicht, machen Sie es.

6.3 Werden weibliche Unterwerfung und männliche Herrschaft irgendwie begründet? Werden irgendwelche Formen von körperlicher Verstümmelung, Tod oder andere Verletzungen der Menschenrechte im Namen höherer Werte gerechtfertigt? – Wenn ja, beschreiben und analysieren Sie solche Praktiken, aber entschuldigen oder rechtfertigen Sie sie unter keinen Umständen.

6.4 Gibt es ein eindeutiges Opfer? Wenn ja, wird dem Opfer Schuld zugewiesen? – Wenn ja, identifizieren Sie die Umstände (oder die Individuen), die zu dieser Opferbeschuldigung führen und tilgen Sie die Schuldzuweisung aus der Interpretation.

6.5 Wird nur ein Geschlecht betrachtet? – Wenn ja, sind die Schlußfolgerungen in verallgemeinernden Begriffen ausgedrückt? – Wo nur ein Geschlecht betrachtet ist, ziehen Sie geschlechtsspezifische Schlußfolgerungen oder ändern Sie die Forschungsanordnung und betrachten Sie beide Geschlechter.

6.6 Sind die Daten von beiden Geschlechtern erfaßt worden? – Wenn ja, sind diese geschlechtsspezifisch analysiert worden? Ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern oder seine Nichtbeachtung berücksichtg worden? – Wenn nicht, machen Sie es.

6.7 Haben die bestimmte Situation oder das Ereignis in der Untersuchung potentiell unterschiedliche Implikationen für die Geschlechter? Werden diese ausdrücklich bemerkt und erörtert? – Wenn nicht, machen Sie es.

6.8 Werden Geschlechterrollen (oder Geschlechtsidentitäten) in normativer Weise als angemessen gesehen? – Wenn ja, nehmen Sie Geschlechterrollen (und Geschlechtsidentitäten) als gesellschaftlich wichtig und historisch gewachsen zur Kenntnis, aber machen Sie deutlich, daß sie weder notwendig, natürlich noch normativ wünschenswert sind.

7. Sexismus in Auswertungen und Empfehlungen für die Politik

7.1 Betrifft diese Politik beide Geschlechter? Ist die Lage der Geschlechter vergleichbar in bezug auf die wesentlichen Faktoren, die diese Politik bestimmen und von ihr vertreten werden? Ist die Auswirkung dieser Politik für beide Geschlechter positiv? – Wenn die Politik beide Geschlechter betrifft, aber unterschiedliche Wirkungen für sie hat, ist sie einseitig. Das heißt nicht unbedingt, daß sie aufgegeben werden soll. Wenn damit beabsichtigt ist, eine alte, ungerechte Situation zu berichtigen, kann es Gründe für ihre Beibehaltung geben. Oder wenn es für ein Geschlecht Nachteile bringt, aber dennoch aus anderen Gründen unbedingt erwünscht ist (z.B. ökologische Überlegungen), könnte es angemessener sein, eine kompensatorische Politik zu entwickeln. Wenn es keine Begründung für eine einseitige Politik gibt, oder wenn eine kompensatorische Politik nicht verfügt werden kann, soll sie in bezug auf ihre Auswirkungen für beide Geschlechter neu bewertet werden.

7.2 Werden die gleichen Umstände aufgrund des Geschlechts unterschiedlich bewertet? – Wenn ja, bewerten Sie neu, so daß beide Geschlechter gleich behandelt werden.

7.3 Gibt es eine Aufteilung, die überwiegend auf Geschlechtertrennung zurückzuführen ist und unterschiedliche Vorgehensweisen vorschlägt? – Machen Sie die Aufteilung aufgrund des Geschlechts sichtbar und behandeln Sie beide Geschlechter gleich.

Literaturverzeichnis

American-Canadian Co-operative Study Group, 1985: »Persantine Aspirin Trial in Cerebral Ischemia Part II: Endpoint Results«, in: Stroke, Vol. 16, Nr. 3, 406-415

Bleier, Ruth, 1984: Science and Gender: A Critique of Biology and Its Theories on Women. New York

Eichler, Margrit, 1980: The Double Standard. A Feministic Critique of Feminist Social Science. London

dies., 1986: »The Relationship between Sexist, Nonsexist, Woman-Centered, and Feminist Research«, in: Thelma McCormack (Hrsg.), Studies in Communications, Vol. 3, 37-74, Greenwich, Conn.

dies., 1991: Nonsexist Research. A Practical Guide. New York

dies. und Jeanne Lapointe, 1985: On the Treatment of the Sexes in Research. Ottawa

dies., Anna L. Reisman und Elaine F. Borins: »Gender Bias in Medical Research«, in: E.D.Rothblum u.a. (Hrsg.), Gender, Health and Research. Binghampton, New York

Fields, William S., u.a., 1977: »Controlled Trial of Aspirin in Cerebral Ischemia«, in: Stroke, Vol. 8, 301-316

Gergen, Mary McCanney, 1988: Feminist Thought and the Structure of Knowledge. New York

Harding, Sandra, 1986: The Science Question in Feminism. Ithaca (Feministische Wissenschaftstheorie. Hamburg 1990)
Keller, Evelyn Fox, 1985: Reflections on Gender and Science. New Haven
Lowe, Marian und Ruth Hubbard, 1983: Woman's Nature: Rationalizations of Inequality. New York
Morgan, Robin (Hrsg.), 1984: Sisterhood is Global: The International Women's Movement Anthology. Garden City, New York
Setty, Desingu E., 1990: »Developing Entrepeneurship in Remote Rural-Tribal Communities«, in: Indian Journal of Social Work, Vol. 51, Nr. 1, 87-98
Shaw, R. Paul, 1985: »Humanity's Propensity to Warefare: A Sociobiological Perspective«, in: Canadian Review of Sociology and Anthropology, Vol. 22, Nr. 2, 158-183
Sherman, Julia A. und Evelyn Tortan Beck, 1979: This Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge. Madison, Wisc.
Shiva, Vandana, 1989: Staying Alive: Women, Ecology and Development. London
Tancred-Sheriff, Peta, 1988: Feminist Research: Prospect and Retrospect. Kingston
Tomm, Winnie (Hrsg.), 1989: The Effects of Feminist Approaches on Research Methodologies. Waterloo
dies. und Gordon Hamilton (Hrsg.), 1988: Gender Bias: The Pervasive Prejudice. Waterloo
Vickers, Jill McCalla (Hrsg.), 1984: Taking Sex Into Account: The Policy Consequences of Sexist Research. Ottawa
Waring, Marilyn, 1988: If Women Counted: A New Feminist Economics. New York
Williams, Karen, und Elaine F. Borins: »Sexism in a Leading Medical Journal: A Quantitative Measure«, in: Journal of American Medical Women's Association (i. Vorb.)

Argument Sonderband
Neue Folge 232
ISBN 3-88619-232-6
21,00 DM/164 ÖS/22,00 SF

Während Gollwitzer zum »realen Sozialismus« im Osten kritische Distanz hielt, schockierte er im Westen mit der Behauptung, hinsichtlich der sozialistischen Perspektive einer gerechten und global zukunftsfähigen Gesellschaft ließe das Evangelium den Christen keine Wahl.
Die Beiträge thematisieren das Widerständige in Gollwitzers theologischer und politischer Existenz: seine kritische Aneignung des Marxismus, seine spannungsreiche Freundschaft mit Rudi Dutschke, seine Analyse der kapitalistischen Alltagsreligiosität, sein Engagement als Bürgerrechtler und radikaler Demokrat, seine frühzeitige Wahrnehmung der ökologischen Krise und seine Rezeption aus der Sicht der »Dritten Welt«.

Zu Wort kommen: Gretchen Dutschke-Klotz, Ulrich Finckh, Kuno Füssel, Wolfgang Fritz Haug, Ekkehart Krippendorff, Jan Rehmann, Jürgen Treulieb, Bas Wielenga, Peter Winzeler – und Helmut Gollwitzer selbst.

Im Buchhandel und bei Argument · Reichenbergerstr. 150 · 10999 Berlin Argument Verlag

Eckart Spoo

Kuba

Eine eigenständige, demokratische Entwicklung eines Landes, das sich dem Imperialismus und der Kapitallogik entzogen hat, muß nach dem Willen des Imperialismus verhindert, Ungehorsam gegen Washington muß nach dem Willen Washingtons bestraft werden. Nachdem Bestrafung durch militärische Interventionen (Schweinebucht-Aggression der USA) und durch Attentate des US-amerikanischen Geheimdienstes nicht gelungen ist und sich solche Methoden auch als schädlich für die Urheber erwiesen haben, weil sie Solidarisierung mit den Opfern bewirken, erleben wir inzwischen andere Methoden. Für das Ansehen des Kapitalismus insgesamt ist es günstiger, wenn Sozialismus nicht von außen gewaltsam zerstört wird, sondern scheinbar aus innerem Zwang zusammenbricht und wenn sich daraufhin der Schluß aufdrängt, Sozialismus sei aus sich heraus unfähig zu existieren. Die neueren Methoden haben daher den Sinn, einen scheinbar selbstverschuldeten Zusammenbruch des Sozialismus zu fördern. Diesem Zweck dient z.B. ein Embargo, wie es faschistischen Staaten nicht zugemutet wird (was niemand verwundern sollte; denn Faschismus stellt ja den Kapitalismus nicht in Frage, sondern verheißt ihm im Gegenteil brutale Absicherung, Unterdrückung der Menschenrechte).

Da das sozialistische Kuba trotz jahrelangen Embargos immer noch nicht kapituliert, versuchen die USA mit ihrer weltweit wirkenden Medienmacht, es propagandistisch zu zermürben.

Mit einer »Kanone, die durch jede Mauer schießt, auch wenn ihre Projektile nur giftige Worte sind«, verglich einst Hans Fritzsche das Radio (Goebbels ernannte Fritzsche 1942 zum »Beauftragten für die Gestaltung des Großdeutschen Rundfunks«). Hans Magnus Enzensberger schrieb 1962, die »Bewußtseins-Industrie« sei »die eigentliche Schlüsselindustrie des zwanzigsten Jahrhunderts«. Er erläuterte: »Wer Herr und wer Knecht ist, das entscheidet sich nicht nur daran, wer über Kapital, Fabriken und Waffen, sondern auch, je länger je deutlicher, daran, wer über das Bewußtsein der anderen verfügen kann.« Und: »Einer Masse von politischen Habenichtsen, über deren Köpfe hinweg sogar der kollektive Selbstmord beschlossen werden kann, steht eine immer kleinere Anzahl von politisch Allmächtigen gegenüber. Daß dieser Zustand von der Majorität hingenommen und freiwillig ertragen wird, ist heute die wichtigste Leistung der Bewußtseins-Industrie.«

Desinformationsstrategien können viel bewirken. Wenn z.B. Kuba als ein Land dargestellt wird, dessen Bevölkerung unter schrecklichsten Menschenrechtsverletzungen leidet (ein solches Bild läßt sich immer irgendwie malen, vor allem wenn man die in Kuba anders als in den sonstigen lateinamerikanischen Ländern verwirklichten Menschenrechte ausblendet), dann verliert es an Sympathie und Rückhalt bei den menschlich und rechtlich Denkenden in aller Welt. Derselbe Entsolidarisierungseffekt läßt sich aber auch dadurch erreichen, daß man den Eindruck erweckt, die Volksherrschaft in Kuba sei schon fast zusammengebrochen,

die Kapitulation stehe unmittelbar bevor, und wer jetzt noch zu Kuba halte, könne sich damit nur noch lächerlich machen. Solche Propaganda, weltweit betrieben, kann früher oder später auch auf die kubanische Bevölkerung einwirken, den Selbstbehauptungswillen schwächen, falsche Hoffnungen auf ein besseres Leben nach Rückkehr zum Kapitalismus wecken.

Ich empfehle dringend die Lektüre des Buches *Medienkrieg oder »Der Fall Nicaragua« – Politisch-psychologische Analysen über US-Propaganda und psychologische Kriegsführung*, herausgegeben von Wilhelm Kempf, erschienen 1990 im Argument-Verlag. Dort wird an eine Äußerung des früheren US-Präsidenten John F. Kennedy erinnert, daß die Vereinigten Staaten zwar immer ein gemäßigtes demokratisches Regime vorziehen würden, aber »wenn die Gefahr eines Castro droht«, würden sie immer »einen Trujillo unterstützen«. Ich zitiere weiter aus diesem Buch: »Noam Chomsky hat in seinen Vorlesungen in Managua die Frage untersucht, was genau denn 'ein Castro' sei, den die USA so sehr fürchten, daß sie eine blutige Diktatur wie unter Trujillo in der Dominikanischen Republik jederzeit wieder unterstützen würden, nur um diese Gefahr abzuwenden. Wie Chomsky anhand der Geschichte der US-Interventionen in der Dominikanischen Republik, auf Haiti, Kuba und Puerto Rico, in El Salvador und Nicaragua zeigt, braucht 'ein Castro' nicht notwendigerweise Marxist oder Kommunist zu sein (obwohl ihn die USA dessen bezichtigen werden). Der Begriff eines 'Castro' bezeichnet vielmehr eine Kategorie, die all jene umfaßt, 'die sich den Bedürfnissen der armen Bevölkerungsmehrheit zuwenden oder ein politisches System aufbauen wollen, das nicht von Wirtschaftseliten und Konzernen kontrolliert werden soll, und einen Militärapparat, der nicht an die Vereinigten Staaten angeschlossen und von ihnen beherrscht wird' – all jene sind 'Castros', die... terroristischer Gewalt und anderen politischen Repressalien ausgesetzt werden müssen. Hauptsächlich aber sind sie an dem Verbrechen einer erfolgreichen Entwicklung im Interesse der armen Bevölkerungsmehrheit zu hindern.«

Die imperialistischen Kriege in vielen Teilen der Welt, das Wüten der Todesschwadronen, das alltägliche Massensterben an Hunger, die immer deutlicher werdende Verarmung und Verelendung auch in den Zentren des Imperialismus, auch hier in Deutschland, der kontinuierliche Sozialabbau, Kulturabbau, Rechtsabbau sollten uns Anlaß sein, gesellschaftliche Alternativen, wie sie in Kuba diskutiert und ausprobiert werden, zu fördern. Zumindest sollten wir uns vorbehaltlos für sie interessieren. Da die kapitalistische Ellenbogen-, Ausbeutungs-, Vergeudungs- und Wegwerfgesellschaft für ganze Völker (vor allem in Afrika und nun auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion) und auch für Millionen Menschen hierzulande keine humanen Perspektiven mehr bietet (die Zahl der Obdachlosen in Deutschland erreichte bereits eine Million), liegt es in unserem eigenen Interesse, genau hinzusehen, ob irgendwo anders auf der Welt Überlebensmöglichkeiten entwickelt werden. Wenn ich Artikel lese, die nichts als Häme über Schwierigkeiten eines vom Imperialismus bedrängten Landes enthalten, ekelt es mich vor solchem Journalismus. An alle Kolleginnen und Kollegen in den Redaktionen von Presse und Rundfunk habe ich die Bitte, solche Propagandatexte nicht diskussionslos zu verbreiten, sondern eine innerredaktionelle Diskussion auch und gerade dann anzuzetteln, wenn es Mut und Zähigkeit erfordert.

Kongreßberichte

Neue Armut

Symposium der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg, 28. bis 29. Januar 1994

350 TeilnehmerInnen besuchten das zweitägige Symposium; gefragt wurde nach den spezifischen Konturen aktueller Verarmungsprozesse; untersucht wurden sowohl die existentiell-monetären als auch die kulturell-sozialen Dimensionen. Das Neue an der Armut in Deutschland sollte nicht so sehr an der wichtigsten und intensiv in der Öffentlichkeit diskutierten Ursache, der Arbeitslosigkeit, sondern an drei Bereichen analysiert werden, die weniger sozialpolitische Aufmerksamkeit erfahren haben, jedoch gut neue Strukturen und Problemlagen verdeutlichen sowie neue Politiken erfordern: anhand der Armut von Frauen, insbesondere der alleinerziehenden, der Kinder und Jugendlichen sowie der Wohnungsarmut.

Das Eröffnungsreferat von Anita Pfaff (Augsburg) diskutierte als typische Merkmale der »Neuen Armut« auf der gesellschaftlichen Ebene die Gewöhnung der Nichtbetroffenen an dramatischere Formen der Armut, die Gefahr einer erneuten Polarisierung der Einkommensstruktur sowie der Lebenschancen und die abnehmende Bereitschaft, politische Prioritäten bei der Armutsbekämpfung zu setzen. Auf der individuellen Ebene sind es der Konflikt zwischen den Generationen (struktureller Wandel am Arbeitsmarkt auf Kosten von Neueinstellungen, d.h. der Jüngeren), das Vordringen von Verarmung in soziale Gruppen, die traditionell als gesichert galten, und schließlich die Gefährdung von Älteren/Arbeitslosen und Frührentnern, die ihre »eiserne Reserve« angreifen müssen. Die traditionelle Altersarmut vor allem der Frauen sei allerdings mit sozialpolitischen Instrumentarien erfolgreich eingedämmt worden. Die Schlagworte »Altersarmut«/»Feminisierung der Armut« würden heute nicht mehr greifen.

Lutz Leisering (Bremen) verortete Armut gesellschaftstheoretisch anhand der beiden Konzepte der »Zweidrittelgesellschaft« (Peter Glotz) und der »Risikogesellschaft« (Ulrich Beck). Beide sollen das Paradoxon der achtziger Jahre, steigende Armut im wachsenden Reichtum, erklären. Längsschnittanalysen von Armutslagen, die im Rahmen des Bremer Projekts »Sozialhilfekarrieren« über ca. zehn Jahre die Entwicklung individueller Armutszustände verfolgten, identifizieren drei Merkmale neuer Armutsverläufe: (1) Verzeitlichung: Kurze Armutsepisoden dominieren; 70 % waren nie, 20 % weniger als ein Jahr, 10 % mehrfach oder dauerhaft arm/sozialhilfeberechtigt; (2) Biographisierung: prekäre Übergangsphasen (nach der Ausbildung, Scheidung, Krankheit, Kündigung etc.) werden durch Sozialhilfebezug abgefedert und z.T. bewußt als Ressource genutzt; (3) soziale Entgrenzung: Armut wird ein Risiko, das als ständige Bedrohung auch in mittlere Schichten hineinreicht. 30 % der Westdeutschen haben im vergangenen Jahrzehnt direkt die (meist kurzzeitige) Erfahrung von Armut gemacht, darunter ca. ein Drittel Jüngere mit mittleren/guten Ausbildungszertifikaten. Diese Entwicklung wird vom Konzept der Zweidrittelgesellschaft nur unzureichend erfaßt. Armut ist ein »normaler« Bestandteil unserer Gesellschaft geworden und vom Stigma der Asozialität zu befreien. Sie ist eine Folge von Umwälzung und sozialer Desorganisation und trifft als strukturelle Disparität wechselnde Personen/-gruppen, keineswegs stets dieselben Individuen.

Die Diskussion dieser Thesen betraf vor allem ihre empirischen Grundlagen; der Anteil sozialstrukturell verfestigter und räumlich geballter Armut nimmt nach Einschätzung anderer DiskutantInnen wesentlich zu. In der sozialpolitischen Analyse

wiederum gibt es Einigkeit. Zu verhindern und zu integrieren sind strukturelle Ungleichheiten und Spaltungen (Kern- und Randbelegschaften sowie sozialräumliche Segmentierungen am Wohnungsmarkt und die Schere in der Einkommensverteilung). Vor allem eine allgemeine Grundsicherung kann bei biographisch vorübergehender wie permanenter Armut soziale Sicherheit gewährleisten.

Im Rahmen der Diskussion zum ersten Themenbereich, der Armut der Frauen und Alleinerziehenden, griff Ilona Ostner (Bremen) diesen Aspekt auf: Die »Entstrukturierung« familiärer Lebensmuster und verlängerter Ausbildungsphasen prägt jugendliche Biographieverläufe nachhaltig und bedeutet für beide Geschlechter ein längeres Verweilen im Status des Suchens und »ledigen« Daseins. Für diese wechselnden Lebensphasen, insbesondere wenn sie mit Kindererziehung verbunden sind, gibt es aber noch keine angemessenen, durchgängigen Sicherungsformen. Anneke Napp-Peters (Hamburg) ermittelte auf Basis einer Befragung von Alleinerziehenden und einer Nachuntersuchung der Geschiedenen (12 Jahre später) eine relativ hohe Armutsquote von Frauen: 31 bis 42 % der Ein-Eltern-Familien und 41 % der Geschiedenen sind Sozialhilfeempfängerinnen. Alle Alleinerziehenden zeigten neben Einkommensarmut erhebliche konsumtive Verzichtsleistungen, Verschuldung, »Zeitarmut« sowie Begrenzungen der sozialen Kontaktmöglichkeiten. Ilona Ostner wies dagegen anhand der Bremer Längsschnittuntersuchung auf der Basis von Sozialamtsakten darauf hin, daß lediglich ca. 30 % der Alleinerziehenden, die Sozialhilfe erhielten, länger als drei Jahre im Sozialhilfebezug verbleiben. Für die übrigen ist die Zeit der Sozialhilfe eine transitorische Passage, die einmündet in Verheiratung (= dominanter Verhaltenstyp), Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit bzw. Zwischenformen des Suchens und Pendelns zwischen verschiedenen Formen der Existenzsicherung (Sozialhilfe, Unterhaltsleistungen, Ausbildung, Erwerbsarbeit etc.). So kontrovers die Ergebnisse auch waren, so stellten beide Referentinnen doch fest, daß während der Zeit des Alleinerziehens ohne Erwerbsarbeit die traditionelle familiäre Sicherung völlig versagt. Ein Einstieg in die Normalität des Erwerbslebens wird durch die weitgehende Anrechnung von Erwerbseinkommen auf die Sozialhilfe erschwert. Auch bleibt für eine große Gruppe von Alleinerziehenden Armut ein dauerhaftes Schicksal. Eine Sozialpolitik für Alleinerziehende muß gut kombinierte Hilfen auf verschiedenen Ebenen, z.B. bei der Erziehung der Kinder, bei der Integration in das Erwerbsleben etc. anbieten. Sie muß vor allem die Hürden für eine (Wieder-) Aufnahme von Erwerbsarbeit so niedrig wie möglich halten.

Jugendliche und Kinder sind innerhalb der Armutsbevölkerung die größte Gruppe. In Hamburg war 1990 bereits für 46000 Minderjährige (ca. 18 %) ein Leben in Armut Realität. Allein 21 % aller Kinder bis zum Alter von sieben Jahren bezogen 1990 Hilfen zum Lebensunterhalt. Bei der sozialpolitischen Auseinandersetzung mit der Armut von Kindern und Jugendlichen ist statt der Perspektive der Kinder und ihren Handlungsmöglichkeiten noch allzu oft die Armut der Eltern der Ausgangspunkt. Als signifikante psychische Belastungen wirken sich, wie Sabine Walper (München) ausführte, primär extreme Konfliktsituationen aus. Offenen Streit, Verzweiflung, Hilflosigkeit und panische Stimmungen der Erwachsenen erleben Kinder als Störungen der Balance und als »Wechselbäder«. Mädchen sind davon generell stärker betroffen als Jungen, 7- bis 15jährige Kinder mehr als die noch relativ indifferenten Vorschulkinder und die bereits autonomeren Jugendlichen ab 16.

Auch Gitta Trauernicht vom Hamburger Jugendamt betonte, daß Kinder das Armsein anders erleben als Erwachsene: Sie realisierten Veränderungen in der Regel langsamer, gefiltert; für sie sei einschneidend die Dramatik des Ereignisses, das Armut verursacht (Tod, Trennung, Erwerbslosigkeit), die Dauer der beengten

Lebensverhältnisse, die familieninterne Umverteilung des Haushaltseinkommens, das soziale und räumliche Umfeld mit kompensatorischen Kontakt- und Bewegungsmöglichkeiten und schließlich die Kompetenz der Eltern, mit der neuen Situation umzugehen. Kommunale Jugendpolitik müsse an die Lebenslage Jugendlicher anknüpfen und ihre eigenen Ressourcen stärken, könne aber die Defizite der allgemeinen Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht beheben.

Zum dritten Themenbereich, der neuen Wohnungsarmut, analysierte Roland Mutschler (Hamburg) Ursachen und diskutierte Auswirkungen und Möglichkeiten einer neuen Wohnungspolitik. Hohe Mietbelastungen bzw. beengte Wohnverhältnisse treffen und gefährden vor allem solche Personengruppen, die einen Haushalt (Ehe, Familie) gründen wollen, bei denen sich Nachwuchs einstellt und die umziehen müssen, die einer generellen Diskriminierung unterliegen (ausländische und kinderreiche Familien) sowie Personen, deren Wohnraum in Eigentum umgewandelt wird. Eine Wende der Wohnungspolitik zu einem festen Bestandteil der Sozialpolitik müßte den sozialen Wohnungsbau drastisch ankurbeln und u.a. durch kostensparende Herstellungsverfahren erleichtern. Michael Schleicher (Köln) kritisierte die derzeitige Wohnungspolitik, die die Verfestigung sozialer Brennpunkte moniere, aber nicht aktiv kompensiere, vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen im Projekt einer integrierten aktiven »Obdachlosenhilfe«. Wohnungspolitik habe einen nachrangigen Stellenwert, werde nur fallweise beachtet und traditionell zwischen versorgungsorientierter Sozialpolitik und ertragsorientierter Wirtschaftspolitik zerrieben.

Karl-Jürgen Bieback, Helga Milz (Hamburg)

Jungenschaften und 68er-Bewegung

Jahrestreffen des Mindener Kreises e.V., 3. bis 5. Juni 1994

Das diesjährige Treffen des Mindener Kreises gehörte zu den gelungensten und informativsten Veranstaltungen, die diese Vereinigung von ehemaligen Angehörigen von Jungenschaftsbünden seit ihrer Gründung 1988 durchgeführt hat. Vor rund 60 SeminarteilnehmerInnen kamen im Clubhaus des Rudervereins Minden die zehn Zeitzeugen Diethart Kerbs, Jürgen Kahle, Arno Klönne, Jürgen Seifert, Hartmut Zinser, Eckard Holler, Eike Kirbschus-Dillmann, Günther C. Behrmann, Hans-Achim Schuberth und Herbert Swoboda zu Wort. Das Thema »1968« war in die vier Blöcke »Waldeck-Festival«, »Ostermarsch-Pläne-SDS«, »1968« und »1968 und die Folgen« aufgeteilt, wobei der Historiker Eberhard Kolb jeweils eine objektivierende wissenschaftliche Einordnung vornahm.

Am interessantesten waren, wie meist, die umstrittenen Themen: so z.B. die Frage, wer das Waldeck-Festival der sechziger Jahre tatsächlich erfunden habe. Hier wandten sich Diethart Kerbs und Jürgen Kahle gegen die (u.a. von Oss und Hein Kröher betriebene) Legendenbildung und stellten fest, daß Idee und Konzeption von Diethart Kerbs stammten, daß der Sänger Peter Rohland die (ersten) Künstlerkontakte herstellte und daß Jürgen Kahle 1964-67 als Hauptamtlicher die praktische Festivalleitung innehatte. Als motivierende Einflüsse nannte Kerbs die Beschäftigung mit den »revisionistischen« Strömungen im Marxismus (Georg Lukács, Rosa Luxemburg, Ernst Bloch) und – nicht zuletzt – die Anregungen, die von der Studentenbewegung aus den USA kamen.

Kontrovers diskutiert wurde das Ende des Waldeck-Festivals, bei dem der Slogan »Stellt die Gitarren in die Ecke und diskutiert« eine Rolle spielte. Hier hatte Eckard Holler, der seinerzeit mit dieser These aufgetreten war, einen schweren Stand und konnte die aufgebrachten Gemüter auch nicht mit den Hinweis besänftigen, man könne ja jederzeit die damals in die Ecke gestellten Gitarren wieder zur Hand nehmen.

Der Vorwurf, das Festival zerstört zu haben, blieb, obwohl Diethart Kerbs und Jürgen Kahle eine Vielzahl näherliegender Gründe nannten, warum die Festivalreihe 1969 schließlich beendet wurde – z.B. wies Jürgen Kahle auf »eine schon aggressive Festivalfeindlichkeit« innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck (ABW) hin. In Erinnerung gerufen wurden von Kahle auch die massiven Sabotageakte und Gewalttätigkeiten, die vom Nerother Wandervogel gegen das Festival und die ABW-Verantwortlichen verübt wurden (und die, nachdem sich Fritz Martin Schulz, der Bundesführer des Nerother Wandervogels, neuerdings öffentlich dazu bekannt hat, wieder zusätzliche Aktualität gewonnen haben).

Zeitgeschichtlich von Interesse waren insbesondere die Ausführungen, die die personellen Beziehungen zwischen den Jungenschaften und der 68er-Bewegung und dem SDS behandelten. Am Beispiel einer Jungenschaftsgruppe aus Karlsruhe schilderte Eckard Holler, wie diese Gruppe im Verlauf der sechziger Jahre sich immer mehr von der bündischen Jugend entfernte, sich der antiautoritären Bewegung anschloß und ihr Stadtheim im Baslertorturm in Karlsruhe-Durlach 1968/69 in das »antiautoritäre Jugendheim Roter Turm« verwandelte, das schließlich in einer spektakulären Polizeiaktion geräumt und geschlossen wurde. Hartmut Zinser, der die 68er-Zeit in Berlin mitgemacht hat, berichtete, daß es dort einen fließenden Übergang von der Jungenschaft zum SDS gab, und wies daraufhin, daß der SDS in gewisser Hinsicht eine »bündische« Struktur hatte. So konnte man z.B. nicht in den SDS, sondern nur in eine seiner Arbeitsgruppen eintreten. Seiner Einschätzung nach kam ein Drittel der damaligen SDS-Mitglieder aus der Jugendbewegung, und auch der »Größenwahn des SDS« sei ein Erbe der Jungenschaft gewesen. Zinsers Bemerkung, es sei unter SDSlern verpönt gewesen, zuzugeben, daß man aus der bündischen Jugend bzw. der Jungenschaft kam, weil diese als »rechts« galt, verursachte eine kontroverse Diskussion über den tatsächlichen Anteil der Nachkriegsjugendbewegung an der 68er-Bewegung und der Linken und darüber, ob man sich als Bündischer bei den Linken »outen« sollte. Jürgen Seifert meinte, man habe den bündischen und jugendbewegten Anteil bislang »zu Unrecht verschwiegen« und es sei an der Zeit, ihn einmal zu betonen. Arno Klönne wies zusätzlich auf die »falsche Wahrnehmung« hin, die die heutigen jungen Bünde aus Unkenntnis als »rechtsextrem« einstuft und damit vielversprechende Ansätze von Jugendarbeit erheblich gefährdet. Diethart Kerbs meinte, die rechte Orientierung sei eher ein Problem der Literatur über die Jugendbewegung als eines der Jugendbewegung selbst. Gleichwohl blieb Eberhard Kolb bei der Einschätzung der etablierten Geschichtsforschung, in der deutschen Jugendbewegung sei die Linke – Nachkriegsentwicklung und Anwesende eingeschlossen – stets nur »eine kleine Minderheit« gewesen.

Von den Wirkungen der 68er-Zeit auf die bündische Jugend berichtete Eike Kirbschus-Dillmann einfühlsam am Beispiel der Mädchentrucht Hamburg, bei der sie in der ersten Hälfte der siebziger Jahre als Sippen- und Stammführerin die traditionelle bündische Fahrtenpraxis mit politischer Schulungsarbeit im Stile der ML-Gruppen verband. So war es damals z.B. in ihrer Gruppe aus 14- bis 16jährigen Mädchen üblich, *Lohnarbeit und Kapital* mit auf Großfahrt zu nehmen und abends nach anstrengender Bergwanderung noch gemeinsam das nächste Kapitel zu lesen. Auch Herbert Swoboda bestätigte in seinen Ausführungen zur Geschichte des BDP (Bund Deutscher Pfadfinder), daß das Jahr 1968 zwar eine Zäsur für die bündisch geprägte Jugendarbeit, keineswegs jedoch das von manchen erwartete Ende gebracht hat. Die Folge von 1968 war eine Spaltung, die 1971 zur »Gegenbundgründung« des BdP (Bund der Pfadfinder) führte, der das Sippensystem beibehielt und sich bündisch-traditionalistisch verstand, während der BDP (seit 1972 als BDJ/BDP) das Konzept

einer emanzipatorischen Jugendarbeit weiterentwickelte und zu einem Jugendverband wurde, der heute weniger Gruppenarbeit im engeren Sinne macht, sondern vor allem öffentlich zugängliche Jugendeinrichtungen wie Jugendzentren, Abenteuerspielplätze und Bildungsstätten betreibt.

Angesichts der Relevanz der 68er-Zeit für die zeitgeschichtliche Forschung in den verschiedensten Bereichen ist es bedauerlich, daß sich der Mindener Kreis aus personellen und finanziellen Gründen nicht in der Lage sieht, die bei dem Treffen gehaltenen Referate und Diskussionsbeiträge zu publizieren, obwohl sie auf Band mitgeschnitten wurden, und es ist zu überlegen, ob es nicht Möglichkeiten gibt, ihn dabei zu unterstützen. Eckard Holler (Tübingen)

Literature and Society in Post-Unification Germany

University of Durham, in association with Goethe-Institut Manchester, supported by the British Academy, 21. bis 24. September 1994

Das umfangreiche Konferenzprogramm stellte wieder einmal eine der Stärken der britischen Germanistik als einer Auslandsgermanistik unter Beweis: eine Aufgeschlossenheit den aktuellen literarischen Prozessen gegenüber, die sich nicht zuletzt dem politischen Interesse am anderen Land verdankt. Die Nähe zur Gegenwartsliteratur ermöglichte auch das produktive Gepräch mit den beiden anwesenden Autoren: Joseph von Westphalen und Uwe Kolbe lasen nicht nur, sondern diskutierten mit – weniger an KollegInnenkritik interessiert als an der Verständigung über die aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur. Dieser eher kulturwissenschaftlichen Orientierung entsprechend wurden in den Vorträgen und Diskussionen deshalb Institutionen der Literaturverhältnisse (staatliche Literaturförderung, Literaturzeitschriften, Feuilleton) und literarische Genres (Autobiographik, Essay, Zeitroman, Schauspiel, Jugendroman) ebenso behandelt wie einzelne AutorInnen oder Werke. Zählt man die im Konferenzverlauf mehr oder weniger ausführlich diskutierten SchriftstellerInnen aus, ergibt sich ein weiterer symptomatischer Befund: 22 AutorInnen der DDR-Literatur und 11 vor 1989 in die BRD übergesiedelten stehen nur 16 aus der 'alten' BRD gegenüber. Zu diesem Übergewicht des literarischen Erbes der DDR paßt die relativ große Vertretung von weiblichen Autoren in den Diskussionen. In den meisten Referaten ließ sich der Grund für diese Bevorzugung erkennen: Die britischen GermanistInnen, die z.B. über Gudrun Pausewang, Sigrid Damm oder Monika Maron, über Rolf Hochhuth, Hans Mayer oder Jurek Becker sprachen, sympathisierten mit einem schriftstellerischen Selbstverständnis, das Gesellschaftskritik als die wesentliche Funktion des 'öffentlich arbeitenden' Schreibens ansieht. Besonders deutlich in den zwei Referaten zu Becker und Mayer, die an der politischen Essayistik (David Rock, Keele) bzw. der Autobiographik (Paul O'Doherty, Coleraine) die »Kontinuität« über die 'Wende' hinweg – die für diese Autoren also keine gewesen sei – nachwiesen, zeigte sich im Insistieren auf der gesellschaftskritischen Funktion von Literatur eine erste Differenz zur BRD-internen Diskussion; eine zweite machte sich in der Beliebtheit zweier Zitate von Christoph Hein und Becker bemerkbar: Gleich mehrfach wurde auf deren an das westdeutsche Feuilleton gerichtete Erinnerung rekurriert, daß Anpassung an Macht und Opportunismus keine ostdeutschen Spezifika seien. Es dominierte mithin eine kritische Sicht auf die Beziehungen von Literatur und wirtschaftlicher und politischer Macht im real existierenden Kapitalismus der BRD, Machtbeziehungen, über die zu schweigen die intellektuellen Debatten Westdeutschlands seit Jahren eintrainieren.

Schon im Eröffnungsreferat setzte Rolf Jucker (Swansea) gegen die »eindimensionale« Stasi-Debatte des Feuilletons den Versuch, Motive der Zusammenarbeit mit

der Stasi zu verstehen, um aus der Unterscheidung exemplarischer Fälle (Wolf, Heiner Müller, Anderson, Schedlinski) die Notwendigkeit der Differenzierung von 'Anpassung' als »Metamotiv« abzuleiten. Wie unter westdeutschen Bedingungen Anpassung funktioniert, untersuchte Stuart Parkes (Sunderland) am Feuilleton-'Streit' von 1993; gegen den Schein postmoderner Pluralisierung der verlorengegangenen linksliberalen Hegemonie in »Myriaden individuelle Stimmen« bestand Parkes auf der relativen Einheitlichkeit eines auf die Nation bezogenen »utopischen Kults um 'Härte'« bei Strauß, Walser, Peter Schneider, Morshäuser, Cora Stephan und Bohrer. Die Gefahr »rasanter Affirmation« diskutierte Helmut Schmitz (Warwick) an Hanns-Josef Ortheils *Abschied von den Kriegsteilnehmern*. Der Zeitroman konstruiere erzählerisch durch den Familienzusammenhang Kontinuität und Identität für Individuum wie Nation, indem er das Ende der DDR als Beendigung des bundesrepublikanischen Generationskonflikts deute. Die von Schmitz herausgestellten Motive der Familie und der Reise (nach Westen und nach Osten) spielten auch in anderen Referaten eine wichtige Rolle. Der Überblick von Ian Hilton (Banhor) über die ausschließlich ostdeutsche Wende-Lyrik sah die vor 1989 so wichtige Reise-Metapher durch kulturhistorische Anspielungen ersetzt, die die »Randlage im Nirgendwo« des marginalisierten ostdeutschen lyrischen Ichs ausbalancieren sollen. Die in vielen Texten thematisierte Verbindung von Familie und Nation fand vorwiegend kritische Aufmerksamkeit.

Dietger Pforte, in der Berliner Senatsverwaltung für Literatur zuständig, berief sich für die Wertungen in seinem Überblick über die staatliche Literaturförderung auf den Bericht der Enquete-Kommission Eppelmanns; was die DDR-Literatur angeht, so erscheint hier als Bedingung von Integration in die Literatur der erweiterten BRD, daß einem Werk oder einer AutorIn »Autonomiestreben als Teil einer Widerstandskultur« zugeschrieben werden kann. Eher an Details seines Vortrags wurde deutlich, wie Pforte sich um diese Art von Integration bemüht: Er ist z.B. Vorsitzender der Fördergesellschaft des Verlags Volk und Welt und im Vorstand der Gesellschaft für *Sinn und Form*. Die Redaktionspolitik dieser Zeitschrift zwischen 1980 und 1994 beschrieb Stephen Parker (Manchester) mit sehr viel Sympathie für die Konstruktion einer »gesamtdeutschen Identität« durch eine »Balance der Extreme«; deshalb hatte er keinerlei Verständnis für den Protest von Walter Jens, Peter Härtling und Mayer gegen den Abdruck von Jüngers Tagebüchern, in dem Parker vielmehr gerade ein Zeichen von Sebastian Kleinschmidts »new liberal approach« erblickte. Noch weiter ging Lucinda Rennison (z.Zt. Berlin) in der Empfehlung eines 'gesunden', 'den Deutschen' bis 1989/90 von den Besatzungsmächten vorenthaltenen Nationalbewußtseins. Wie Bernhard Herhoffer (Manchester), der ebenfalls über Hochhuth referierte, nahm sie den Streit zwischen Autor und Ostberliner Regisseur von »Wessis in Weimar« als Beweis einer zu überwindenden »typisch deutschen Unversöhnlichkeit von Positionen«.

Neben der Tendenz, den Bundesrepublikanern einen liberalen Nationalismus zu empfehlen, stand die Mahnung zur literarischen Autonomie. Peter Graves (Leicester) proklamierte zwar mit Reiner Kunze die Souveränität des Textes, aber er zog ausschließlich poetologische und mehr noch politische Statements des Autors sowie Rezensionen heran, um das Bild eines Märtyrers zu entwerfen: *Die Welt* als Organ der verfolgten Unschuld. Daß diese ein verkannter Dichter wäre, blieb eine bloß politische Behauptung.

Die beiden minoritären Tendenzen bündelten sich – niemals in ausgearbeiteter Form, dafür um so mehr in witzigen Diskussionsbeiträgen – in der leichtfertigen Rede von »political correctness« als *der* Verfolgerin von allem, was literarisch autonom

und »gesund« nationalbewußt sei. Als Stuart Parkes in seiner Analyse des westdeutschen Feuilletons auf die Funktion des »pc-Geredes« einging, wurde beredt geschwiegen. Man weiß ja: Die pc-Leute haben keinen Humor.

Helmut Peitsch (Cardiff)

Internationales Uwe Johnson-Symposium

Neubrandenburg, 22. bis 24. September 1994

Das Jahr 1994 brachte mit dem zehnten Todestag und dem 60. Geburtstag einen doppelten Anlaß, des Schriftstellers Uwe Johnson zu gedenken. Das Ende der DDR, für deren Menschen Johnson eigentlich schrieb, ohne daß diese ihn (offiziell) lesen konnten, hat eine neue intensive Rezeptionsphase bei »normalen« Lesern und Literaturwissenschaftlern eingeleitet. Vor diesem Hintergrund traf das Symposium, das von Carsten Gansel (Greifswald) und Nicolai Riedel (Marbach) mustergültig organisiert wurde, auf lebhaftes Interesse. Der Tagungsort erinnerte daran, daß Johnson fünfundzwanzig Jahre in Mecklenburg gelebt hat und daß der reflektierte und gebrochene Bezug auf diese Region sein gesamtes Werk prägt. Exkursionen zu biographisch interessanten Orten – dem Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg und Güstrow, wo Johnson das Gymnasium besuchte – sowie Gespräche mit Zeitzeugen vermittelten viel von der lokalen Atmosphäre. Daß Mecklenburg an die literarische Praxis seines »verlorenen Sohnes« anzuknüpfen gedenkt, zeigte die Verleihung des ersten Uwe Johnson-Preises an den jungen Lyriker, Prosaisten und Essayisten Kurt Drawert.

Die Vorträge beschäftigten sich hauptsächlich mit Johnsons Hauptwerk, dem fast zweitausend Seiten umfassenden Mecklenburg- und New York-Epos *Jahrestage*. Nachdem in den letzten Jahren zahlreiche Monographien die nicht immer angemessene Aufnahme korrigiert haben, die der Roman bei der Kritik fand, ist offenbar jetzt die Zeit für detaillierte Einzelstudien und neue Synthesen gekommen. Einleitend setzten bekannte Johnson-Forscher erste Akzente: Norbert Mecklenburg analysierte anhand eines unveröffentlichten Textes aus dem Umkreis der *Jahrestage* Johnsons Erzählkunst und stellte in souveräner Manier die in kürzesten Textpassagen erkennbare Spannung zwischen mimetischer Evozierung der Vergangenheit und kühl reflektierender, illusionszerstörender Konstruktion heraus; Carsten Gansel verortete Johnsons Schreiben im Kontext eines »Gedächtnisses der DDR«; Bernd Neumann beschrieb mit Bezug auf Benjamin das Phänomen der »correspondance« als das grundlegende Verknüpfungsprinzip zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die engagiert und brillant vorgetragenen Überlegungen Neumanns wurden während des Symposiums genauso kontrovers diskutiert, wie in der literarischen Öffentlichkeit über seine zu diesem Zeitpunkt noch nicht erschienene Johnson-Biographie voller Spannung spekuliert wurde, die der Suhrkamp-Verlag bereits angekündigt und dann aus Sorge um die eventuelle Verletzung von Persönlichkeitsrechten Dritter zurückgezogen hatte (sie ist inzwischen bei der EVA erschienen). Ist das Prinzip der »correspondance«, so fragten seine Kritiker, als ein letztlich synthetisierendes, zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermittelndes poetisches Grundmuster zu verstehen, wie Neumann mit Hinweis auf Benjamins Begriff der »apokatastasis« anzudeuten scheint? Oder ist im Rahmen der Diskussion um das Schreiben nach Auschwitz die kritische Reflexion der Johnsonschen Prosa, die auf Distanzierung und Illusionsstörung angelegt ist, auch auf das Korrespondenzprinzip selbst anzuwenden? Ralf Zschaschlitz etwa setzte in seinen Darlegungen zur Benjamin-Rezeption in den *Jahrestagen* den Allegoriebegriff des jüdischen Philosophen kritisch gegen harmonisierende Lesarten von Johnsons Roman und wandte sich gegen vereinfachende

Proust-Analogien. Wichtig waren in diesem Kontext auch das Referat von Gary Lee Baker, der den Zusammenhang von Geschichtsauffassung und Erzähltheorie bei Johnson untersuchte, und die Ausführungen von Jochen Herres, der sich mit dem Verhältnis von Roman und Historie auseinandersetzte und Benjamins *Erzähler*-Aufsatz und dessen Idee von einem vormodernen Erzähler, der mündlich Erfahrenes weitergibt und als kollektives Gedächtnis fungiert, als Folie für kritische Überlegungen zu Johnsons Erzählverfahren verwendete.

Gegenüber solchen globalen Fragestellungen brachten zahlreiche Referate neue Erkenntnisse, die sich zumindest vordergründig auf Detailfragen bezogen. So untersuchte Greg Bond typische Orte in Johnsons Roman und arbeitete überzeugend die in diesem und anderen Texten zu erkennenden Vorstellungen einer Bewegung heraus, die einem Stillstand gleicht. Thomas Schmidt analysierte mit viel Akribie die Darstellung jüdischer Kultur in den *Jahrestagen,* welche die Unmöglichkeit für die Protagonistin Gesine Cresspahl (und für Johnson) reflektiert, sich mit den Juden zu identifizieren, und auf dieses Dilemma mit einer deutlichen Typisierung der jüdischen Feste und einer Herauslösung aus ihrem konkreten New Yorker Kontext reagiert. Interessant auch ein Beitrag von Beatrice Schulz, der die poetologische Funktion von Marie, der Tochter Gesines, genau untersuchte. Neben Fragen nach juristischen Aspekten insbesondere der Darstellung der Zeit des Dritten Reiches (Klaus Kokol) sowie nach der problematischen englischen Version der *Jahrestage* (Peter Ensberg) standen Vergleiche von Johnsons Opus magnum mit Jürgen Federspiels *Museum des Hasses* (Manfred Durzak), mit Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* (Michael Hofmann) und – im Kontext der Frage des Verhältnisses von Moderne und Postmoderne – mit Raymond Federmans *Double or Nothing* (Dirk Sangmeister). Die Diskussion um die *Jahrestage* – dies wurde auf dem Symposium deutlich – ist noch lange nicht abgeschlossen und wird von den politischen und ideologischen Konstellationen der Zeit nach dem Ende des real existierenden Sozialismus mitgeprägt werden.

Neben den *Jahrestagen* wurden auch kleinere Werke behandelt: Johann Siemon zeigte, wie Lehrer in Johnsons 1985 postum erschienenem Erstling *Ingrid Bachendererde* als Erziehungsinstanz und Träger vermeintlich progressiver, in Wirklichkeit jedoch autoritärer Positionen dargestellt werden; Wolfgang Baune-Steininger skizzierte Johnsons Verhältnis zu Ingeborg Bachmann anhand des Textes *Eine Reise nach Klagenfurt;* Sabine A. Vischer diskutierte Johnsons New York-Film *Summer in the City* im Kontext der Kontroversen um die Dokumentarliteratur; Roland Berbig analysierte Johnsons Rolle als Herausgeber von Margret Boveris Autobiographie *Verzweigungen* (wobei der Referent die Mitarbeit von Elisabeth Johnson besonders würdigte); Ernst Ribbat analysierte mit einem souveränen Plädoyer gegen »biographische Hermeneutik« die umstrittene *Skizze eines Verunglückten* als poetologischen Text in der Tradition der Künstlernovelle.

Eine Reihe von Beiträgen befaßte sich mit allgemeineren Fragen: Stefanie Golisch betonte in ihrer Untersuchung der Frauengestalten in Johnsons Werk, wie sehr die Frauenfiguren das Ergebnis von Projektionen sind (woraus sich im Falle enttäuschter Erwartungen die auf den ersten Blick überraschende Intensität des aggressiven Tons erklären läßt); Alfons Kaiser zeigte in einem medientheoretisch orientierten Beitrag den Zusammenhang von Television und Sakralem in Johnsons Werk; Rainer-Benjamin Hoppe analysierte die Thematisierung des jeweils anderen deutschen Staates in der deutschen Nachkriegsliteratur (mit besonderem Bezug zu Christa Wolf); Nicolai Riedel beschrieb den Verlauf der Johnson-Rezeption aus der Sicht des Bibliographen.

Michael Hofmann (Bonn)

Lebenswelt und Wissenschaft

40. Deutscher Historikertag in Leipzig, 28. September bis 1. Oktober 1994

Geschichte hat Konjunktur und mit ihr ihre Wissenschaft. Nachdem erstere mit Siebenmeilenstiefeln über Mittel- und Osteuropa hinwegmarschiert, soll sich letztere nun an die Aufräumarbeiten in der Etappe machen. Genauer: Es geht um die vielen Geschichten, die Lebenswelten, die es, teils »weggebrochen«, teils zertreten, nun zu rekonstruieren galt. So erklärt sich vielerlei: das Motto des 40. Historikertages, der Ort der Zusammenkunft, schließlich der Evergreen des Verhältnisses von Historiographie zu Politik und Tagespolitik. Der Historikertag verstand sich so auch als Beitrag zur »inneren Einheit«, nachdem die äußere machtpolitisch zwar rasch hingezimmert, lebensweltlich aber noch nicht nachvollzogen ist.

Der aber, der quasi als Realsynthese dieser doppelten Einheitsstiftung geladen war, die Eröffnungsrede im Leipziger Gewandhaus zu halten, der promovierte Historiker und Kanzler Helmut Kohl, kam nicht. Vorausgegangen war eine heftige Kontroverse innerhalb des Historikerverbandes: Eine Gruppe von 58 prominenten Mitgliedern hatte sich in einem Brief an den Verbandsvorsitzenden Lothar Gall besorgt über eine wahlkampfpolitische Instrumentalisierung der Tagung geäußert. Die bald auch öffentlich ausgetragene Diskussion fand ein überraschendes Ende durch die Absage seitens des Bundeskanzleramtes.

Davon unbeschadet fanden die Eröffnungsredner nachdenkliche, bisweilen kritische Töne. Gall warnte die Historiker vor der Gefahr der Machtverstrickung; der Vorsitzende des Verbandes der Geschichtslehrer, Rolf Ballof, sprach von einem Trend weg vom »zweipoligen historischen Verstehen« hin zum nationalstaatlichen Narzißmus im Unterricht und wandte sich gegen einen gegenwartsbezogenen Zugriff auf die Geschichte; der Leipziger Oberbürgermeister Lehmann-Grube verwies auf die Revolutionserfahrungen der Ostdeutschen, plädierte für die Notwendigkeit zivilen Ungehorsams, unterstrich – auf Nietzsche zurückgreifend – die gesellschaftliche Bringschuld der Geschichtswissenschaft und brach schließlich eine Lanze für die politische Akzeptanz des Eigensinnigen, der individuellen Erfahrungshorizonte. Unprätentiös berichtete Ministerpräsident Biedenkopf von der elementaren Bedeutung der historischen Identität seiner Mitsachsen und forderte die Historikerzunft auf, die politische Resistenzkraft historischer Traditionen bei den Transformationsprozessen in Osteuropa zu erläutern.

In dieselbe Kerbe schlug der Eröffnungsvortrag von Wolf Lepenies, der eine ursprünglich »anti-politische« Mentalitätsgeschichte in eine »Politik der Mentalitäten« verwandelte – in eine Politik der langfristigen Einstellungsveränderungen. Die »longue durée«, als erkenntnisleitender Begriff der Annales-Schule auf das feudale Alt-Europa gemünzt, wurde unversehens als Erklärungsmuster für das Stocken der Umstrukturierung im Osten angestrengt: Alteingespielte Denk- und Handlungsmuster hemmten eine schnelle Realisierung der Marktwirtschaft. Lepenies' Ausführungen legten den Schluß nahe, daß wieder einmal nicht das System, sprich: der neu eingeführte Kapitalismus, schuld sei, sondern die Menschen, die sich seiner Logik verweigern. Damit ist es von der »Politik der Mentalitäten« nur noch ein kleiner Schritt zur Sozialtechnologie. Darüber hinaus dienen festgeschriebene Volksmentalitäten zur politischen Feindbildproduktion, wie es Samuel Huntington mit dem griffigen Schlagwort einer sino-islamistischen Verschwörung vorgedacht hatte. Lepenies räumte diese Möglichkeit auch selbst ein. Nichtsdestotrotz: Wer sich neu-humanistisch für die Eigensinnigkeit der nicht subsumierbaren Lebenswelten stark macht, darf nicht in dieser Weise Geschichtswissenschaft 'der Politik' andienen. Wer Lebenswelten pluralisiert, muß als Demokrat auch Politiken pluralisieren. Wenn sich

eigensinnige Lebenswelten zu eigensinnigen Nationalismen verdichten, stehen liberale Politiker und Historiker vor einem Dilemma.

Das Pathos der Eröffnungsreden wich alsbald geschäftigem Sektionstreiben: Doktoranden tanzten den Karriereretango, Verlage trugen ihre Waren zu Markte, Podiumsleiter plazierten ihre Schützlinge. In vierzig Sektionen trugen über zweihundert Referenten ihre Beiträge vor. Dabei drohte »Lebenswelt« als Begriff zu zerfleddern: Kaum einer machte sich die Mühe, den von Husserls Philosophie geborgten und durch Habermas sozialtheoretisch popularisierten Begriff für die Geschichtswissenschaft zu konkretisieren. Was heißt »Lebenswelt« für die Geschichtswissenschaft? Womöglich zweierlei: Zum einen wurde das Bedingungsgefüge zwischen Lebenswelt und Wissenschaft wissenschaftshistorisch aufgeladen, ohne daß allerdings dem Verhältnis von Erkenntnisinteresse und Erkenntniswert, Theorie und Praxis eine wissenschaftstheoretische Sektion eingeräumt wurde. Wissenschaftsgeschichtlich arbeiteten u.a. Peter Schöttler (»Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1919-1945«), Eberhard Jäckel (»Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der frühen BRD«) und H.A. Winkler (»Wissenschaft in der DDR«). Lebenswelt hieße dann nicht mehr als: soziales Konstituens von Wissenschaft, freilich hier konkret exemplifiziert. Zum anderen – und hier lag der Schwerpunkt – war Lebenswelt als Forschungsgegenstand thematisch gefaßt. Hier reflektiert der Begriff das Resultat der disziplininternen Bewegung weg von einem dynamisch-linearen, quantifizierend-objektivierenden Studium der nationalstaatlichen Wege in die Moderne (dem Industrialisierungs-, Kapitalismus- oder Handlungsrationalitätsparadigma) hin zur Entdeckung der subjektiven Erfahrungshorizonte in ihrer Ungleichzeitigkeit. Von der Sozialwissenschaft zur Historischen Anthropologie, von der macro- zur microhistoire, von der Einheit (wenn nicht Einfalt) der Strukturen zur Vielfalt der gelebten Geschichten.

Wenn auch unter der forschen Devise »Zu den Dingen selbst« oftmals die theoretische Anschlußfähigkeit verschütt ging (so in der von Paul Münch geleiteten Sektion »Mensch und Tier – Probleme der frühneuzeitlichen Anthropologie und Zoologie« und in Heide Wunders »Der Dreißigjährige Krieg: Erfahrungen und Deutungen«), so versuchte zumindest Richard van Dülmens abschließende Podiumsdiskussion (»Historische Anthropologie in der Diskussion«) die Summa der neuen Forschungsrichtung zu ziehen. Grob skizziert geht es um die Wiedereinsetzung des Menschen als Subjekt der Geschichte, nicht im Sinne eines Nachweises anthropologischer Konstanten, sondern im Sinne einer jeweiligen Konkretion am individuellen Erfahrungshorizont. Es geht um die auf Lebenserhalt gerichtete sozio-kulturelle Praxis des Alltäglichen. Es handelt sich auch um den Nachweis der begrenzten, aber durchaus geschichtsmächtigen Handlungsoptionen in Kleingruppen wie Familie, Dorf, Stadt, dabei besonders um Geschlechterbeziehungen, um lokalen sozialen Protest, der sich aus überlieferten Traditionen speist, inkommensurabel ist und sich nicht umstandslos über den Leisten von »Industriegesellschaft«, »Klassenverhältnissen« oder »Modernisierungsschüben« schlagen läßt. Diese kulturelle Resistenzkraft kann mehr zur Erklärung der diachronischen Wege der Nationalstaaten in die Moderne beitragen als eine Modernisierungstheorie in der die Vergangenheit zum chronologischen Vorlauf der Gegenwart wird.

Es deuten sich aber auch einige Untiefen an. Wenn man sich mit gutem Grund vor übergreifenden Theoriegebäuden zurückhält, müssen doch die epistemologischen und methodologischen Probleme im Vorfeld expliziert werden. Die Flucht in Quelleninterpretation löst nicht das Dilemma des Verhältnisses zwischen Forscher und Forschungsobjekt. Wenn immer wieder betont wird, das Subjekt stehe im Mittelpunkt

der Forschung, dieses sei aber nur vermittels seines subjektiven Erfahrungshorizontes einzufangen, wird der Karren vor den Ochsen gespannt. Gerade der Subjektcharakter müßte doch, z.B. im Sinne des Subjektbegriffs der Philosophie der Aufklärung, erst aufgewiesen werden. Bei Bauern und Mägden, Söldnern und Handwerkern, Mönchen und Narren dürften die Handlungszwänge den Handlungsfreiräumen den Rang ablaufen. Analog gilt das für das moderne abstrakte Individuum. Geschichte ist nicht die Summe subjektiver Lebenswelten, wie Wolfgang Kaschuba auch freimütig konzedierte. Ein Nachttopf erkläre noch nicht das ganze Schlafzimmer, und man müsse wach bleiben für die hard facts von Macht und Produktion.

Benno Teschke (Berlin)

Demokratie und Differenz

Feministische Bündnispolitik auf dem Weg zu einer Zivilgesellschaft. Berlin, 14. bis 16. Oktober 1994

Der von der Frauenanstiftung (Helga Braun) und dem Frankfurter Büro für frauenpolitische Forschung (Dörthe Jung) organisierte Kongreß thematisierte Differenzen zwischen Frauen (Lesben und Heteras, Schwarzen und Weißen, In- und AusländerInnen, Theoretikerinnen und Praktikerinnen) nicht nur, auch die Vorbereitungsgruppe war bereits entsprechend zusammengesetzt, das Programm in dieser Hinsicht gelungen. Leider wurde die bundesdeutsche Thematik der differenten Erfahrungen von Frauen mit Ost- und Westbiographien vernachlässigt. Auch die Differenzen, die sich aus unterschiedlicher Klassenherkunft ergeben, wurden kaum angesprochen. Die Frage nach »Gleichheit und Differenz« der Geschlechter wurde durch die nach der Binarität der Mann/Frau-Konstruktion ersetzt. Auf der Grundlage des Eingeständnisses von Differenzen unter Frauen wurden Schwierigkeiten und Chancen für eine feministische Bündnispolitik zum Schwerpunkt der Veranstaltung, die damit die (vornehmlich) US-amerikanische Debatte um Repräsentationspolitik in demokratischen Gesellschaften aufgriff. Radikal-demokratische Theorien wurden nach ihrer praktischen Relevanz befragt.

Rund 300 Teilnehmerinnen, davon ca. 20 Prozent schwarze Frauen waren gekommen. Nancy Fraser (Northwestern University Illinois) eröffnete den Kongreß mit einem Beitrag zur Theoriegeschichte der US-amerikanischen Debatte um »Gleichheit und Differenz« und des aus ihr hervorgegangenen Diskurses um »Demokratie und Differenz«. Sedef Gümen (Universität Osnabrück) fügte die Sicht der schwarzen US-Bürgerrechtsbewegung hinzu und kommentierte die bundesdeutsche Diskussion. Sie kritisierte den egozentrischen Mitleidsdiskurs der antirassistischen Frauenbewegung und forderte mehr politisches Engagement mit und für schwarze Frauen. Wie eine radikal-demokratische Gesellschaft mit Differenzen umgehen könnte, erläuterte Chantal Mouffe (Collège International de Philosophie, Paris) aus einer identitätspolitischen Perspektive. Alle drei Theoretikerinnen erklärten die Kategorien Geschlecht, Sexualität, Nationalität, Ethnizität und Rasse zu Konstrukten, die jedoch zu unterschiedlichen Identitätsbildungen führten. Diese differenten (Teil-)Identitäten seien vornehmlich durch Herrschaftsdiskurse und Klassifikationsstrukturen geprägt und Ursache für Hierarchien innerhalb der Gesellschaft. Dies zu erkennen sei ein erster Schritt, um Gleichheit und soziale Gerechtigkeit innerhalb einer demokratischen Gesellschaft umzusetzen.

Zentral für den Vortrag von Beate Rössler (Universität Bremen) war der Stellenwert der Freiheit im Privaten und Öffentlichen. Reformpolitik wurde hier allerdings ausschließlich als Politik zur Gleichstellung der Geschlechter thematisiert. – Alle weiteren Vorträge galten der praktischen Umsetzung von Repräsentationspolitik.

Anregend waren hierbei die Schilderungen von Lisa Albrecht und Rose Brewer (University of Minnesota), die Prämissen für die Praxis feministischer Bündnispolitik vorstellten. Dagmar Schulz (Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin) und Pari Teimoori (Arbeitsstelle der Autonomen Iranischen Frauenbewegung, Berlin) zeigten Schwierigkeiten im bundesdeutschen Raum auf. Schuld, Scham, Schweigen und Existenzängste wurden durch die Diskussion über ethnische Quotierung innerhalb der Berliner Frauenprojekte bei den Kongreßteilnehmerinnen geweckt. Interessant war, daß eine derartige Quotierung zum Teil mit den gleichen Argumentationen abgelehnt wurde, die Männer gegen die Frauenquote im Politischen verwenden.

In den abschließenden Foren, jeweils von einem Impulsreferat eröffnet (Claudia Koppert, Pari Niemann, Birgit Sauer, Barbara Holland-Cunz), wurden Handlungsstrategien und mögliche Konzeptionen einer Gesellschaft ohne Ungleichheiten und mit sozialer Gerechtigkeit diskutiert. Andersartigkeiten wahrzunehmen, zu akzeptieren, sich wechselseitig zuzuhören und zu unterstützen galten als feministische Prinzipien einer radikal-demokratischen Politik. Für einen feministisch-demokratischen Umbau der Gesellschaft wurden gleichberechtigte Kommunikations- und Partizipationsstrukturen gefordert, die allen Identitäten Räume für politisches Handeln und damit die Vertretung ihrer Interessen bieten.

Der Kongreß war informativ, anregend, aber vor allem auch motivierend, die Themen der Tagung in politische Praxis umzusetzen. Drei Tage intensiven, fruchtbaren Austausches wurden abgeschlossen mit einer Resolution, in der die am letzten Kongreßtag neugewählte Bundesregierung aufgefordert wird, die Artikel 116 und 16 GG einer demokratischen Neufassung zu unterziehen und damit den Umbau der Bundesrepublik zu einem zivilgesellschaftlichen, radikal-demokratischen Bundesstaat voranzutreiben. Die Zivität *(citizenship)* sollte in diesem Staat als Leitbild jeglicher juristischer Norm festgeschrieben werden. Schon heute dürfen sich engagierte Feministinnen auf den geplanten Folgekongreß freuen, der Formen von Repräsentationspolitik sowie Machtstrukturen unter Frauen thematisieren wird. Eine Dokumentation des Kongresses wird angestrebt (Informationen über die Frauenanstiftung, Helga Braun, Grindelallee 96, 20146 Hamburg, Telefon 040/457139).

Ute Behning (Berlin)

Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz

Peking, 1. bis 3. November 1994

Warum tagt die Internationale Rosa-Luxemburg-Gesellschaft in einem Land, das gewiß große Spannungen zu Luxemburg hätte, nähme es sie überhaupt zur Kenntnis, heute ebenso wie in den letzten Jahrzehnten? Entsprechend neugierig flogen wir nach Peking, das wie andere Städte in Entwicklungsländern mit hereinbrechendem internationalen Kapital uns einen denkwürdigen Spiegel vor Augen hält. Smog von zu vielen Autos und fossilem Brennstoff in den vielen Hütten; Industrie gehört ebenso zum Stadtbild wie die großen Mengen durcheinanderfahrender Räder, oft mit Anhängern voller Lasten; Autofahrer, die durch beständiges Hupen die ganz respektlosen Radfahrer und Fußgänger zum Räumen der Straße bewegen wollen, sowie Radfahrer, die Gleiches durch Klingeln bei den Fußgängern erreichen wollen, sorgen für einen ständigen Lärmpegel, die vielen Garküchen an den Straßenrändern für einen ebenso dauerhaften Essensgeruch. Die sozialen Gegensätze ringen mit dem Gegensatz zwischen Individuen und Staat: Hütten neben Palästen, Tempel und Riesenplätze in einer Stadt, in der jedes Individuum durchschnittlich mit sechs Quadratmeter Wohnfläche vorliebnehmen muß.

Von alledem waren wir auf der Rosa-Luxemburg-Konferenz abgehoben. Wir, das

waren acht TeilnehmerInnen aus westlichen Ländern (Deutschland, Holland, Österreich, USA, Schweiz), vier aus den ehemals staatssozialistischen Ländern (DDR, Polen, Ungarn, Rußland) einer aus Südkorea, schließlich 24 aus dem benachbarten Japan und unter den ReferentInnen fünf aus dem chinesischen Gastgeberland, das übrigens neben Deutschland die einzigen weiblichen Vortragenden stellte. Es gab nicht wirklich eine Öffentlichkeit auf dieser Konferenz, obwohl zumindest in der ersten Sitzung alle Direktoren der »Institute für internationale Entwicklung und für die Übersetzung der Werke von Marx, Engels, Lenin und Stalin« (so heißt es immer noch), für die dies in dieser Form die erste von ihnen veranstaltete internationale Tagung war, zu den Anwesenden zählten. Für Abgeschiedenheit sorgte schon der Tagungsort, eine 50 km (auf schlechten Straßen) von der Stadt entfernte, idyllisch mitten im Botanischen Garten am Fuße eines Berges gelegene, aus einer Tempelstadt entstandene Hotelanlage. Die Schönheit war beeinträchtigt durch winterliche Temperaturen, die ohne funktionierende Heizung und ohne warmes Wasser durchzustehen waren. Und schwierig war zumindest für verwöhnte Westeuropäer das Frühstück aus Reisschleimsuppe und einem nüchtern gehaltenen Hefekloß. Solche Anfangsnahrung erwies sich vielleicht auch als Teil einer geschickten Strategie, da die Gastgeber eine an den Kongreß anschließende Reise nach Nanjing und Shanghai für uns geplant hatten, faszinierenden Städten aus weit voneinander entfernten Zeiten noch heute, in denen das Essen immer besser wurde, bis zu dem Punkt, an dem jede andere Küche Schwierigkeiten bekommt, daneben zu bestehen.

Die Konferenz selbst wurde von politischen Themen bestimmt, wobei auch Fragen der Geschlechterverhältnisse, der Disziplin, der jüdischen Abstammung von Rosa Luxemburg als Fragen von Politik diskutiert wurden. Zwei zentrale Fragen stellten sich kontinentspezifisch heraus. Während sowohl die westlichen TeilnehmerInnen als auch die aus den ehemals staatssozialistischen Ländern von Rosa Luxemburg für eine realistische Politik unter kapitalistischen Verhältnissen lernen wollten, hatten die Chinesen sie als Autorin des denkwürdigen Ausspruchs von der Freiheit der Andersdenkenden entdeckt. Rosa Luxemburg als Symbol für Demokratie und Meinungsfreiheit bestimmte alle ihre Referate. Da dies die »offziellen« Referate des Instituts betraf, lasen wir es auch als ein Zeichen, an welcher Schwelle sich China befindet. Bei der rasanten Entwicklung im Ökonomischen kann man allerdings schlecht eine Vorhersage für die Entwicklung des Politischen wagen.

Die Kongreßsprachen waren deutsch und chinesisch mit wechselseitigen Simultanübersetzungen und ebenso solchen ins Japanische. Überraschenderweise gelang trotz der ungeheuerlichen Sprachdifferenzen eine intensive Diskussion, eine tatsächliche theoretische Kritik, ein Fragen und Weiterdenken. Diese Arbeitsatmosphäre ließ dennoch den etwas surrealistischen Charakter der Konferenz nicht verschwinden. Hatten sich doch hier im Namen einer sozialistischen Revolutionärin WissenschaftlerInnen aus illusionslos kapitalistischen Ländern und aus solchen, die das »sozialistische Experiment« aufgegeben hatten, mit denjenigen getroffen, für die kapitalistische Entwicklung noch Hoffnung bedeutet auf mehr Demokratie, mehr Wohlstand, mehr Gerechtigkeit. Auf diese Weise wußte man auch niemals, ob die Sprechenden das, was sie sagten, wirklich meinten. So war Sprache nicht nur ein Übersetzungsproblem.

Nachdem man sich beim Abschiedsbankett allseitig nicht nur dauernde Freundschaft, sondern auch Kooperation und weitere Zusammenkünfte versprochen hatte, mußte am nächsten Morgen der Bus, der uns zum Flughafen bringen sollte, angeschoben werden, da er »von allein« nicht fuhr. Lesen wir es nicht als Zeichen.

Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

»Das elektronische Dorf – Der Himmel hängt voller Satelliten«
Medientagung im DGB-Bildungszentrum Hattingen, 2. bis 4. November 1994

Führt weltweites Fernsehen zur Wiederherstellung neuer »Brüderlichkeit«? Reißt es den Menschen aus der Isolation, schafft es Teilnahme und Anteilnahme? Die optimistischen Erwartungen von Marshall McLuhan polarisierten schon in den sechziger Jahren die Diskussion. Anhand des experimentellen Dokumentarfilms »The final kick« (einer Produktion des deutsch-französischen Kulturkanals *Arte*), in dem in 42 Ländern Fernsehzuschauer zeitgleich während der Live-Übertragung des Fußballweltmeisterschafts-Endspiels 1994 gefilmt wurden (über 2 Milliarden Menschen waren an den Fernsehern) konnte das Tagungsplenum die Auswirkungen weltweiten Satellitenfernsehens sinnlich erleben: Milliarden zittern bei demselben Torschuß, ob sie an Gott, Allah, Buddha oder ganz etwas anderes glauben. Die kulturellen, sozialen und politischen Wirkungen neuer weltweiter Kommunikationssysteme wurden in der Diskussion freilich ambivalent beurteilt: So überwanden Satellitenfernsehen, Video- und Fax-Technik die national verhängte Zensur zum Massaker am »Platz des himmlischen Friedens« in China 1989 oder die offizielle Verheimlichung des Blutbades unter Pro-Demokratie-Studenten 1992 in Bangkok. Zweifel, ob mit Hilfe des »Himmels« die Demokratie vorangetrieben werden kann, sind allerdings angebracht, da weltweit nur wenige Programmlieferanten den Satellitenhimmel beherrschen. Allein der Medienzar Rupert Murdoch belegt so viele Satellitenkanäle, daß er sich theoretisch mit seinen Programmen schon einen Zugang zu zwei Dritteln der Menschheit sichern konnte.

Kleinsteuber (Universität Hamburg) skizzierte die Grundzüge der europäischen Medienpolitik. Die Eckpfeiler der Entwicklung umschreiben die EG-Fernsehrichtlinien, die 1989 vom Europarat verabschiedet wurden und in denen der Rundfunk in erster Linie als Wirtschaftsgut und unentbehrlicher Wirtschaftssektor definiert wird, der in Europa derzeit rund 40 Milliarden DM umsetzt. Entsprechend schwache Regulierungsmöglichkeiten kennzeichen die europäische Medienlandschaft. Über 90 Prozent aller Parabolspiegel (z.Zt. rund 53 Millionen Haushaltungen) sind auf das ASTRA-Satellitensystem des privaten luxemburgischen Anbieters *Société Européenne des Satellites* (SES) ausgerichtet. Während in der Bundesrepublik die Belegung selbst kleinster Kabelkanäle von den Landesmedienanstalten genehmigt werden muß, können die ASTRA-Betreiber weitgehend unbehelligt über die Belegung ihrer inzwischen rund 60 Fernsehkanäle entscheiden. Eine »kontrollierte Fahrt auf dem digitalen Highway« hielt Kleinsteuber zur Sicherung einer demokratischen Medienstruktur für unabdingbar. Speziell bei der Installierung künftiger multimedialer Medientechniken müsse darauf geachtet werden, daß solche Systeme zum Tragen kommen, die Beteiligungsmöglichkeiten bieten und Rückkanäle vom Empfänger zum Sender zulassen.

Traudel Günnel (Arbeitsweltradio Freiburg) stellte schon bestehende Beteiligungsmöglichkeiten vor. Finden Offene Kanäle, Bürgerfunk oder Freie Radios bisher in Deutschland nur am Rande des dualen Rundfunksystems Berücksichtigung, sind sie in vielen westeuropäischen Ländern eine selbstverständliche Säule des Systems. Sie verbinden Kommunikation und gesellschaftliches Engagement vor Ort und spiegeln zum Teil auch die Arbeitswelt im Programm wider. In Dänemark betreiben die Gewerkschaften z.B. eigene lokale Fernseh- und Radiostationen. Henk ter Beek, der Generalsekretär des niederländischen Dachverbandes gemeinnütziger Fernseh- und Radiosender *(Olon)*, konnte berichten, daß sein Verband über 300 Lokalradios und rund 150 lokale Fernsehstationen umfaßt. Ca. 19000 ehrenamtliche RedakteurInnen sind an der Erstellung dieser Lokalprogramme beteiligt. Die Bochumer

nichtkommerzielle Videogruppe *Klack zwo B* unterstrich mit einer Präsentation von lokalen Informations- und Kulturbeiträgen (die als Monatsschau in einem Kinovorprogramm laufen), welche Bereicherung diese Filmproduktionen in einer kommerziell dominierten Medienwelt für die lokale Kommunikation sein können.

Die widersprüchliche Verortung gewerkschaftlicher Medienarbeit wurde auf einer Podiumsdiskussion deutlich: Sie bewegt sich als Verbandsarbeit zwischen Modernisierungsabsichten in der gewerkschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit und notwendigen medienpolitischen Interventionen einerseits und der (aus der gewerkschaftlichen Mitgliedschaft getragen) direkten Medienarbeit in Beteiligungsmodellen (in Radio und Fernsehen, bei neuen Computernetzwerken und Zeitungen) auf der anderen Seite. Angesichts der zunehmenden Mediatisierung der Gesellschaft mit ihren Alltagswirkungen auf jeden einzelnen müßte Medienarbeit (und damit auch Medienbildung), so der Tenor der Diskussion, ein Kernarbeitsfeld gewerkschaftlicher Bemühungen sein. Ein Ziel des gewerkschaftlichen Mediendiskurses könnte die Integration verschiedenster (bisher nur punktueller) gewerkschaftlicher Medienarbeitsansätze in einem zukunftsweisenden Medienkonzept sein.

Wolfram Frommelt (Redakteur der Deutschen Welle und Mitarbeiter bei Media Watch) stellte zum Abschluß die Frage nach den Informationsflüssen und Machtkonstellationen im Nord-Süd-Verhältnis. Die medienpolitische und gewerkschaftliche Standortbestimmung im Verhältnis zur Dritten Welt wird im DGB-Bildungszentrum 1995 mit einer weiteren Medientagung unter dem Thema: »Übernationale Vernetzung von unten – das demokratische Salz in der Suppe der Weltinformationsordnung?« fortgeführt. Karlheinz Grieger (Bochum)

Nord-Süd, Ost-West: Möglichkeiten feministischen Handelns und feministischer Politik

9. Konferenz des Europäischen Forums linker Feministinnen in Berlin, 25. bis 27. November 1994

Eine Frau sagte zu anderen Frauen an irgendeinem Ort in Berlin wenige Tage vor dieser bemerkenswerten Konferenz: »Da müßt Ihr nicht hingehen, da sind lauter alte Frauen.« Ich möchte weder über dieses kalte Zeugnis von verächtlicher Ausgrenzung älterer Menschen (im englischen Sprachraum »agism« genannt) nachdenken noch darüber, welcher Abgrund die Frauen aus der letzten Frauenbewegung inzwischen von manchen Frauen schon der nächsten Generation trennt, daß letztere von ihnen nichts mehr hören wollen. Sie, die sie schließlich auch morgen schon »alt« sein werden oder es bereits heute für andere sind, halten offenbar so wenig von Erfahrung, daß sie ihre eigene gering schätzen. Schließlich ist solches Verhalten zeitgemäß, wurde von der Presse, zuletzt vom *Spiegel* eine Woche vor der Konferenz, sorgfältig vorbereitet: die Verbindung von Jugend, Sex und Karriere ist »in«, Frauenbewegung und graue Haare sind Symbol für Langeweile. »Sie tragen Blümchenrock und Kampfstiefel, sie wollen wild und feminin sein, freizügig und egoistisch; sie nennen sich Mädchen, Girlies oder Babes – eine neue Generation von jungen Frauen kämpft für einen neuen Feminismus und lebt ihre eigene Vorstellung von Weiblichkeit: viel Sex, viel Spaß und kein verbissener Männerhaß.« (*Der Spiegel* 47, 104) In solcher Weise wird ein weiterer Keil getrieben zwischen die, die tatsächlich einen Platz im Spiel gewinnen und solchen, die auf der Strecke bleiben. Selbst schuld.

Einer der Organisatorinnen, einer von uns, ist die Freude, all die »alten« Frauen wiederzusehen, vergällt. Neun Jahre Kontinuität dieses linken europäischen Forums ist selbst ein Beleg fürs Älterwerden. Dabei ist diese Konferenz Jahr für Jahr ein kräftiger Beweis, daß es geht, das Unmögliche möglich zu machen. Ohne parteimäßig

eingebundene Unterstützung, ohne Karriereversprechen, ohne sichtbaren unmittelbaren Nutzen reisen hier Jahr um Jahr Frauen aus den verschiedenen europäischen Ländern an, um über die Lage der Frauen im eigenen Land zu berichten und von den Informationen der anderen zu lernen, um Problematiken und gemeinsame Strategien zu besprechen. In diesem Jahr kamen sie aus Albanien, Belgien, Deutschland, England, Griechenland, einigen Teilen des ehemaligen Jugoslawien, den Niederlanden, Rußland, Schweden, der slowakischen Republik, Spanien, Ungarn, den USA. Die Länderbezeichnung verdeckt, daß unter ihnen eine relativ große Zahl von Migrantinnen waren. Natürlich waren alle Altersgruppen von 25 bis über 60 Jahren vertreten, je nachdem, wer im jeweiligen Land noch aktiv an politische Eingriffe denkt und Frauen dabei für eine relevante Kraft hält. Tatsächlich ist auf all diesen Treffen, so auch auf diesem im hervorragend für solche Konferenzen geigneten Jagdschloß Glienicke, die sinnliche Versicherung, daß man nicht aufgibt, daß man Gemeinsames will, trotz aller Unterschiede im einzelnen, eine der wesentlichen Dimensionen. »Ich fühle mich nicht mehr allein für eine ganze Zeit«, sagte eine staatenlose Frau aus dem ehemaligen Jugoslawien. Eine wichtige Erfahrung ist auch der in jedem Jahr diskutierte Streitpunkt, ob und inwieweit Migrantinnen unter vielen von ihnen als »weiß« bezeichneten Frauen aus den jeweiligen Ländern angemessen aufgehoben sind und also das Forum für sie ein geeigneter Ort der Politik ist.

In diesem Jahr waren die Referate zunächst global auf den Ebenen von Weltbankpolitik und antikapitalistischer Strategie angesiedelt; später ging es um die Mikrophysik der Macht, um Körper, Sexualität, die Ausgrenzung alleinerziehender Mütter (insbesondere schwarzer und proletarischer Frauen) und um den Verkauf von Frauen aus Asien und Lateinamerika: Prostitution und Sextourismus. Solche Vorträge dienen der Information und auch der Anregung, an welchen Themen gearbeitet werden könnte. Wichtig sind vor allem die anschließenden Arbeitsgruppen, für die mehr Zeit gebraucht würde, weil hier viele Frauen zu Wort kommen und praktische Schlußfolgerungen gezogen werden: wie z.B. Empfehlungen für die Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 und die Thematiken für die nächsten Konferenzen. Das Forum 1995 wird in Griechenland stattfinden (Thema: »Internationale Netzwerke und Bündnisse von Frauen«). 1996 geht es nach Schweden, um konstruktiv und praktisch-politisch an einem »neuen Gesellschafts- und Geschlechtervertrag« zu arbeiten. Vorschläge für die Ausgestaltung beider Konferenzen, Beiträge, Fragen sind willkommen. Am besten gehen sie an die Redaktion des Informationsblattes: Jo Brew, 101 rue des Deux Tours, B-1030 Bruxelles oder an die Koordinatorin für Deutschland: Claudia Hillmann, Rellinger Straße 33, 20257 Hamburg.

Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

Aufruf

Feministischer Umbau der Arbeitsgesellschaft – neuer Gesellschafts- und Geschlechtervertrag

Frauen, die zu diesen Themen arbeiten oder von Frauen wissen, die Beiträge dazu bringen könnten, mögen uns bitte so schnell wie möglich schreiben. Wir suchen Referentinnen für die nächste Volksuni in Berlin zu Pfingsten 1995.

Frauen-Ressort der Berliner Volkuni, per Adresse: Frigga Haug, Krottnaurerstraße 72, 14129 Berlin; Fax (030) 803 39 84.

Besprechungen

Philosophie

Henrich, Dieter: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795). Klett-Cotta, Stuttgart 1992 (856 S., Ln., 96,– DM)
Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795). Klett-Cotta, Stuttgart 1991 (295 S., Ln., 68,– DM)

Dieter Henrich beabsichtigt mit seinem voluminösen Hölderlinbuch nicht mehr und nicht weniger, als die deutsche Philosophiegeschichte hinsichtlich eines bestimmten Zeitraums umzuschreiben. Sie habe, bemerkt er, unter dem Eindruck einer logischen Linie von Fichte über Schelling zu Hegel gestanden; demgegenüber wolle er eine andere Entwicklung einsichtig machen, die von Fichte aus über Hölderlin verlaufe, allerdings im Ansatz stecken geblieben sei. Gleichwohl sind nach Henrich die Auswirkungen dieses originären Denkansatzes auf Hegel so gravierend, daß von daher ein ganz anderes Licht auf die nachkantische Philosophie fällt. Diese Philosophie, von Hölderlin her verstanden, so meint der Autor, lasse sich auch heute noch verteidigen. Eben darum geht es ihm in dieser äußerlich ganz auf Historie angelegten Untersuchung letzten Endes, wie er allerdings nur in einigen möglichst beiläufigen, aber unzweideutigen Äußerungen erkennen läßt (vgl. 680, 729, 750 u. passim).

Die wenigen Texte oder Textstellen, auf die sich seine Hölderlin-Interpretation stützt, reduzieren sich im wesentlichen auf ein 1961 erst der Öffentlichkeit zugänglich gemachtes, nach Henrich mit Sicherheit 1795 in Jena verfaßtes Aufsatzfragment von ein oder zwei Druckseiten, betitelt: »Urtheil und Seyn«. Die ca. 800 Seiten seines Hölderlinbuches stellen im Grunde nichts anderes dar als die Auslegung und versuchte Weiterführung dieser wenigen Sätze, die bei Hölderlin selbst keine adäquate Fortsetzung mehr gefunden haben. Henrich gesteht, daß seine Darstellung meist hypothetischen Charakter trägt (144), meint jedoch einen Weg gefunden zu haben, um ihr dennoch höchstmögliche Authentizität zu verleihen. Wir begreifen die Denkbewegung in der nachkantischen Philosophie gar nicht, behauptet er, wenn wir uns nur auf die fertigen Texte stützen. Wir müssen vielmehr zu den »Konstellationen« vordringen, aus denen sie hervorgegangen sind, zu den »Kraftfeldern«, dem »Denkraum«.

Dem Autor ist nach eigenem Bekunden diese Notwendigkeit bei seiner lange zurückreichenden Beschäftigung mit Hölderlin aufgegangen. Er hat die Arbeiten, die in diesen Kontext gehören, gesammelt und unter dem Titel *Konstellationen* schon 1991 herausgebracht. In diesem Buch fordert er der Philosophiegeschichtsschreibung überhaupt ab, Konstellationsforschung zu sein, was eine ungeheure Quellenarbeit bedinge, die nur durch Arbeitsgruppen angegangen werden könne. Henrich hat mit seiner Forderung außerordentlich initiierend auf eine jüngere Forschergeneration eingewirkt, hat auch selbst ein Forschungsprojekt geleitet. Das Buch *Konstellationen* ist als vorläufige Bilanz gedacht. Ausgegangen werden sollte von der Tatsache, daß im Jena des ausgehenden 18. Jahrhunderts (also auch 1795, als Hölderlin sich dort aufhielt) die wesentliche Konstellation die des Gespräches war. So werden auch zweitrangige Gesprächspartner wichtig, wie Zwilling, Diez etc. Das Ergebnis, soweit in den *Konstellationen* vorgestellt, ist eher mager. Letztlich geht es auch hier um Hölderlin, um die Absicherung seiner Zwei-Seiten-Philosophie aus den Konstellationen von Theorien, Personen und Problemen, womit schon die Hauptgesichtspunkte der 1992 nachfolgenden Hölderlinmonographie genannt sind. In den *Konstellationen*

gibt Henrich vorweg eine Zusammenfassung (215ff), die in ihrer Prägnanz vorzüglich geeignet ist, in Kürze zu vermitteln, worum es geht. Wem dieser Gedanke jedoch wert ist, festgehalten zu werden, der kann sich nicht mit der Kurzfassung in den *Konstellationen* begnügen, auch nicht mit der entsprechenden Darstellung im ersten Teil der Monographie. Henrich dringt nämlich im weiteren gewissermaßen in die Molekularstruktur der Denkbewegung des nachkantischen Idealismus vor und präpariert sie mit einer Ausdauer und Subtilität so heraus, wie nur einer es vermag, der auch heute noch glaubt, hier so dicht wie nur möglich an der unvergänglichen Wahrheit zu sein, und sich in ihr Innerstes mit allen Fasern seines Denkens hineinversetzt hat.

Diese Darstellung des Hölderlinschen Grundgedankens ließe sich etwa so auf den Punkt bringen: Geht es um die »Erklärung von Selbstbewußtsein« (13), so können wir nicht – wie Fichte – bei diesem reinen Denken des »Ich bin Ich« stehenbleiben, als ob es sich aus sich selbst verstehen ließe. Wir werden vielmehr – wie Jacobi argumentierte – auf einen Grund verwiesen, der selbst nicht Bewußtsein ist. »Ich bin Ich«, das ist nach Fichte das Tor zum wahren Sein, das sich als eines der Freiheit erweist, im Gegensatz zu jenem Sein, das die empirische Wissenschaft als plumpe, von Kausalität völlig durchzogene Materie zu ihrem von ihr selbst gegenständlich getrennten Objekt hat. Zwei Wege des Philosophierens gibt es daher für Fichte: den Weg des Idealismus und den Abweg des Materialismus (bzw., wie er meist sagt, des Realismus). Fichte schließt damit an das »Cogito, ergo sum« des Descartes an, das diesem als letzte Gewißheit galt, aus dem er aber in einem Kurzschluß, der Epoche machte, gefolgert hatte, daß das Sein, das aus dem cogitare erfolge, mit diesem identisch, also per se ein geistiges Sein sei, und zwar als res cogitans, vermittelt über die implizite Gottesgewißheit, der res extensa entgegenstehend. Was cogitare heißen sollte, war bei Descartes im Diffusen gehalten. Man konnte darunter im weiteren Sinne das gesamte geistig-seelische Verhalten des Menschen verstehen, in Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Denken usw., oder aber im engeren Sinne allein das begrifflich folgernde, in mathematischen Operationen gipfelnde Denken. Der Fichte, den Hölderlin 1795 nur erst kennen konnte, hatte das Selbstbewußtsein im Sinne der engeren Bedeutung des Descartschen cogitare genommen. Daraus ergab sich, daß das letzte Gewisse, das Wissen des Ich um sein Sein, als ein aus begrifflichem Denken heraus Gedachtes von selbst begrifflichem Charakter zu gelten hatte. Fichte geriet damit in die Nähe von Spinozas Verfahren more geometrico. Die Möglichkeit eines erkennenden Ganges in logischer Gedankenfolge war von daher genauso einleuchtend wie die entsprechende Herleitung aller Realität aus ihm heraus. Diese »demonstrierbare Wissenschaft vom Ersten und Höchsten« (181) hat zur gleichen Zeit Jacobi aufs entschiedenste bekämpft, da ihm das Descartsche cogito nur in seiner weiteren Bedeutung einleuchtete, ohne daß er deshalb vom cartesischen Kurzschluß Abstand nahm. Cogito, ergo sum bedeutet für ihn: Ich werde mir eines selbstredend geistigen Seins als des letzten Grundes von allem auch schon in den Akten des Empfindens, Fühlens etc. bewußt, bevor das begriffliche Denken überhaupt einsetzt. In diesem ist die Seinsgewißheit schon da, geht nicht erst aus ihm hervor und ist, weil dieses Sein auch einer inneren Sinnlichkeit zugänglich ist, nicht von rein begrifflichem Charakter, läßt sich also, obgleich es den Grund allen Bewußtseins ausmacht, mit den Operationen des Bewußtseins nicht erreichen, wie umgekehrt eine Herleitung der Welt aus ihm auch nicht mehr möglich ist. Es sei denn, wir identifizieren dieses Sein mit dem persönlichen Gott des Christentums und denken somit die Welt als seine Schöpfung, wozu Jacobi in der Tat gelangt ist.

Obschon Jacobi grundsätzlich auf der Bahn der von Descartes initiierten Bewußtseinsphilosophie verbleibt, geraten ihm aber doch rationales Philosophieren hier

und in Akten von Fühlen und Glauben gewonnene Seinsgewißheit dort in einen gewissen Gegensatz. Das ist ein Resultat, das Hölderlin nicht akzeptiert. Er stellt sich nicht mit Jacobi gegen Fichte, sondern sucht den Fichteschen Ansatz durch den Jacobis zu vertiefen, womit er nur einer Intention von Fichte selbst entspricht. Er faßt also – wie Jacobi – das Sein als den Grund des Bewußtseins, auf das dieses hingedrängt wird, ohne es begreifen zu können, das aber andererseits nur durch begriffliche Operationen zugänglich zu sein vermag und – analog zum Fichteschen »Ich bin Ich«, jedoch es übersteigend – mit dem Bewußtsein auch schon da ist: Es ist nicht nur Grund des Bewußtseins, sondern auch Grund *im* Bewußtsein, All-Einheit, die zugleich schon Ur-Teilung ist, Einheit von Subjekt und Objekt usw. Es versteht sich daraus, daß Jacobis Personalisierung des Seins zu einem doch wieder transzendenten Gott für Hölderlin grundsätzlich nicht in Frage kommt.

Das alles steht so nicht bei Henrich. Es ist nur als der verzweifelte Versuch eines materialistisch verdorbenen Rezensenten zu nehmen, den – man ist versucht zu sagen – »rationellen Kern« einer vielhundertseitigen Analyse auf zwei Seiten zu umreißen. Von der Descartschen Vorgeschichte ist bei Henrich nicht die Rede. Vor allem aber: Der Kurzschluß »Sein = geistiges Sein« wird nicht erwähnt, schon gar nicht kritisch revidiert; er wird vielmehr als eine Evidenz vorausgesetzt. Wenn Fichte noch mit allem Stolz sich auf seinen Idealismus berief: bei Henrich trägt dieses Denken keinen Namen mehr. Nach den Voraussetzungen zu fragen, wie Hölderlin zum Sein gekommen sei, wehrt er als zu weit führend ab (538). Sein erhält eine Art mythischer Autorität, es wird zum Seyn – so die vom Autor durchgängig gewählte Schreibweise. Einerseits gilt es der von Hölderlin so genannten intellektualen Anschauung als gegeben, andererseits ist es dann schlicht diese Anschauung. Immer wieder brechen in Henrichs Darstellung die idealistischen Voraussetzungen durch. Da sie aber nicht genannt sind, wirken seine Formulierungen mehrdeutig, fordern genauere Festlegungen, für die dasselbe gilt, usw. Da kommt man leicht auf 800 Seiten, die den interessierten Leser durchaus in Spannung halten, schon wegen immer wieder faszinierender Differenzierungen. Bis er am Ende vielleicht doch mit Goethe ausruft: Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt.

Henrich unterwirft seine Untersuchung strengsten methodologischen Prinzipien. Nur die Jenaer Phase des Hölderlinschen Denkens von 1794/95 soll untersucht werden, allenfalls noch ein wenig ausgeweitet, aber unter Ausblendung des Wissens um das Späterkommende. Daher darf auch nur beiläufig einmal von dem wirklich zentralen Begriff des Hölderlinschen Gesamtwerkes die Rede sein, dem der Natur. Immerhin wird soviel zugestanden, daß für Hölderlin, anders als bei seinen philosophischen Kollegen, der »Welt der Objekte« gegenüber ihrer Erkenntnis ein »eigenständiges Dasein« zukomme (745). Nur soll im Unterschied zu dieser der Wissenschaft gegebenen Objektwelt die Natur denn doch nur das andere wenn nicht des Geistes, so doch des »Seyns« sein, womit Hölderlin trotz seiner rückhaltlosen Anerkennung der »Wirklichkeit der Welt« (661), die Henrich gern der wissenschaftlichen Empirie überläßt, auf die Seite des Hegelschen Idealismus zurückgeholt ist (vgl. 663ff). Andererseits wird gegenüber Hegel die ganz andere Motivation Hölderlins hervorgehoben: Bei ihm gehe es nicht um eine reine Erkenntnishaltung, sondern immer auch um das Leben, um das »bewußte Leben« (762). Dieser Terminus durchzieht die ganze Untersuchung, wird dadurch aber nicht deutlicher. Keineswegs ist an ein Leben gedacht, wie es, mehr als Hölderlin selbst, sein Hyperion geführt hatte, der z.B. meinte, für die Befreiung seines Volkes in den Krieg ziehen zu müssen. Daß etwa diese deutsche Philosophie etwas mit der Französischen Revolution zu tun gehabt haben kann, wird schlicht negiert. Da mag Fichte sich noch so deutlich erklärt

oder Bertaux noch so detalliert Hölderlins innere Affinität zur Revolution der Franzosen bloßgelegt haben. Was hier »bewußtes Leben« heißt, firmiert bei Werner Jaeger und anderen noch als das »philosophische Leben« und versteht sich als Übersetzung des *bios theoretikós* bei Aristoteles. Ihm wird allerdings dann doch zugestanden, daß es mit dem Körper »verbunden und verwoben« (666) sei. Damit jedoch Schluß von Körperlichem, Gesellschaftlichem etc., vom »Erdenrest, zu tragen peinlich«. Zwar soll dieses bewußte Leben sich irgendwie auch Konflikten der Realität aussetzen (610), sein eigentliches Zentrum bleibt aber doch, wie Henrich allerdings erst zum Schluß und wieder sozusagen nebenbei erkennen läßt, das, was Aristoteles das »Göttliche« nannte. Nun doch über das Jena von 1794/95 hinaus bei Hölderlins Dichtungen Anleihe nehmend, begrenzt Henrich einerseits das Seyn auf ein bloß »endliches Absolutes« (575) von überpersönlicher Anonymität, womöglich vor einem ins Unendliche sich verlierenden Horizont; andererseits postuliert er, dem sozusagen vorgelagert, einen ebenfalls endlichen wie persönlichen Gott, da nur durch Zuwendung zu diesem in »Erinnerung« und »Dankbarkeit« es möglich sei, über ihn hinausgreifend eines ihn und uns noch umgreifenden Ganzen innezusein. Auf diese Weise, meint der Autor, gelinge es Hölderlin, der Religion die Treue zu halten – und doch Philosoph zu sein (769f).

Hier fragt sich, ob die Grenzen zwischen Philosophie und Dichtung nicht unzulässig verwischt wurden. Zwar glaubte Hölderlin, worauf Henrich anspielt, daß das Letzte der Philosophie sich nur als Dichtung zur Sprache bringen lasse, was aber doch wohl heißt: eben nicht als Philosophie, nicht in deren Begriffsunmittelbarkeit. Wo Dichtung im Metaphorischen verbleibt und als solche unverändert durch die Zeiten Bestand zu wahren vermag, ist Philosophie, nach Hegel, ihre Zeit in Gedanken gefaßt. Auch Hölderlin, wo er als Philosoph spricht, wie in »Urteil und Sein«, kann daher mit seinem Denken ohne ein Mitdenken des Zeitwandels nicht in die Gegenwart hineingestellt werden. Das aber fällt bei Henrich vom Ansatz her weg. Seine ganz sich ins Historische einlassende Interpretation beansprucht implizit gleichwohl, bloße Rekonstruktion eines zeitlos Gültigen zu sein.

Indem Hölderlins Denken aus dem Kontext mit der empirischen Wissenschaft wie der gesellschaftlichen Praxis herausgelöst wird – und dies eben nicht nur aus Gründen der Methode, sondern aus grundsätzlicher Festlegung auf einen reinen, wiewohl der Lebensverwirklichung zugewandten *bios theoretikós* –, verliert es sogar die Fülle, die ihm in seiner Zeit wohl zukam. Alle Subtilitäten der Interpretation verlaufen sich wieder. Es bleibt dieses leere Sein oder Seyn. Suchen wir es zu denken, so denken wir im Grunde nichts. Daraus ließe sich natürlich auch wieder eine ganze Welt entwickeln, Hegel hat es in seiner Logik vorgeführt. Aber Hölderlin ist nicht Hegel. Henrich attestiert ihm, daß er zwar auf das All-Eine rekurriere, nicht aber den Weg aus ihm heraus wisse oder überhaupt suche.

Die Konsequenz, die Hölderlin zog, um aus dieser Sackgasse dennoch herauszukommen, ist bekannt: Er hat die Philosophie an den Nagel gehängt und seinen Hyperion zu Ende geschrieben, dazu noch einiges andere, das alles zwar auch philosophisch durchdrungen, zugleich aber auf die ästhetische Erziehung des Volkes zu der großen Revolution des Bewußtseins und der Gesinnung gerichtet war, die Hölderlin – wiewohl vergeblich – als eigentliche Erfüllung der politischen Revolution in Frankreich zumindest eine Zeitlang mit leidenschaftlicher Zuversicht erwartete. Von diesem Hölderlin erfahren wir bei Henrich nichts. Andere Bücher sind voll davon, geschrieben aus verschiedenster Sichtweise. Hölderlin hat sie alle fasziniert: die Adorno, Brecht, Heidegger und viele andere. Nirgendwo aber finden wir diesen einen Punkt, auf den Henrich sich konzentriert. Seine Interpretationsweise, seine

ungeschichtliche Identifikation mag noch so fragwürdig sein, dies jedenfalls bleibt sein Verdienst. Keine Beschäftigung mit Hölderlin mehr ohne diesen Aspekt. Des Dichters Platz in der Philosophiehistorie, den er, wenn er ihn nicht hat, doch hätte haben können, hat Henrich ebenfalls glaubhaft gemacht.

In seiner Jenaer Zwei-Seiten-Philosophie steht Hölderlin offensichtlich in der idealistischen Tradition. Das macht sie ebensowenig wie Hegels Idealismus für ein Denken unbrauchbar, das sich mehr materialistisch bestimmt. Im Gegenteil. Wer die naiven Widerspiegeleien satt hat, sieht gerade aufgrund des Henrichschen Hölderlin ein Weiterkommen. Denn folgen wir Hölderlin mehr, als Henrich lieb ist, darin, daß wir die Natur nehmen, wie wir sie erfahren, durchaus nämlich als eine der Wissenschaft zugängliche »Objektwelt«, so kann uns der Gang des Bewußtseins in seinen Grund, den uns die Henrichsche Interpretation vorführt, in der Tat davon überzeugen, daß aus dieser materiellen Natur etwas wie Selbstbewußtsein nicht begreiflich zu machen ist. Zugleich aber muß ihr seine Hervorbringung zugesprochen werden. Denn wir kennen nichts anderes als sie. Wir sind nicht befugt, sie als Geist oder Person anzusehen oder etwas Derartiges sozusagen hinter oder über ihr zu vermuten, und doch muß ihr mehr inhärent sein als Geist und Person, nämlich das Vermögen, sie hervorzubringen, ein Vermögen, von dem wir nicht einmal sagen können, daß es irgendwie ist, daß es Wirklichkeit hat. Es mag hier die Dichtung in der Lage sein, dieses Unvorgreifliche doch noch erinnerlich zu machen, was uns sodann mit ehrfürchtigem Staunen und manchen sogar mit »Dankbarkeit« erfüllen könnte. Und so sind wir denn auch auf einem Wege, der von demjenigen Henrichs nicht gerade abgrundtief entfernt ist. Idealismus und Materialismus stehen sich eben nicht mehr so kontradiktorisch entgegen, wie das von beiden Seiten her einst notwendig schien. Der eine Unterschied allerdings bleibt: Ein Denken, das sich an die sinnlich wahrgenommene Natur als schlechthin die Realität hält, wird sich von der erkundenden Annäherung an sie und damit auch von der Wissenschaft als ihrer konsequentesten Gestalt nicht abtrennen lassen. Vielmehr wird es gerade auf diese Weise sich des Seinsgrundes vergewissern können, sofern dies in einer praktischen Haltung geschieht, die den Notwendigkeiten der menschlichen Natur und also auch der Gesellschaft, in der die Menschen aktuell existieren, angemessen ist – was im heutigen gesellschaftlichen Kontext etwas wesentlich anderes bedeutet als zu der Zeit, da etwa Fichte mit historischem Recht noch die menschliche Selbstbestimmung in den Idealismus der Freiheit setzen konnte und der ganze »deutsche Idealismus« bis zu Hegel, ob nun auf dem Wege über Schelling oder über Hölderlin, ihm darin folgen durfte.

Friedrich Tomberg (Berlin)

Serres, Michel: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1993 (469 S., Ln., 68,– DM)

Das 1985 im Original erschienene Buch des Mathematikers Serres beginnt und schließt mit komplementären Ausgestaltungen des psychologisch-phänomenologischen Körperschemas, welche die Erkenntnis des Ich als ein erlebtes Gleichgewicht des Körpers in seiner Umgebung verstehen. Im Bullauge eines brennenden Schiffes, drinnen das Feuer, draußen eisiges Meer, ist ein Mensch eingeklemmt: »lange genug, daß mein Körper ein für allemal lernte, im vollen Sinne 'ich' zu sagen« (13). Kinder spielen Ball: »der Ball spielt mit ihnen; sie kreisen wie Planeten um die neue kleine Sonne, konsonante und geschmeidige Objekte in der Umgebung des Ball-Subjekts« (437f). Die beiden Situationen, in denen, angesichts des objektiven Gedächtnisses einer von Information verwalteten Welt, »das denkende Subjekt vergeßlich« (467)

werden kann, gelten Serres als programmatische Versuche, »die Welt mit einem Leib zu sehen und zu hören, der nicht mehr dicht von Sprache ist« (462). Er diagnostiziert die Beziehung des Menschen zur Welt als »die totale Herrschaft des Wortes« (55). »Das Sinnliche«, so der Befund über ein alternatives Weltverhältnis, »läßt sich nur noch durch Monströses, Abnormes oder Infernalisches zum Ausdruck bringen« (312). Der Dialektik dieser erschreckend gültigen Kritik entzieht sich der Autor mit Ranküne: »Dialektik ... ist immer im Irrtum, sie ist grundsätzlich, mathematisch falsch.« (92) Er geht das Sinnliche, das er gleichwohl als ein Nichtidentisches versteht, unmittelbar an. In einer Phänomenologie des Genusses will er der Philosophie deren verlorene Lehre vom richtigen Leben zurückgeben.

Gegen den »Tod des wahren Menschen durch das Gift der Sprache« (129), eine als »Urtragödie« (ebd.) verschleierte Dialektik der Aufklärung, bietet das Buch zwei Heilungen an, eine »Heilung in Epidauros« (111) und eine »Heilung in Frankreich« (444). Es sind die Fluchtwege – als letztes Wort mag man sie nicht verstehen – des Heiligen und der Kultur. Rückgang und erhoffte Wiederkehr des Empirismus, des philosophischen Anwalts der Sinne, inszeniert Serres als Grablegung und Auferstehung Christi. Und umgekehrt: »Christus wird wegen der Salbung sterben ... Gesalbt: markiert, gezeichnet, sichtbar, berührbar, duftend. Er wird wegen der Sinne sterben.« (285) Das »gnadenvolle Gastmahl des Empirismus« (291) stiftet eine Philosophie der Demut vor dem Gegebenen: »Gegrüßet seist du, Philosophie, voll der Gnaden.« (296) Im Abendmahl verbindet sich das Heilige mit dem Sinnlichen. »In den Flaschen, um die Lippen herum, liegt die Kultur. Und letzten Endes das Wissen: Klugheit und Weisheit. *Homo sapiens*, der Mensch, der zu schmecken weiß.« (314) Der Positivismus, der Kulturkritik mit Kultur beantwortet, hat in »Frankreich, ... weil selbst ganz und gar sinnlich« (444), sein Domizil. »Dieses Volk kann gar nicht anders, als Frau zu sein, seine Kultur zeigt die schamhafte Weiblichkeit der Welt.« (449)

Eine »Philosophie der Gemenge und Gemische« entwickelt sich von hier, denn »es bedarf schamhafter Nuancen, um den Dingen behutsam zur Existenz zu verhelfen« (336). In den philosophischen Tiefgängen seines nautischen Buches interpretiert Serres, unbekümmert um den dialektischen Grund, die Fahrt des Odysseus aufs neue. Halten Horkheimer/Adorno die mythische Figur der Geschichte der Zivilisation im Begriff der »Introversion des Opfers« zusammen *(Dialektik der Aufklärung)*, so zerlegt sie Serres in zwei Funktionen. Zunächst ist Odysseus der von Beginn an vorbereitete Antiheld einer inkriminierten Theoriebildung (»Die Human- und Sozialwissenschaften erzeugen Theorien, die noch untreuer sind als Betrug ..., um ihr Objekt zu vereiteln«, 49): »Odysseus ... durchquert das Getöse auf unterstem Niveau, er erfindet die Null- oder Minimallösung, die mit keinerlei Ausgaben verbunden ist.« (165) Das – philosophisch harmlose, weil vom Betrug des Opfers selber nicht affizierte – Wissenschaftssubjekt wandelt sich zum Helden einer neuen Wissenschaft, indem es auf das Objekt, die Sirenen, hört. »Was singen ... die Sirenen? Die übliche Welt, ein Gemisch aus anziehend Sanftem und abstoßend Hartem.« (166) Noch ist »Odysseus ein vorzeitiger Cartesianer« (351). »Aber es kommt anders. (...) Der Weg des Odysseus kann nicht als Methode bezeichnet werden, er ist ein Exodus. Exodus in dem Sinne, in dem der Weg sich vom Weg entfernt.« (351f) Odysseus schmiegt sich an die Oberfläche seines Gegenstandes an, »die Ägäis ... erscheint gefleckt, getigert, lokal mit Augenflecken überzogen, unruhig, ein schreckliches Gemisch.« (357f) Der »Moiré«, das schillernde, gewässerte Muster, ist Serres' durchgängiges Bild für die Nichtidentität des Objekts. Um sie zu denken, scheint zuweilen ein mimetisches, aber im Gegensatz zur *Dialektik der Aufklärung* unbegriffliches

Modell des Wissens auf: »Wer hätte noch nie von einer ähnlichen Karte für die Welt geträumt, bis zur Identität getrieben, Maß für Maß, diesen unmöglichen Traum eines ultrafeinen Überzugs, der sich jedem fraktalen Detail der Landschaft anpaßte« (36). Statt dialektischer Vermittlung von Mensch und Natur vertraut Serres einer philosophischen »Geste des Webens, Strickens und Knotens« (410). Ob die Verknüpfung von Oberflächen, zu der sich die Phänomenologie entwickelt hat, ein alternatives Denken ist, erweist sich daran, wie die Sinne neben dem Genuß dem unverminderten zivilisatorischen Schrecken begegnen. Carsten Feldmann (Berlin)

Wetz, Franz Josef: Hans Blumenberg zur Einführung. Junius Verlag, Hamburg 1993 (211 S., br., 19,80 DM)

Der kleine Band ist eine empfehlenswerte, weil mit klaren Linien und eingängiger Sprache gezeichnete Einführung in Blumenbergs Philosophie – nicht in ihrer nomadisch-fragmentarischen, sondern in ihrer theoretisch-konzeptionellen Form. Bei aller aus- und abschweifenden Themen- und Materialfülle habe der Autor, so versichert uns sein Monograph, kontinuierlich an *einem*, wenn auch thematisch expandierenden Grundgedanken gearbeitet: »Knapp und durchaus zugespitzt formuliert ist es, erstens, die These von der Grund-, Wert- und Zwecklosigkeit sowie Rücksichtslosigkeit und Übermächtigkeit der faktischen Wirklichkeit und, zweitens, die These von der Notwendigkeit der menschlichen Anstrengungen und Bemühungen, die derart geprägte faktische Wirklichkeit zu domestizieren und zu distanzieren.« (58) Bezogen auf diese Thesen lassen sich zwei Begriffe in Blumenbergs Œuvre identifizieren, die dessen ganze forschungspraktische Breite versinnbildlichen, der Terminus der *Metapher* und der des *Mythos*. Metapher und Mythos sind jene medialen Formen, denen sich der Mensch – so Blumenberg – bedient, um sich die Übermächtigkeit der faktischen Wirklichkeit vom Hals zu halten. Ob nun analogisch, wie Aristoteles schon wußte, oder narrativ, wie vor ihm Homer, die Arbeit »des Menschen« – gleich welcher Kultur, Gesellschaft oder geschichtlichen Epoche – ist wesentlich eine Depotenzierung des »Absolutismus der Wirklichkeit«.

In der Gegenüberstellung seiner beiden großen wissenschaftsgeschichtlichen Werke, *Die Legitimität der Neuzeit* (1966) und *Die Genesis der kopernikanischen Welt* (1975) zeigt Wetz nun die Ambivalenz von Blumenbergs Wissenschaftsbegriff: als diskursives Medium gehöre Wissenschaft zwar ganz in die Tradition des Mythos, ja setzt sich an seine Stelle, insofern auch sie von dem Motiv getrieben wird, die übermächtig anonyme und opake Wirklichkeit zu humanisieren. Als experimentelle Forschungstechnik jedoch tritt sie gerade der Funktionsweise des Mythos dort entgegen, wo sie, mit ihren Instrumenten und Methoden bewaffnet, jene Bedrohlichkeit, Stummheit und Übermacht der Natur erst erschließt und zu Bewußtsein bringt. »Die Wissenschaft, die einerseits die mythische Leistung der Distanznahme vom Absolutismus der Wirklichkeit fortsetzt, setzt andererseits den Absolutismus der Wirklichkeit wieder ins Werk, indem sie durch den Nachweis der Gleichwertlosigkeit jedes Augenblicks, jeder Raumstelle und jedes naturhaften Ereignisses die Welt um ihre Bedeutsamkeit bringt.« (96) Die wissenschaftliche Arbeit des Menschen am Absolutismus der Wirklichkeit trägt die überkommene Last, in die vom Mythos geräumte, leere Stelle der Sinnstiftung einspringen zu müssen und gleichzeitig jede mythische Weltauffassung durch eine wissenschaftliche zu entzaubern. Es gibt ein lesbares Buch der Welt, aber seine Seiten sind leer.

Wie nun im einzelnen diese Arbeit sich gestaltet, ist bei Blumenberg nachzulesen. Wetz selbst meidet – nolens volens – diese archäologische Untersuchungsebene, die Blumenbergs Werke zu scheinbar unerschöpflichen Fundgruben für ideen-, begriffs-

»Verfransung« jargonhaft gebraucht, bezeichnenderweise vorbei (vgl. 62). Zur »entscheidenden Revision« paßt auch nicht recht der äußerliche Anlaß von KuK und RMM – keineswegs »Aufsätze« (12, 38), sondern Vorträge für eine von der West-Berliner Akademie der Künste veranstaltete Reihe »Grenzen und Konvergenzen der Künste« –, der deshalb wohl unerwähnt bleibt. Im Dunklen bleibt aber vor allem die Stellung der *Ästhetischen Theorie*. Allem Anschein nach zählt Eichel ausgerechnet dieses späteste aller Adornoschen Werke zur normativen und nicht zur »späten Ästhetik«, die sie vielmehr »in einigen seiner späten Aufsätze« erblickt. (296) Die Intention dieser Aufsätze entstellt sie aber. Utopische Bedeutung hat für Adorno an der Verfransungstendenz nicht die Wiederkehr der Mimesis, sondern die Tatsache, daß sich autonome Kunst – in ihrem Untergang – noch einmal als Gegensatz zur Realität behauptet: »Darum verzehren sich aneinander die Künste.« (KuK 191)

Im zweiten Teil geht Eichel der Frage nach, wie die Kunstreflexion der in den Künsten hervortretenden nicht-kommunikativen Sprache gerecht zu werden vermag – eine Variation der allgemeinen Frage, ob Theorie ästhetisch sein könne (Bubner). Adornos Mißbrauch von Metaphern und seine mimetische Annäherung an das Kunstwerk werden am Beispiel der Mahler-Monographie (ähnlich Oehlers Kritik der Proust-Aufzeichnungen) leicht als »Bebilderung von Metaphern« entlarvt (195). Die Feststellung, daß Adorno, schon bevor er die »Verfransungsthese« aufgestellt hat, in der Literatur (Helms, Valéry, Joyce, Beckett) einer musikalischen Sprache auf der Spur ist, veranlaßt Eichel zu dem Vorwurf, mit der ihrerseits metaphorischen Rede von »Schrift« würde Adorno die Differenzen zwischen den Künsten nivellieren und eine nicht mehr aktuelle gattungsübergreifende Ästhetik begründen wollen (199ff, 216ff). Die zuvor hoch gelobte »Verfransungsthese« gerät hier zu einer Mißgeburt von Adornos »analogischem Denken« – zu Unrecht, denn Adorno ist in KuK gerade an der Wahrung der Substanz der einzelnen Künste und Werke, die die Abstraktion gefährdet, gelegen (vgl. die Borchardt- und Heidegger-Kritik in KuK). Eichel folgt auch hier und erst recht bei der Behauptung, Adorno würde den Verfransungsprozeß selbst zu einem normativen machen, lieber ihrer Logik als den Quellen: »Die 'Verfransungsthese' hat auch eine nomothetische Färbung und führt folgerichtig zur Ausgrenzung dessen, was diesem Begriff nicht entspricht.« (18) Daraus folge nämlich das »Verbot von Bildelementen, die in irgendeiner Weise die Realität abbilden«, »beispielsweise für die Malerei ... ein Verbot der Darstellung«, welches Adorno angesichts des (an dieser Stelle von Eichel erkannten) Vorrangs der Konstruktion gegenüber den Materialien »nahelegen« würde (225ff). Dafür liefert Eichel keine Belege; auch Adornos Plädoyer für das Naturschöne irritiert sie nicht.

Die Unterstellung einer antipluralistisch-normativen Haltung – gegenüber dem Denker des Nicht-Identischen – begründet die Kritik der philosophischen Grundbegriffe der Ästhetik im dritten Teil. Nicht deren Widersprüchlichkeit oder Abstraktheit, sondern schlicht deren Präsenz im ästhetischen Diskurs wird bemängelt. Rasch kann Eichel somit Abschied nehmen vom Wahrheitsgehalt der Kunstwerke – »unvereinbar mit einem möglichen Pluralismus« (18, 24) –, der Idee der Utopie – »die Adorno zugleich mit der archaischen Einheit der Künste in die Kunstwerke hineinliest« (295) –, dem »geschichtsphilosophischen Szenario« (129), dem gesellschaftlichen Gehalt (263), selbst von der Sprachlichkeit der Künste – »mit der Adorno die Konvergenz der Künste zu einer imaginären ... Einheit verschmilzt« und Lyotards »Inkommensurabilität der verschiedenen Spracharten« Platz machen soll (276) –, schließlich auch von der Kategorie »Kunst«: Philosophie soll nach Eichel »unvoreingenommen über die Wahrnehmung von Phänomenen reden, die sie ohne Angabe von Gründen als Kunst bezeichnet« (261). Hier tritt die Willkür in Eichels Pluralismus an

Modell des Wissens auf: »Wer hätte noch nie von einer ähnlichen Karte für die Welt geträumt, bis zur Identität getrieben, Maß für Maß, diesen unmöglichen Traum eines ultrafeinen Überzugs, der sich jedem fraktalen Detail der Landschaft anpaßte« (36). Statt dialektischer Vermittlung von Mensch und Natur vertraut Serres einer philosophischen »Geste des Webens, Strickens und Knotens« (410). Ob die Verknüpfung von Oberflächen, zu der sich die Phänomenologie entwickelt hat, ein alternatives Denken ist, erweist sich daran, wie die Sinne neben dem Genuß dem unverminderten zivilisatorischen Schrecken begegnen. Carsten Feldmann (Berlin)

Wetz, Franz Josef: Hans Blumenberg zur Einführung. Junius Verlag, Hamburg 1993 (211 S., br., 19,80 DM)

Der kleine Band ist eine empfehlenswerte, weil mit klaren Linien und eingängiger Sprache gezeichnete Einführung in Blumenbergs Philosophie – nicht in ihrer nomadisch-fragmentarischen, sondern in ihrer theoretisch-konzeptionellen Form. Bei aller aus- und abschweifenden Themen- und Materialfülle habe der Autor, so versichert uns sein Monograph, kontinuierlich an *einem*, wenn auch thematisch expandierenden Grundgedanken gearbeitet: »Knapp und durchaus zugespitzt formuliert ist es, erstens, die These von der Grund-, Wert- und Zwecklosigkeit sowie Rücksichtslosigkeit und Übermächtigkeit der faktischen Wirklichkeit und, zweitens, die These von der Notwendigkeit der menschlichen Anstrengungen und Bemühungen, die derart geprägte faktische Wirklichkeit zu domestizieren und zu distanzieren.« (58) Bezogen auf diese Thesen lassen sich zwei Begriffe in Blumenbergs Œuvre identifizieren, die dessen ganze forschungspraktische Breite versinnbildlichen, der Terminus der *Metapher* und der des *Mythos*. Metapher und Mythos sind jene medialen Formen, denen sich der Mensch – so Blumenberg – bedient, um sich die Übermächtigkeit der faktischen Wirklichkeit vom Hals zu halten. Ob nun analogisch, wie Aristoteles schon wußte, oder narrativ, wie vor ihm Homer, die Arbeit »des Menschen« – gleich welcher Kultur, Gesellschaft oder geschichtlichen Epoche – ist wesentlich eine Depotenzierung des »Absolutismus der Wirklichkeit«.

In der Gegenüberstellung seiner beiden großen wissenschaftsgeschichtlichen Werke, *Die Legitimität der Neuzeit* (1966) und *Die Genesis der kopernikanischen Welt* (1975) zeigt Wetz nun die Ambivalenz von Blumenbergs Wissenschaftsbegriff: als diskursives Medium gehöre Wissenschaft zwar ganz in die Tradition des Mythos, ja setzt sich an seine Stelle, insofern auch sie von dem Motiv getrieben wird, die übermächtig anonyme und opake Wirklichkeit zu humanisieren. Als experimentelle Forschungstechnik jedoch tritt sie gerade der Funktionsweise des Mythos dort entgegen, wo sie, mit ihren Instrumenten und Methoden bewaffnet, jene Bedrohlichkeit, Stummheit und Übermacht der Natur erst erschließt und zu Bewußtsein bringt. »Die Wissenschaft, die einerseits die mythische Leistung der Distanznahme vom Absolutismus der Wirklichkeit fortsetzt, setzt andererseits den Absolutismus der Wirklichkeit wieder ins Werk, indem sie durch den Nachweis der Gleichwertlosigkeit jedes Augenblicks, jeder Raumstelle und jedes naturhaften Ereignisses die Welt um ihre Bedeutsamkeit bringt.« (96) Die wissenschaftliche Arbeit des Menschen am Absolutismus der Wirklichkeit trägt die überkommene Last, in die vom Mythos geräumte, leere Stelle der Sinnstiftung einspringen zu müssen und gleichzeitig jede mythische Weltauffassung durch eine wissenschaftliche zu entzaubern. Es gibt ein lesbares Buch der Welt, aber seine Seiten sind leer.

Wie nun im einzelnen diese Arbeit sich gestaltet, ist bei Blumenberg nachzulesen. Wetz selbst meidet – nolens volens – diese archäologische Untersuchungsebene, die Blumenbergs Werke zu scheinbar unerschöpflichen Fundgruben für ideen-, begriffs-

und wissenschaftsgeschichtlich interessierte Leser machen; er schildert uns die großen Argumentationslinien und macht ihre Frontstellungen transparent. Beispielsweise die Auseinandersetzung mit Carl Schmitt und Karl Löwith um den Begriff der »Säkularisierung«: an ihr hätte deutlicher gemacht werden können, wie engagiert und präzise zugleich Blumenberg seine nüchterne metaphysik- und theologiekritische Position gegen all jene verteidigt, die auf Grund ihrer selbstgestrickten Diagnose vom »Verfall« – das heißt eben Säkularisierung – des »echten« philosophischen und politischen Denkens eine radikale Rückkehr zum Ursprung, Anfang oder zur Quelle präferieren. Säkularisierung als »Kategorie des geschichtlichen Unrechts« ist, wie Blumenberg betont, ein Paradebeispiel nicht allein für die oben genannte anthropologische Funktionsweise von metaphorischen Konzepten; Metaphern erfüllen – und das läßt sich auch von Blumenberg lernen – immer auch rhetorische Funktionen der »Umbesetzung«, »Umbenennung« und Bedeutungsverschiebung mit nicht selten politischen Selbstbehauptungsinteressen.

In der gesamten Anlage der Einführung tritt denn auch der Archäologe und Metaphorologe gegenüber dem Philosophen und philosophischen Anthropologen eigentümlich in den Hintergrund. Blumenbergs Denken präsentiert sich – von seiner Dissertation über die *Ursprünglichkeit der mittelalterlich-scholastischen Ontologie* (1947) bis zu seinem Spätwerk *Höhlenausgänge* (1989) – in einer zyklischen Geschlossenheit, die keine Brüche, Abweichungen oder Neubestimmungen erkennen läßt. Wenn Wetz am Ende geneigt ist, Blumenberg in die Reihe nachmetaphysischer Antireduktionisten wie Rorty oder Foucault zu stellen, so nimmt sich das insofern eigentümlich aus als beide, Rorty wie Foucault, gerade nicht ohne Brüche, thematische Verschiebungen und Neubestimmungen in ihrem Werk angemessen erfaßbar sind – während wir von einem Philosophen Blumenberg lesen, der in allen seinen Werken variationsreich ein einziges Thema durchführte: die Anerkennung des »Absolutismus der Wirklichkeit« und seine Bewältigungsversuche in den zahllosen Dokumenten der abendländischen Geistesgeschichte.

Matthias Bohlender (Frankfurt/M)

Eichel, Christine: Vom Ermatten der Avantgarde zur Vernetzung der Künste. Perspektiven einer interdisziplinären Ästhetik im Spätwerk Theodor W. Adornos. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1993 (340 S., geb., 48,– DM)

Am Maßstab einer autonomen Kunst, die die geschichtliche Dialektik von Vernunft und Natur nach eigenen Gesetzlichkeiten artikuliert, hat Adorno schon immer Tendenzen der Moderne kritisiert, die vielmehr darauf abzielten, die Grenzen zwischen den Künsten, gar zwischen Kunst und Nicht-Kunst aufzuheben (Gesamtkunstwerk, DADA und Surrealismus, Film und Kulturindustrie); sie gefährden die Bestimmung der Kunst als innerästhetische Negation der Negativität. Der Konflikt scheint sich nach Kriegsende zu verschärfen, als jene Tendenzen sich aus der Logik der Zwölftonmusik im Umkreis von Schönberg selbst erheben (Cage usw.), die ganze Kunstentwicklung zu prägen und Adornos Ästhetik ihres Realitätsbezugs zu berauben scheinen. Eichel zeigt indessen eine Umwertung dieser Kunstrichtungen beim späten Adorno auf. In den kleinen Schriften *Über einige Relationen zwischen Musik und Malerei* (1965, in: Akad. d. Künste [Hrsg.], *Anmerkungen zur Zeit. 12*, Berlin/W 1967; im folgenden RMM) und *Die Kunst und die Künste* (1966, in: *Ohne Leitbild*, Ffm ⁴1970, 168-192; im folgenden KuK) interpretiere Adorno z.B. die Aufweichung der Grenzen zwischen Musik und Malerei bei Bussotti und Stockhausen, von Prosa und Musik bei Helms, von Plastik und Zeitlichkeit in den Calderschen Mobiles, selbst derjenigen zwischen Kunst und Empirie (Film, Happenings usw.) als

»ein utopisches Versprechen« (17): er begrüße durchaus den Gestus der Grenzüberschreitung als »Reaktivierung von Mimesis« (22, 37, 80). Leider würde diese »entscheidende Neuorientierung der späten Ästhetik Adornos« (38) durch den »Widerstreit zwischen ästhetischer Erfahrung und normativer Ästhetik« (23), insbesondere durch Adornos »Insistieren auf einen Wahrheitsgehalt« der Werke (178), gehemmt. Daher sollen die im ersten Teil der Arbeit dargestellten Einsichten von RMM und KuK im zweiten und dritten Teil aus aller »normativen Erstarrung« (18f) gelöst werden, um sie im vierten schließlich für die Beschreibung der Kunst der achtziger Jahre fruchtbar zu machen.

Eichels scharfe Trennung von Erfahrung und Normen, »Bestandsaufnahme« und »kunstrichterlicher Kritik« (17) bei Adorno bestimmt ihre Arbeit und deren Problematik insgesamt. Mit Recht weist sie darauf hin, daß Adorno in KuK und RMM die früher abgelehnte Vermischung der Künste (bis zu einem gewissen Grad) als Faktum akzeptiert und wohlwollend auslegt und auch, daß in diesem Punkt eine (freilich äußerliche) Nähe Adornos zur Postmoderne vorliegt (13). Sie verkennt aber, daß auch die Beschreibung der Konvergenz der Künste bei Adorno normativ präformiert ist und aus Überlegungen im Kernbereich der »normativen Ästhetik« hervorgeht. Dies zeigt bereits die Rede von der Utopie an, die Eichel an späterer Stelle zu den normativen Kategorien zählt, die Adorno »in die Kunstwerke hineinliest« (295).

Eichel nimmt an, Adornos Öffnung zur nach-avantgardistischen Kunst beruhe auf einer Korrektur der These aus der *Dialektik der Aufklärung*, derzufolge der Prozeß der Spaltung der Vernunft in Wissenschaft und Dichtung sowie der Aufteilung der Kunst in die Künste irreversibel ist. In der zeitgenössischen Kunst würde Adorno Tendenzen zur Rücknahme dieser Aufteilung feststellen und als »vitale Anzeichen für die Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit« begreifen (35-39). Vor diesem Hintergrund erscheint Eichels Grundthese »einer entscheidenden Revision seiner Ästhetik« (14, 30, 295), die bisher unbeachtet geblieben sei (12, 19), verständlich; ebenso ihre Begeisterung: »welche Grenzen jetzt überschritten werden, ... ein Akt nie gekannter Häresie« (36). Beides beruht jedoch auf falschen Voraussetzungen. Eichel blendet zunächst Adornos Unterscheidung zwischen Konvergenz der Künste und Grenzüberschreitung aus. Zu ersterer stellt er sich, wenn sie »immanent, aus der Gattung selbst entspringt« (KuK 169), positiv; letztere lehnt er als subjektive Selbsttäuschung und Regression ab (RMM 23, KuK 187f). Ferner unterstellt Eichel – einer verbreiteten Lesart entsprechend –, wo Adorno »Mimesis« sage (in RMM am Rande, in KuK gar nicht), bejahe er sie schon immer. In Wirklichkeit erklärt Adorno die »Ausfransung« (RMM) bzw. »Verfransung der Künste« (KuK) aus der Dialektik von Konstruktion und Ausdruck, die bereits in der *Philosophie der neuen Musik* formuliert ist. Die Konvergenz der Künste resultiert gerade aus der in der modernen Kunst zu beobachtenden Verabsolutierung des Konstruktionsprinzips (des rationalen Elements in der Kunst) gegenüber dem Ausdruck (der Mimesis). Die Abstraktion von Gegenständlichkeit führt erst dazu, daß die Künste über die herkömmlichen Gattungsgrenzen hinweg in neue Verbindungen treten können, da die Bindung an die sie konstituierenden Materialien wegfällt. Das Hervortreten des Schriftcharakters der Künste geht einher mit dem von Adorno mit Sorge beobachteten Verlust an Sinn und Expressivität: »In der permanenten Grenzüberschreitung und Ausfransung der Künste ... kulminiert die innerästhetische Rationalisierungstendenz, als die fortschreitender Naturbeherrschung. Die Konvergenz von Musik und Malerei geht auf Kosten der bloß naturalen Unterschiede vermöge der Vormacht der formenden Verfahren, die ihren Materialien als identisches Prinzip sich manifestieren.« (RMM 20) An dieser 'Urzelle' der Adornoschen Überlegung geht Eichel, die Adornos Wort

»Verfransung« jargonhaft gebraucht, bezeichnenderweise vorbei (vgl. 62). Zur »entscheidenden Revision« paßt auch nicht recht der äußerliche Anlaß von KuK und RMM – keineswegs »Aufsätze« (12, 38), sondern Vorträge für eine von der West-Berliner Akademie der Künste veranstaltete Reihe »Grenzen und Konvergenzen der Künste« –, der deshalb wohl unerwähnt bleibt. Im Dunklen bleibt aber vor allem die Stellung der *Ästhetischen Theorie*. Allem Anschein nach zählt Eichel ausgerechnet dieses späteste aller Adornoschen Werke zur normativen und nicht zur »späten Ästhetik«, die sie vielmehr »in einigen seiner späten Aufsätze« erblickt. (296) Die Intention dieser Aufsätze entstellt sie aber. Utopische Bedeutung hat für Adorno an der Verfransungstendenz nicht die Wiederkehr der Mimesis, sondern die Tatsache, daß sich autonome Kunst – in ihrem Untergang – noch einmal als Gegensatz zur Realität behauptet: »Darum verzehren sich aneinander die Künste.« (KuK 191)

Im zweiten Teil geht Eichel der Frage nach, wie die Kunstreflexion der in den Künsten hervortretenden nicht-kommunikativen Sprache gerecht zu werden vermag – eine Variation der allgemeinen Frage, ob Theorie ästhetisch sein könne (Bubner). Adornos Mißbrauch von Metaphern und seine mimetische Annäherung an das Kunstwerk werden am Beispiel der Mahler-Monographie (ähnlich Oehlers Kritik der Proust-Aufzeichnungen) leicht als »Bebilderung von Metaphern« entlarvt (195). Die Feststellung, daß Adorno, schon bevor er die »Verfransungsthese« aufgestellt hat, in der Literatur (Helms, Valéry, Joyce, Beckett) einer musikalischen Sprache auf der Spur ist, veranlaßt Eichel zu dem Vorwurf, mit der ihrerseits metaphorischen Rede von »Schrift« würde Adorno die Differenzen zwischen den Künsten nivellieren und eine nicht mehr aktuelle gattungsübergreifende Ästhetik begründen wollen (199ff, 216ff). Die zuvor hoch gelobte »Verfransungsthese« gerät hier zu einer Mißgeburt von Adornos »analogischem Denken« – zu Unrecht, denn Adorno ist in KuK gerade an der Wahrung der Substanz der einzelnen Künste und Werke, die die Abstraktion gefährdet, gelegen (vgl. die Borchardt- und Heidegger-Kritik in KuK). Eichel folgt auch hier und erst recht bei der Behauptung, Adorno würde den Verfransungsprozeß selbst zu einem normativen machen, lieber ihrer Logik als den Quellen: »Die 'Verfransungsthese' hat auch eine nomothetische Färbung und führt folgerichtig zur Ausgrenzung dessen, was diesem Begriff nicht entspricht.« (18) Daraus folge nämlich das »Verbot von Bildelementen, die in irgendeiner Weise die Realität abbilden«, »beispielsweise für die Malerei ... ein Verbot der Darstellung«, welches Adorno angesichts des (an dieser Stelle von Eichel erkannten) Vorrangs der Konstruktion gegenüber den Materialien »nahelegen« würde (225ff). Dafür liefert Eichel keine Belege; auch Adornos Plädoyer für das Naturschöne irritiert sie nicht.

Die Unterstellung einer antipluralistisch-normativen Haltung – gegenüber dem Denker des Nicht-Identischen – begründet die Kritik der philosophischen Grundbegriffe der Ästhetik im dritten Teil. Nicht deren Widersprüchlichkeit oder Abstraktheit, sondern schlicht deren Präsenz im ästhetischen Diskurs wird bemängelt. Rasch kann Eichel somit Abschied nehmen vom Wahrheitsgehalt der Kunstwerke – »unvereinbar mit einem möglichen Pluralismus« (18, 24) –, der Idee der Utopie – »die Adorno zugleich mit der archaischen Einheit der Künste in die Kunstwerke hineinliest« (295) –, dem »geschichtsphilosophischen Szenario« (129), dem gesellschaftlichen Gehalt (263), selbst von der Sprachlichkeit der Künste – »mit der Adorno die Konvergenz der Künste zu einer imaginären ... Einheit verschmilzt« und Lyotards »Inkommensurabilität der verschiedenen Spracharten« Platz machen soll (276) –, schließlich auch von der Kategorie »Kunst«: Philosophie soll nach Eichel »unvoreingenommen über die Wahrnehmung von Phänomenen reden, die sie ohne Angabe von Gründen als Kunst bezeichnet« (261). Hier tritt die Willkür in Eichels Pluralismus an

den Tag. Doch auch sie kommt ohne normative Annahmen und Kriterien nicht aus, wenn die »Infantilisierung des Sehens« und die Nivellierung des Schrecklichen durch das Fernsehen, gegen die sich die zeitgenössischen Medienkünstler richteten, kritisiert wird (277). Eine solche Kritik zu begründen, reicht allerdings der vage Begriff »ästhetische Rationalität« (262-267) nicht aus. Und so verfranzt sich am Ende (Teil IV) alle Kritik in der »Ästhetisierung des Alltäglichen«. Diese soll »als Strategie der subversiven Umdeutung persuasiver Warenwelten verstanden werden. Dann wäre der sich langsam drehende überdimensionale Mercedesstern auf dem Berliner Europa-Center nicht mehr eine unübersehbar aufdringliche Werbeveranstaltung, sondern eine Projektionsfläche unendlicher Verweisungen zwischen Ironisierung und ästhetischer Verselbständigung.« (279) Eine Ästhetik der Ohnmacht und der unendlichen Anpassung dämmert hier auf – oder sind die »anarchischen Impulse« (18f) der Verfasserin bei Mercedes erst recht aufgehoben?

Eichels Standpunkt changiert zwischen sprachanalytischer und postmoderner Ästhetik. Ihre Adorno-Kritik rezipiert aber durchaus wichtige Einsichten, die in der von Habermas und Theunissen in Gang gesetzten Auseinandersetzung mit den Grundlagen von Adornos Denken erreicht worden sind (Aporie der Vernunftkritik, Rückfall in Natur, Rolle der Mimesis, Fortwirken der Bewußtseinsphilosophie). Kurioserweise ist außer Adorno Habermas der einzige Autor, dem Eichel eine eindeutige Kritik widerfahren läßt (264). Trotzdem reprojiziert sie Habermassche Einsichten unvermittelt auf RMM und KuK. Das legitime Programm, Adorno gegen den Strich zu lesen – und sei es als Theoretiker der Grenzüberschreitung (258) – bräuchte nicht gegen Philologie zu verstoßen, stellte es sich unter einen prophetischeren Stern als den von Mercedes. Giorgio Giacomazzi (Berlin)

Liessmann, Konrad Paul: Philosophie der modernen Kunst. Eine Einführung. WUV-Universitätsverlag, Wien 1993 (219 S., br., 33,– DM)

Der Autor stellt 27 philosophische Ansätze vor, die jeweils einem Aspekt der Ästhetik der Moderne gewidmet sind. Kants Theorie der Zweckfreiheit bildet dabei den Ausgangspunkt für die Reflexion der Autonomie der Kunst als einem entscheidenden Merkmal der Moderne. Danach erstreckt sich die Destruktion der Subjektivität von Kierkegaards Konzeption der Innerlichkeit, »die keiner Kontrolle durch äußere religiöse oder ethische Instanzen unterliegt« (64), über Schopenhauers »Auflösung von Zeit, Raum und Selbst als erste Bedingung künstlerischer Bewußtseinsweisen« (71) bis zu Nietzsches resignativer Einsicht, »daß es keinen Sinn hat, Sinnlosigkeit zu kompensieren« (83). Die paradoxe und widerspruchsvolle Bestimmung des Kunstwerks, »auf der einen Seite eine Welt sui generis zu sein und auf der anderen Seite doch eingebunden zu sein in unsere Lebensverhältnisse« (89), wird mit Georg Simmel festgehalten. Für die gegenteiligen Bestrebungen der Avantgarde-Bewegungen, die »Institution Kunst« (144) zu zerschlagen, die »Kunst in Lebenspraxis« (147) zu überführen und damit ein neues Bündnis von Kunst und Politik zu stiften, zieht der Autor Peter Bürgers kunsttheoretische Überlegungen heran. Die Theorie- und Reflexionsabhängigkeit moderner Kunst, ihr Angewiesensein auf Interpretationen und die Suspension unmittelbarer Rezeption bilden die wohl wichtigste Grundlage des Streits um ihre Legitimität. Der Autor diskutiert dies anhand der theoretischen Konzeptionen von Adorno, Dante und Gehlen, die bei unterschiedlicher Bewertung des Phänomens zu analogen Beschreibungen kommen. Das Buch schließt mit einem Panorama der kulturkonservativen Kritik an der Moderne und einem Ausblick auf die Postmoderne.

Angesichts der »Heterogenität der vorgestellten Konzepte« (205) wäre eine klare

Bestimmung des untersuchten Gegenstandes, der 'modernen Kunst', hilfreich gewesen. Doch der Autor zieht sich zurück auf einen recht schwammigen »mittleren Begriff der Moderne« (12), dem ohne theoretische Reflexion allerlei Merkmale zugeordnet werden. 'Entgegenständlichung', 'Autonomisierung', 'Funktionsverlust', 'Legitimationsdefizit' sind hierbei Leitbegriffe, denen einzelne Philosophen zugeordnet werden. Die Heterogenität der Moderne und ihrer Theorien verschwindet in säuberlich getrennten Rubriken. So steht Walter Benjamin für eine progressiv-demokratische Variante der Zerstreuung; Günther Anders beurteile jedoch denselben ästhetischen Effekt – nur jetzt am Fernsehen, nicht am Kino beobachtet – als schädlichen Konsumismus. Zu beklagen ist hier natürlich nicht, daß zwei Theoretiker dieselbe Erscheinung unterschiedlich einschätzen, sondern vielmehr, daß der Autor die Gründe für solche Differenzen nirgends offenlegt.

Hier ist auf eine methodische Schwäche des Buches hinzuweisen. Eine *'Philosophie* der modernen Kunst' sollte auch philosophische Argumentationen für die vorgestellten Theoreme darlegen. Doch die behandelten Theoretiker fungieren lediglich als Stichwortgeber zur oberflächlichen Beschreibung ganz offensichtlicher ästhetischer Erscheinungen. So wird der Lukács der »Theorie des Romans« darauf reduziert, entdeckt zu haben, daß die tragische Innerlichkeit des modernen Subjekts den Roman konstituiere. Die viel bedeutsamere Dimension des Buches, für die der Roman nur Exempel einer metaphysischen Situation ist, gerät aus dem Blick.

Fehlt dem Buch auf der einen Seite die philosophische Strenge, so auf der anderen ein empirischer Bezug auf die ästhetische Phänomenalität. Die Einsicht des Autors, »daß die Kunst der Moderne Formen und Verfahren entwickelte, die gleichsam von selbst zu einer philosophischen Reflexion drängten« (205), wird nirgends am Material selbst vorgeführt. Die sechzehn Reproduktionen bildender Kunst, die das Buch schmücken, werden an keiner Stelle des Textes behandelt. Diese doppelte, philosophische und empirische Schwäche führt dazu, daß die vorgestellten Ansätze nur als *statements*, als bloße Meinungen erscheinen. Hiermit wird selbst der Anspruch einer 'Einführung' ins philosophische Denken moderner Kunst deutlich unterboten.

Thorsten Themann (Bremen)

Baltes, Peter: Lebenstechnik. Eine kritische Theorie des Alltags. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993 (171 S., br., 22,80 DM)

Das Buch fragt, was der Mensch ist und wie er handeln soll, um dem Ziel des »guten Lebens« nahe zu kommen, und antwortet ohne große theoretische Umstände mit Versatzstücken einer »Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters« (Horkheimer). Ein »deskriptives Modell« variiert das Thema 'Mensch als Doppelwesen aus Körper und Geist, Natur und Vernunft'. Gehe es der Naturseite um durch »Bildung« und »Lebenstechnik« gewährleistete »Existenzsicherung«, so dringe der Geist auf »Existenzerweiterung«. Ihr entspreche ein durch »Erziehung« befördertes vernünftiges Handeln, das sich nicht nur von Eigennutz leiten lasse, sondern als »mutuelles« Rücksicht nehme auf die »Gleichberechtigung aller« und dadurch moralisch gerechtfertigt sei (7). Für die Einsicht in die »Natur« des Menschen steht bei Baltes vor allem der Name Darwin, für die in den »Geist« der Name Kant. Das ist aber kein wirklich ernsthafter Hinweis auf Theorietraditionen seines Modells, sondern bloßes name dropping, das fehlende Theoriebildung kompensieren soll. Baltes 'Kantianismus' sieht in Körperlichkeit und Moral Gegensätze (oder »dialektische Kräfte«, wie er es nennt) nur, um im selben Moment zu behaupten, sie ließen sich »doch« »aufgrund ihrer Wechselwirkungen als Kräfte in der Ganzheit Mensch zu einer Kraft zusammenführen« (34). Sein »optimistischer Realismus« (62) entschärft sie durch

»Kompromißbildung« (35) und steht damit eher in der Tradition einer konservativen Kantkritik, die dem »Gemeinspruch« anhängt: »Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis«.

Immerhin: die »Einheit« ist erst herzustellen, auf jeden Fall aber zu sichern, und dies ruft das »präskriptive Modell« mutuellen Handelns auf den Plan, das als Modell der »Mitte« die »Extreme« relativiert, die für sich allein oder als je vorherrschende unlebbar würden. Lebenstechnisch beförderter Eigennutz und Moral sollen sich gegenseitig in Schach halten (und insofern ist nicht nur der Unter-, sondern auch der Obertitel des Buches irreführend). Beides soll und darf sein, aber alles mit Maß und mit Ziel. Der Marxismus sei gescheitert, weil er sich die Menschen nicht nur als gleich gewünscht, sondern diesen Wunsch für Realität gehalten (40) und den »evolutionär erworbenen Eigennutz« (138) negiert habe. Wenig »menschengerecht« sei aber auch das andere »Extrem« einer »reinen Marktwirtschaft«, weshalb sie in die »soziale Marktwirtschaft« des »vernünftigen Eigennutzes« zu überführen sei (142).

Zu den 'internen' Mängeln von Baltes Modellen gehört, daß Begriffe oft schlecht definiert (z.B. der Begriff der »Lebensstruktur«, 44ff) und zum Teil wenig trennscharf sind bzw. mit unfreiwilligem Humor Disparates zusammenbringen, so wenn Baltes »physikalische und chemische Mittel« als »Methoden argumentierender Kommunikation« vorstellt und dabei »körperliche Strafen, Folter, Drogen und Medikamente« als fürs Argumentieren untaugliche Mittel verwirft, aber darauf aufmerksam macht, daß »Bücher, Formeln, chemische Versuche« als »chemisch-physikalische Kräfte«, »um Argumente zu veranschaulichen oder sie über Erfahrungen zu vermitteln«, anders zu bewerten seien (124ff). Am deutlichsten wird dieser Mangel beim Hantieren mit der »lebensdienlichen« Kräfte-Metapher (20). Sie dient vor allem dazu, der Qualität und Spezifik gesellschaftlicher Widersprüche aus dem Weg zu gehen, um mit mehr Optimismus als Realismus den sich gegenüberstehenden Kräften »im Grundsatz« (29) gleiche Handlungsmöglichkeiten anzudichten.

Damit kommt eine Hauptschwäche des Buches zur Sprache: seine gegenwartsdiagnostische Unbrauchbarkeit. Das subjektive Potential der Alltagsbewältigung wird als »ZAPORE« (= Zielfindung, Analyse, Planung, Organisation, Realisierung und Evaluation) immer vorausgesetzt, allenfalls entwicklungspsychologisch dargestellt als Weg vom »Verhaltens-System zum Handlungssystem«: »Der Jugendliche ist zum Handeln fähig. Er kann sein Handeln mit Hilfe von lebensbezogenen Argumenten planen und rechtfertigen. Er benutzt Zahnpasta, um seine Brillengläser zu säubern. Sein Handlungspotential ist durch Begriffe gekennzeichnet, die Reflexe und Vorstellungen existenzdienlich ergänzen.« (50) Historische Tendenzen sind bestenfalls symptomatisch präsent, etwa im Plädoyer für eine »Vermögenspädagogik« (148ff). Dies erhellt auch, was es mit dem kritischen Anspruch des Buches auf sich hat: Es ist als Plädoyer für vernunftgeleitetes, Zwecke und Mittel kalkulierendes Handeln kritisch gegen ein Verhalten, das »spontanen Maximen wirr« folgt, also gegen »Geiz und Verschwendung«, »Apathie und Spielleidenschaft« (151). Voraussetzung dieser Kritik ist die Naturalisierung der bestehenden Verhältnisse, das »universelle Streben des Menschen nach Privateigentum« als »eine starke und überdauernde Kraft seiner Natur« (150). Das Prinzip Hoffnung aber, das dieser Begrenzung der Kritik entspricht, lautet: »Der vernunftgeführte Mensch ist ... imstande, ein grundsätzlich besseres Leben zu finden und zu führen als es Tieren und Pflanzen möglich ist ...« (160)

Hans-Otto Rößer (Kassel)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Karlheinz Stierle: Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt. Carl Hanser Verlag, München 1993 (987 S., Ln., 98,– DM)

Balzac, schrieb Oscar Wilde, habe für uns das 19. Jahrhundert erfunden. Auch der Mythos von Paris als Hauptstadt des 19. Jahrhunderts ist nicht von der Literatur zu trennen, in der die Stadt zum Gegenstand wurde. Den Dschungel der Parisliteratur, der dem sprichwörtlichen Dickicht der Städte an Komplexität nicht nachsteht, sucht Stierle zu lichten. Sein Buch, das die literarische Stadtdarstellung von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu Baudelaire nachzeichnet, weckt dabei zwiespältige Gefühle. Jenseits der unbestreitbaren Sachkompetenz und des dankenswerten Unterfangens, dieselbe in den Dienst einer übergreifenden Gesamtdarstellung zu stellen, laufen seine Thesen mitunter Gefahr, in der Fülle an Material verschütt zu gehen. Wo Benjamin die »Urgeschichte« der Moderne aufsuchen wollte, geht es Stierle weniger um sozialgeschichtliche Durchdringung als vielmehr um die Rekonstruktion des »Stadtdiskurses«, der sich im wesentlichen von Mercier bis zu Baudelaire fortentwickelt und dabei »Anschauungsformen der Erfahrungsbildung« (519) geschaffen habe, die weit über ihren Entstehungszusammenhang hinaus wirkungsvoll geblieben seien. Protagonist, Subjekt und Objekt dieses Diskurses soll die Stadt selbst sein, der damit eine aufklärerische Tugend par excellence zugeschrieben wird: die Selbstreflexion. Als Ort einer Verdichtung aller gesellschaftlichen Funktions- und Bedeutungszusammenhänge ist die Stadt zugleich ein Generator von Zeichenwelten. Jedes Detail der unmittelbaren Stadtwirklichkeit kann zugleich als Zeichen für die politische, soziale, historische und wirtschaftliche Struktur der Stadt gelesen werden. Die Bewußtwerdung der Stadt wäre demzufolge nichts anderes als die Reflexion ihres semiotischen Charakters, das »Abenteuer der Stadtsemiose ..., das Paris sich als lesbare Stadt seiner selbst gegenwärtig werden ließ« (50).

Seinen Ausgang nimmt der von Stierle skizzierte Bildungsweg in der Spätaufklärung. Bei den Moralisten Montaigne und La Bruyère verfällt die Stadt noch einer pauschalen Verurteilung und erscheint als negatives Gegenbild zur in sich ruhenden antiken Polis. Erst bei Montesquieu, Rousseau und Diderot wird gerade die widersprüchliche Vielfalt der Stadt zum Movens philosophischer und kulturtheoretischer Reflexion und gewinnt als Faszinosum ästhetischen Eigenwert. In Merciers *Tableau de Paris* (1782-1788) werden zum ersten Mal die Alltagswirklichkeit und die Zirkulationsformen von Wissen und Ware zum Gegenstand. Wie eng Merciers Tableau dem Zeitgeist verhaftet war, zeigt sich in der suggestiven Gegenüberstellung zu den Stadtdarstellungen, die Etienne Jouys als *Der Eremit von der Chaussee Antin* im napoleonischen Paris publizierte. Konfrontiert Mercier am Vorabend der Revolution mit zuvor nicht wahrgenommenen Bereichen einer Stadt, deren Komplexität und Eigendynamik unbeherrschbar geworden ist, so werden die bedrohlichen Seiten der Stadt dem Leser von Jouys therapeutisch nahegebracht. Irrenhaus, Armenhospiz und Leichenschauhaus, die Orte des aus der Gesellschaft Ausgegrenzten, werden behutsam und in ihrer gesellschaftlichen 'Nützlichkeit' vor Augen geführt.

Merciers Darstellung der Struktureinheit der Stadt im *Tableau de Paris* wird in der Folge der gesamtgesellschaftlichen Reorganisation im Zeichen der Vernunft nach 1792 selbst zum Stereotyp. Dessen Vervielfältigung bereitet den klassischen Parisdiskurs vor, wie er er zwischen 1830 und 1848 entsteht und in den großen Romanen Balzacs und Hugos gipfelt. Gerade im Kapitel über Balzac wird deutlich, daß die nun immer häufiger verwendete Metaphorik der Spurensuche einer soziopolitischen Orientierungslosigkeit der Epoche ohne Namen korrespondiert, wie Bazin die Zeit

des Bürgerkönigtums nennt. »Geschichtslosigkeit ist die Physiognomie des Augenblicks«, schreibt er (221). Angesichts der in der Anonymität der Menge und im 1828 eingeführten Omnibus konkret erfahrbar gewordenen Gleichheit sollen die Physiologie, der Rückgriff auf Naturgeschichte und die Klassifikation der Individuen nach Gattungen neue Sinnhorizonte herstellen. Balzacs *Comédie humaine* als »Epos der sozialen Mobilität« (374) sucht die neue, dynamische Welt zu umreißen, die aus dem Umsturz des Ancien Régime hervorgegangen ist, in der alle festen Werte sich aufgelöst haben und in der das Gold zum einzigen, dem absoluten Standpunkt des Erzählers analogen Fixpunkt geworden ist. Da, wie Balzac festellt, »die Nuancen« verlorengegangen sind, »die einst so unzweideutig die Klassen der Gesellschaft unterschieden hatten« (375), ist die Entzifferung der feinen Unterschiede zur Überlebensstrategie geworden. Balzac schildert eine Welt, in der jedes Detail, wie Kleidung, Wohnung oder Gangart, zum Zeichen für ein individuelles Schicksal werden kann. So gewinnt er aus den Details des Alltaglebens eine imaginäre Dimension des Stadtlebens, die dessen sozialgeschichtlichen Hintergrund erschließt. Andererseits gibt es keine Gewähr mehr für die Richtigkeit der jeweiligen Deutung. Wie seine zeichenlesenden Figuren wandelt auch Balzac auf jener von ihm so genannten Grenze, »wo die Wissenschaft den Wahnsinn berührt« (358) und wo Erkenntnis und Projektion im Akt der Entzifferung sozialer Zeichen sich nicht trennen lassen.

Die Geschichte der Stadtdarstellung schreitet so von der mimetischen Gattung des Tableaus zur analytischen Durchdringung und imaginären Überhöhung im fiktionalen Stadtdrama fort. Im Feuilletonroman dient die Stadt hingegen als bloße Kulisse eines Kampfs zwischen Gut und Böse. Dieses moderne Mysterienspiel, in dem scheinbar unzusammenhängende Ereignisse sich als märchenhaft miteinander verknüpfte *Geheimnisse von Paris* erweisen, kompensiert die Kontingenz und Anonymität des Lebens in der Großstadt. Demgegenüber erschließt Victor Hugo in *Notre Dame von Paris* mit der mittelalterlichen Stadt und deren in der karnevalesken und grotesken Lachkultur zum Ausdruck kommenden Extremen die Lebenstotalität, für deren Darstellung er in seiner Dramentheorie plädiert hatte. Diese Ganzheit, deren Denkmal die Kirche als ein in Stein gehauenes Geschichtsbuch darstellt, ist in der modernen Stadtarchitektur verlorengegangen. Da die Architektur als Medium der Geschichtsschreibung durch das Buch abgelöst worden ist, kann sich auch der Mythos von Paris nicht mehr in einem Bauwerk, sondern nur noch in einem Buch materialisieren. Diese Fünktion, »das Notre Dame der Stadt im Zeitalter des Buchdrucks zu sein« (595), habe Hugo seinem Roman *Die Elenden* vorbehalten. Die Struktur des Feuilletonromans übernehme Hugo dabei, insofern sein Buch sich mit aufklärerischer Absicht an das neue lesende Volk wende und diesem als Reflexionsmedium dienen solle.

Auf die Trivialisierung und das Ende des Parisdramas im Feuilletonroman folgt die Verwandlung der Stadt in eine Seelenlandschaft bei Poe, Nerval und Baudelaire. Den Poeschen Detektiv sieht Stierle ins »Unbewußte« der Stadt vordringen, das dem »Unbewußten der Psyche« korrespondiere (633). Baudelaires Verbitterung nach dem Scheitern der Revolution von 1848 bleibt demgegenüber ausgeblendet. Die von Benjamin als grundlegender Bestandteil Baudelairescher Ästhetik beschriebenen Wahrnehmungsschocks, denen der Passant in der Großstadt ausgesetzt ist, werden Stierle zum »metaphysischen choc« (798), in dem das Prekäre der conditio humana zu Bewußtsein komme. Die Großstadt sei für Baudelaire der Ort par excellence, an dem der Mensch Zugang zu seinem zwischen Elend und Erhabenheit stehenden Dasein gewinne. Die groteske Spannug zwischen diesen Extremen, die im für Baudelaires Überlegungen zur modernen Kunst wesentlichen Genre der Karikatur eingefangen

wird, prägt nicht nur Inhalt, sondern auch Struktur seiner Lyrik. So, wenn in den *Poèmes en prose* die Antipoden von eingedenkender Dichtung und geistesgegenwärtiger Feuilletonprosa im ewigen Widerstreit miteinander liegen oder in anderen Gedichten der feierliche Sprachgestus im zynisch-ironischen Gegensatz zum armseligen Gegenstand des Gedichts, den Randbereichen und -figuren der Stadt steht. Mit der Dichtung Baudelaires, die Stadt und Ich ineins setzt, ist der Endpunkt des von Stierle skizzierten Weges erreicht, gipfelt das Bewußtsein der Stadt hier doch in »Dimensionen der Lesbarkeit, in denen das Ich sich selbst entziffert« (745).

Daß Baudelaire vorwiegend im Sinnhorizont von Pascal und Rousseau verortet wird, nicht im Paris der Jahrhundermitte, ist bezeichnend für ein Buch, das der herkömmlichen, am Hin- und Her von Revolution und Restauration orientierten Periodisierung der Geschichte folgt, ohne doch die dadurch geweckte sozial- oder kulturhistorische Erwartung einzulösen und das Verhältnis von Stadt und Literatur in seinen Wechselwirkungen nachzuzeichnen. Die Entfremdung des Individuums in der modernen Großstadt bleibt eine diskursive Konstante, die scheinbar keiner weiteren Differenzierung bedarf. Für den Leser, der selbst auf Spurensuche geht, bieten gerade diese Leerstellen im Text die Chance, eigene Verknüpfungen herzustellen.

Florian Nelle (Berlin)

Bienert, Michael: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik. Metzler Verlag, Stuttgart 1992 (280 S., 36 Abb., Ln., 78,– DM)

Berlin muß als Brennpunkt der deutschen Geschichte dazu herhalten, den neuen Nationalgefühlen ein Gesicht zu geben. Eine Hauptstadt braucht Tradition – die einzig mögliche, weil demokratische, ist in der Epoche der Weimarer Republik zu finden. Den allerorten hervorgezerrten Klischees von der modernen Metropole der zwanziger Jahre möchte Bienert ein anderes Berlin gegenüberstellen: »Eine Stadt, die, dem Vergleich mit anderen Städten ausgesetzt, meist als häßlich, anorganisch, unübersichtlich, unlesbar charakterisiert wird.« (3)

Das Feuilleton war Spiegel städtischen Lebens und bevorzugtes Mittel der Stadtbeschreibung. Anhand von Texten Hessels, Kracauers, Roths und anderer können die Leser die schrittweise Eroberung der Stadt als literarischem Raum nacherleben. »Orte, an denen die Dynamik der Großstadt sich konzentriert« (63), werden zum Topos erhoben, um das Nichtbeschreibbare begreiflich zu machen. Eine besondere Rolle spielt dabei das Gleisdreieck als Techniklandschaft und »Spiegelbild der uniformen Stadt« (39). Dort drückte sich die zwiespältige Großstadterfahrung am deutlichsten aus. Die verschiedenen Reaktionen der einzelnen Autoren sind beispielhaft für die Diskussion der »Industriestadt«. Eine ähnliche Funktion erfüllt der Potsdamer Platz als Symbol für Verkehr und Schnellebigkeit einer Millionenstadt. Dabei stehen die von diversen Medien propagierten Attribute der jungen Großstadt in keinem Verhältnis zur Realität. Bienert weitet diese Diskrepanz zwischen gewünschter weltstädtischer Wirkung und tatsächlicher Provinzialität Berlins zur zentralen These der »eingebildeten Metropole« aus. Zu kurz kommt die Frage, welchen Anteil die hier zitierten Feuilletonisten an dieser Weltstadtinszenierung hatten. Die Auswahl der Texte wirkt sich insgesamt als Beschränkung auf die klassischen Berlinstereotypen aus: Technik und Fortschritt finden ihre Entsprechung im Tempo der Stadt, im Verkehr und in den Medien. Die Kulturszene jenseits von Ku'damm und Friedrichstraße bleibt unerwähnt. Weder Agitproptheater, Travestieshows noch das in der europäischen Presse vielbeachtete jüdische Kabarett »Kaftan« finden Platz unter der Rubrik »Zertreuung und Verausgabung« (127f). Wohl aber die zahlreichen Prostituierten der City. »Wenn die Körper der Mädchen zur Ware werden, bleibt den Männern

nur noch die Rolle von Konsumenten.« (131f) Die Frage, welche Männer sich mit ihrer Rolle als Konsumenten identifizieren, interessiert Bienert ebensowenig wie die Bedingungen, die die Mädchen zum »Verkauf« ihres Körpers zwingen. Diesen Blick hinter die offizielle Fassade der Stadt riskiert er nur in bezug auf die – vor allem von Egon Erwin Kisch beschriebene – Situation von Arbeiterfamilien und Obdachlosen.

Das letzte Kapitel, »Krise und Mentalität«, bietet nicht nur des Titels wegen Anlaß zu Irritation. Drei Autoren (Kracauer, Hauser und Paquet) sollen in bezug auf die wirtschaftliche und soziale Krise Anfang der dreißiger Jahre betrachtet werden. Leider bleibt es den Lesern überlassen, eine Verbindung zwischen den verschiedenen Texten herzustellen, da die einzelnen Beiträge zusammenhanglos nebeneinanderstehen. Neben Kracauers Resignation angesichts der Veränderungen in Berlin steht Hausers Versuch einer »soziologischen Analyse des Alltagslebens verschiedener Bevölkerungsgruppen« (185), neben eine Exkursion in nationalsozialistische Stadtplanung stellt Bienert eine Hommage an den »zu Unrecht vergessenen Schriftsteller« (197) Alfons Paquet. Unklar bleibt auch, wessen Mentalität untersucht werden soll. Die der Autoren, die der Nazi-Wählerschaft oder die der gesamten Berliner Bevölkerung? Insgesamt werden hier mehr Fragen angerissen als beantwortet – ein unbefriedigender Schluß eines interessanten Buches. Ricarda de Haas (Berlin)

Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg., unter Mitw. von Reinhart Herzog): Memoria. Vergessen und Erinnern. Wilhelm Fink Verlag, München 1993 (XXX, 538 S., br., 78,– DM; zit. A)

Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg.): Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1991 (484 S., br., 24,– DM; zit. B)

Der Mensch, so sagt Nietzsche zu Beginn seiner Betrachtung über *Nutzen und Nachtheil der Historie*, ist dazu verurteilt, »immerfort am Vergangenen zu hängen«, das er mitschleppt wie eine Kette, die jede seiner Bewegungen hemmt. Nicht vergessen zu können, diese Bestimmung der conditio humana ist freilich eine Wahrheit von flagrantem Widersinn, denn auch ihr Gegenteil trifft zu. Auch Vergessen ist menschlich-allzumenschlich und zudem nur dort möglich, wo ein Gedächtnis ist, das um das Vergessene und sein Fehlen weiß. Entgegen der Umgangssprache, die gutes von schlechtem Gedächtnis unterscheidet, ist dieses freilich nicht koextensiv mit dem individuellen Erinnerungsvermögen. Für die kultur- und literaturwissenschaftliche *Memoria*-Forschung ist Gedächtnis vielmehr eine »transindividuelle« Funktion, die auf einer »Dialektik von Erinnern und Vergessen« (Herzog, A 6) beruht. Ohne Vergessen kein Gedächtnis – soll doch dessen Speicher die jederzeitige Verfügbarkeit des Gespeicherten gerade dadurch gewährleisten, daß seine dauerhafte Repräsentanz im Bewußtsein unterbunden wird, es mithin vergessen werden kann, ohne verloren zu sein.

Die gegenwärtige Konjunktur des Themas gibt selbst ein Beispiel für die Wiederkehr des Vergessenen. Bevor Frances Yates 1966 ihre Geschichte der Mnemotechnik vorlegte, zog die *Memoria* als kaum beachtete Unterabteilung des obsolet gewordenen Regelwerks der Rhetorik nur mehr das Interesse von Spezialisten auf sich. *The Art of Memory* wurde, mit einer nach Jahrzehnten zählenden Verzögerung, zum Standardwerk, und als im Gefolge der französischen Mentalitätsgeschichte kunsthistorische und anthropologische Fragestellungen auch in die Literaturwissenschaft zurückkehrten, erlebte »das relevanz-neutrale, triviale Thema Gedächtnis« (Haverkamp, A IX) seine Renaissance. An ihr ist das Herausgeber-Duo Lachmann/Haverkamp gleich mit zwei prominent besetzten und umfangreich dokumentierten Kolloquien

beteiligt, deren Aufgabentrennung, unterschiedliche Präsentationsform und Erscheinungszeit nicht zuletzt von verlagspolitischen Interessen diktiert scheint. Die Rede vom Text als einem »kulturellen Gedächtnis« ist kaum noch eine »Provokation der Literaturwissenschaft« (A 19), wie Renate Lachmann im zuerst publizierten Suhrkamp-Band behauptet. Das Paradigma des Speichermediums Literatur gestattet es der – auch das *Poetik und Hermeneutik*-Symposium dominierenden – Philologenzunft, sich zugleich zeitgenössisch (zum Medium Literatur im Konzert der neuen Medien) und nostalgisch-antiquarisch (zum literarisch überlieferten Bildungsgut) zu verhalten.

Für den Frankfurter Band verfolgt Anselm Haverkamp die rhetorischen Wurzeln der Gedächtniskunst zur »Urszene der Mnemotechnik« (B 26) zurück, dem sagenhaften Raumgedächtnis des griechischen Lyrikers Simonides, der sich die Sitzordnung einer Festgesellschaft so genau eingeprägt hatte, daß er, nachdem plötzlich das Haus über den Zechenden eingestürzt war, die verstümmelten Opfer noch identifizieren konnte. Einen eher mythopoetischen Ausgangspunkt setzt im Fink-Sammelband Reinhart Herzogs »Genealogie der Memoria« (A 3) mit dem Kult der Musen-Mutter Mnemosyne. Vor dem Abstieg in die Unterwelt läßt der von Pausanias geschilderte Ritus den Einzuweihenden zuerst vom Wasser des Vergessens trinken, ehe ihn eine zweite Quelle mit der Erinnerungsgabe für die Wahrnehmung des Kommenden präpariert. Sofern in der Themen- und Methodenvielfalt eine communis opinio auszumachen ist, liegt sie in dem Vorrang des »oblivionalen Akzents« (Lachmann, A XXVII), mit dem sich die von der Konstanzer Schule initiierten Beiträge vom bisherigen Diskussionsstand abzuheben suchen. Da erklärt Hans Robert Jauß Paul Valéry zum Gewährsmann einer »Kritik der Erinnerung« (A 425), um in einem zweiten Beitrag den »Abschied von der Poesie der Erinnerung« (A 456) zu feiern; da läßt, aus ganz anderer Perspektive, Gertrud Koch den »jiddischen Klassiker« Shalom Asch zu Wort kommen mit der apodiktisch vorgetragenen Ansicht: »Nicht das Erinnerungsvermögen, sondern gerade sein Gegenteil, die Fähigkeit zu vergessen, ist eine notwendige Bedingung menschlichen Daseins« (A 67). Ihr Beitrag aber zeigt an Claude Lanzmanns Film *Shoah*, der die »verdrängte Faktizität der Massenvernichtung« dokumentiert, wie das »Nicht-Vergessen-Können« (A 77) dem von Asch 1939 erträumten »Engel des Vergessens« die Flügel stutzt.

Trauerarbeit beschreibt Haverkamp als Antrieb und aporetischen Kern in Roland Barthes' Essay über die Photographie; daß *La chambre claire*, Barthes' letztes Werk, dem Gedächtnis der eigenen Mutter gewidmet ist, bringt den Text gegenüber dem von ihm bewahrten Andenken in die gleiche Relation, die das Lichtbild zur porträtierten Person einnimmt. Für Semiotiker ist die Photographie insofern ein problematischer Fall, als aus ihr kein diskretes, »markiertes« Zeichen ablösbar ist, an der belichteten Platte auf eigentümliche Weise noch deren »Referent haftet« (zit. A 53), dessen wirkliches »Dagewesensein« die Photographie beweist – aber eben stets nur als vergangene, tote Wirklichkeit. Einerseits bedeutet das Photo der toten Mutter als chemisch konservierte Lichtspur eines gewesenen Augenblicks dessen unmittelbare »Emanation« und damit die »Wiederkehr der Toten« (zit. A 52), andererseits trägt das mit Händen zu greifende Lichtbild das Stigma unüberwindlicher Abwesenheit.

Das Medium Schrift verwandelt die Kommunikation mit reziproken Sprecher- und Hörer-Positionen in das Nachträglichkeitsverhältnis von Autor und Leser, das die gegenseitige Exklusion fixiert: »schreibt der Autor, so ist der Leser abwesend, liest der Leser, so ist der Autor abwesend« (H. Bosse, zit. n. Assmann, A 366). Während die Rhetorik noch »durch Medienindifferenz gekennzeichnet« ist und »den Umgang mit Büchern nach dem Muster des Umgangs mit Reden« (ebd.) organisiert, schuf die

der Schriftlichkeit eigentümliche Ablösung der Botschaft von ihrer Sprecherinstanz längst schon das Problem der nicht mehr befragbaren Autor-Intention – der Text wird auslegungsbedürftig. »Erst die Einsicht, daß der Autor und mit ihm seine Welt untergegangen ist« (A 365), so verbindet Aleida Assmann die Stränge der Medien- und Methodengeschichte, führt zur Ablösung der universalistisch ausgerichteten Rhetorik als Leitdisziplin durch eine Hermeneutik, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert den Bestand des europäischen Geisteslebens einer Nationalisierung und Subjektivierung unterzog. Indem Hermeneutik den drohenden Traditionsverlust beschwört, weist sie der Memoria eine identitätsstiftende Funktion zu.

Das subtile Zusammenspiel von Präsenz, Latenz und Absenz läßt Gedächtnisfunktionen überhaupt als einen Gegenstand der Semiotik erscheinen. Die insbesondere von Renate Lachmann vertretene »kultursemiotische« Betrachtungsweise führt in diese Wechselwirkung das Problem der Ökonomie ein, der »Regulierung des vorhandenen Zeichenhaushalts« (Lachmann, A XVIII). Wenn alles im Speicher Bewahrte nichts anderes ist als akkumulierter Sinn, dann führt diese »Annahme eines wachsenden Sinns« (ebd.) unweigerlich zu dessen inflationärer Entwertung – also zu Unsinn. Oder zum Wahnsinn ewiger Schlaflosigkeit, dem Schreckbild einer Erzählung von J.L. Borges, deren Protagonist mit »Gedächtnishypertrophie« (Lachmann, A 492) geschlagen ist. »Ireneo Funes, der Mann, der nichts vergessen konnte, ... hat nichts zu erzählen« (B 391), konstatiert Wolf Kittler, der denselben Text für den Parallelband analysiert. Während hier Vergessen als »Bedingung der Möglichkeit des Erzählens« (ebd.) erscheint, entwirft die dazu komplementäre Borges-Geschichte der *Bibliothek von Babel* den gespenstischen Selbstlauf einer unendlichen Zeichenkombinatorik, die per Zufallsprinzip alle Bücher der Welt erzeugt: »Sie enthält jede Information ... und bedeutet eben darum nichts.« (Kittler, B 393) Auch die von Lachmann propagierte Strategie einer »De- und Resemiotisierung kultureller Zeichen« (A XVIII), die Vergessen als aktive Tilgung von »Zeichenqualität« begreift, kann gegen überquellenden Sinn keine Abhilfe schaffen; wie sie dem von ihr kritisierten Umberto Eco konzedieren muß, ist es »unmöglich, einen Ausdruck zu gebrauchen, um dessen Inhalt verschwinden zu lassen« (Lachmann, B 111).

Schon die Verfechter der literarischen Moderne hatten gute Gründe, am rein konservativen Prinzip der Memoria zu zweifeln. Gegen Victor Hugos Versuche, in den steinernen Monumenten von Paris die Schrift der Geschichte zum Sprechen zu bringen, setzte Baudelaire die rigoros abgeräumte, gedächtnislose Stadtlandschaft der Haussmannschen Straßendurchbrüche in Szene. Sein Gedicht *Le Cygne*, das Antike und Moderne im »Choc«-Erlebnis aufeinanderprallen läßt (B 236), liest Barbara Vinken als 'dekonstruktive' Antwort auf Hugos Ode *A l'Arc de Triomphe*, die die Errichtung des Nationaldenkmals als Nachfolge des römischen Imperiums gefeiert hatte. Auch Prousts Erinnerungswerk, das seine »Leitlexeme« aus dem »Wortfeld der Flucht, des Fliehens und des Flüchtigen« (Rainer Warning, A 193) bezieht, ist der von Baudelaire artikulierten Erfahrung des Transitorischen verpflichtet. Der auffällige Wiederholungszwang, dem Erinnerungs- und Erzählvorgang der *Recherche* gleichermaßen unterliegen, »setzt eine diskontinuierliche Zeitlichkeit voraus« (Warning, A 192; vgl. auch Jauß, A 461). Deren Theorie hatte Freud mit dem Konzept der »Erinnerungsspur« angebahnt; für Walter Benjamin schließlich wird das diskontinuierliche Moment des Gedächtnisses, auf dem auch das psychoanalytische Modell der nachträglichen Bewußtwerdung basierte, als »Eingedenken« zum Modus geschichtlicher Erfahrung: »damit die Zeit als geschichtlich erscheint, muß ihr Verlauf unterbrochen werden.« (Stéphane Moses, A 397)

Einer beschaulicheren Tradition der ästhetischen Selbstthematisierung von

Memoria-Funktionen ist Gerhard von Graevenitz auf der Spur. Die deutsche Bildungspresse des 19. Jahrhunderts, Umschlagplatz für Nachrichten und Lesefrüchte aller Art, kompensierte ihr auf Konversationstauglichkeit abzielendes Sammelsurium durch einen enzyklopädischen Anspruch der Form: die Betonung ihres Versammlungscharakters und des Archivierungsvorgangs, mit dem die Periodika zu würdigen »Gedächtnisbüchern« gebunden wurden. Die Bedeutsamkeit des Aufgenommenen wurde im Erscheinungsbild des Seitenlayouts durch die graphische Hervorhebung des Rahmens signalisiert; in gleicher Weise fungierten die häufig als Titelblatt eingesetzten Bildgenres des Altarblatts und der Arabeske als illustrative Verdopplung des Prinzips »Gartenlaube«. Die von der Arabeske hergestellte ornamentale Konstellation von Rand und Mitte verrät das Erfolgsrezept des Zeitschriftenmediums selbst – sowohl Abstand wie auch Verbindung zur prosaischen Außenwelt zu halten. In der Literatur des poetischen Realismus läßt sich, wie Graevenitz u.a. an Fontanes *Effi Briest* demonstriert, die nämliche Figur der Arabeske ausmachen. Das wohldosiert sentimentalische Bildzitat der Titelblatt-Arabesken (Effis Gartenlaube!) wirkt hier als »interne Wiederholung der Außengrenze des Erzählens« (A 303), das sich den Rückweg ins Biedermeierliche verwehrt weiß.

Auf symptomale Weise arabesk ist Graevenitz' methodisch anregende Studie, indem sie durch ihren zwar eleganten, doch nur lockeren Bezug zum Rahmenthema eine Gleichgewichtsübung vorführt, die einigen Beiträgern nicht ganz leichtgefallen zu sein scheint. Während die Aufsätze zur *Gedächtniskunst* durch die Orientierung des Themenspektrums an der rhetorischen Mnemotechnik den Eindruck des akademischen Gesprächs über eine gemeinsame Sache vermitteln, bleibt der weit umfangreichere Band der Reihe *Poetik und Hermeneutik* imposantes Stückwerk, eine Fundgrube durchaus ergiebiger Einzelstudien. In manchen seiner Aufsätze freilich (Karlheinz Stierle über den Ursprung des Romans bei Chrétien de Troyes, Wolfgang Preisendanz über Heines *Jehuda ben Halevy*) wirkt der behauptete Bezug zur Memoria als eher störendes kongreßrhetorisches Manöver, das man, ohne diesen soliden Materialstudien Gewalt anzutun, getrost vergessen kann.

Alexander Honold (Berlin)

Widdig, Bernd: Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne. Westdeutscher Verlag, Opladen 1992 (257 S., br., 44,– DM)

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts bewegt Psychologen, Sozialwissenschaftler und Schriftsteller die Frage: Wie verhält sich das gesellschaftliche Individuum gegenüber dem Phänomen der Massen? Bernd Widdig nähert sich der Problematik unter Bezugnahme auf drei unterschiedliche Diskurse, den sozialgeschichtlichen, den psychoanalytischen und den ästhetischen. Der großflächigen Erklärungskonzeption seiner Arbeit folgend, greift er auf ein umfangreiches Korpus zurück: Texte u.a. von Thomas Mann, Hans Blüher, Sigmund Freud, Gustave Le Bon, Elias Canetti und Otto Weininger. Anhand dieser Zeitdokumente versucht Widdig, einen Zusammenhang zwischen dem Problem der Vermassung der Gesellschaft und dem parallel dazu auftretenden »Männerbundsyndrom« (29) herzustellen, als dessen Apologeten er Mann, Blüher und Weininger ausmacht. »Dieses Buch will zeigen, daß die Idee eines Staates, dessen Grundlagen und Quellen in einem männlichen Eros liegen, Teil eines weiter gefaßten Diskurses ist, dessen Polarität ich durch zwei gesellschaftliche Formationen markiert sehe: Männerbünde und Massen.« (12)

Widdig legt dar, daß sich sowohl die fiktionale Beschreibung als auch die theoretische Deutung von Massenerscheinungen in einem Geschlechterdiskurs vollzieht, in dem die Masse als Sinnbild für Weiblichkeit fungiert und der Mann die Aufgabe

ihrer Lenkung und Unterwerfung erhält. Die geläufigen Rezeptionsmuster gehen auf Le Bons *Psychologie der Massen* zurück, die der Massenseele »Triebhaftigkeit, Reizbarkeit, Unfähigkeit zum logischen Denken, Mangel an Urteil und kritischem Geist, Überschwang der Gefühle« (107) zuschreibt. Die Masse erscheint hier als gewaltiger Organismus, dessen unheilvolle 'Kraft zur Zerstörung' darauf ausgerichtet ist, die zivilisierte Gesellschaft in einen Strudel des Chaos und der Anarchie zu ziehen. Le Bons zentrales Credo, »die Massen sind weibisch«, findet in den darauffolgenden Jahren deutlichen Widerhall in Freuds Konstruktion einer weiblichen, dem Führer/Urvater gehorsam folgenden Masse und in Thomas Manns Verständnis der 'Massengesellschaften' USA, UdSSR und Frankreich als dem weiblichen Gegenstandsbereich zugehörige Staatsformen. In einer solchen Darstellung der Masse sieht Widdig eine wirksame Strategie der Ausgrenzung emanzipatorischer, d.h. insbesondere frauenbewegter und sozialistischer Gruppen. In diese Kategorie fällt die Verwendung des Bildes der Masse für den Topos Großstadt, in welchem sich die Merkmale »Wurzellosigkeit, Hektik und Oberflächlichkeit ... Unzucht und Dekadenz« (145) zu einem System der drohenden Effemination des Mannes verdichten. Hinter der Codierung der Masse mit Weiblichkeit verbirgt sich, als groteske Ausformung der Metapher von der gezähnten Vagina, das kastrierende bzw. tötende Untier.

Das Zeitalter der Massen fordert einen neuen Menschentyp, der »seine Identität aus der Stellung innerhalb des technisch-industriellen Produktionsprozesses ableitet und nicht mehr wie früher aus der Verankerung in traditionellen Schemata sozialer Zugehörigkeit wie Familie, Religion oder regionale Herkunft« (155). Im Aufkommen der Männerbünde eröffnet sich der Männerpersönlichkeit eine Möglichkeit zur Neudefinition und Regeneration. Zumeist organisiert als Gruppe von 'Jüngern', die um einen Meister (den 'charismatischen Führer' im Sinne Max Webers) geschart sind, erweist sich der moderne Männerbund als Organisation zur Sinnfindung und Ordnungsstiftung in einer Zeit des Wertezerfalls. Einen »radikalen Gegenentwurf« – geeignet, »das zu verhindern, was ... als der Untergang männlicher Identität erscheint: den Beginn des Zeitalters einer Herrschaft der Massen« (21) – stellt er jedoch gewiß nicht dar. Gerade in dieser, seiner zentralen These irrt Widdig gewaltig. Das macht die Arbeit zwar nicht weniger spannend und lesenswert, führt jedoch zu zahlreichen Irritationen.

Mit Verweis auf Blüher, der »in den Männerbünden und *nicht* in der Familie die Anfänge der Gesellschaftsbildung« begründet sieht (201), wird das Konzept einer männerbündisch organisierten Gesellschaft als Gegenkonzept zur wilhelminischen Großfamilie (38) verstanden. »Der patriarchale Mann als Familienoberhaupt ist ... keineswegs eine männliche Führergestalt, im Gegenteil: Seine Funktion und seine Rolle ist letztlich von den Strukturen weiblicher Sexualität gelenkt.« (54) In der Abgrenzung des Männerbundes von der Familie erblickt Widdig eine Strategie der »Opposition gegenüber patriarchalen Strukturen« (29), eine wohl unhaltbare Behauptung angesichts der strikt hierarchisch-paternalistischen Organisationsform der Männerbünde. In Blühers Paradigmenmodell ist vielmehr von einem »Doppelstreben« des männlichen Individuums die Rede: »nach der Familie und der männlichen Gesellschaft« (40). Die Konzeption einer männerbündisch strukturierten Gesellschaft wird vielfach als die dem Mann adäquatere Sozialform gesehen, in einem Gegensatz zur herkömmlichen Form des Patriarchats steht sie jedoch nicht. Das etwa bei Paul Federn benutzte Motiv der Brudergemeinschaft unterscheidet sich wenig vom verwandten Modell des patriarchalischen Staates, in seiner autoritären Struktur ebensowenig wie in der Frage der Positionierung der Vaterfiguren.

Wenn Widdig vom »Ideal einer homoerotischen Öffentlichkeit« ausgeht, das er bei

Blüher, Weber und Mann ansiedelt und als »Gegenbild zur patriarchalischen, durch die heterosexuelle Verbindung zwischen Mann und Frau geprägten Familie« (126) betrachtet, so stellt sich die Frage nach der Begrifflichkeit und Unterscheidung der Komplexe 'Homoerotik' und 'Homosozialität'. Die Tatsache, daß keiner der zitierten Denker je die Bedeutung der Familie als Kernstück des Gemeinwesens in Abrede gestellt hat, wird unterschlagen. Allenfalls Blüher, der sich mit der These einer mangelnden sozialen Eignung von Frau und Familie im krassen Gegensatz zur Mehrheit der Meißner-Generation und der bündischen Jugend der zwanziger Jahre befand, läßt sich so lesen.

In seinen Bemühungen um eine Akzentuierung der Gegensätzlichkeit der vermeintlichen Pole 'Männerbund' und 'Masse' übersieht Widdig ihre strukturellen Gemeinsamkeiten, angefangen mit dem hierarchischen Aufbau, der inhärenten Gruppendynamik und der bereitwilligen Führer-Identifikation. Der Gedanke des Männerbundes steht keinesfalls in der Tradition des Individualismus oder des Freidenkertums, wie angedeutet wird (65). Weitere Parallelen zwischen Männerbund und Masse gründen sich in den Komponenten der Frauenfeindlichkeit und Marginalisierung von Randgruppen. Insbesondere das Moment der Ich-Entgrenzung und kollektiven Unmündigkeit, welches Widdig als Wesensmerkmal der Masse hervorhebt (19), läßt sich auch in den Bünden feststellen. In der Organisationsform des Männerbundes läßt sich daher eher eine Instanz zur Ordnung und Leitung der Masse sehen. Die nazistische Heilsutopie betrachtete die Männerbünde demgemäß als hilfreiches Verbindungsglied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, um gemäß ihrer Gleichschaltungsprämisse »aus Masse Volk und aus Volk Staat« (Goebbels) formen zu können.

Die Demokratisierung der Gesellschaft im Verlauf der Weimarer Republik, so weist Widdig nach, wird vielfach als Ausdruck der Vermassung wahrgenommen und mit Identitätsverlust gleichgesetzt. Das Versinken des männlichen Individuums im Meer, eine häufig wiederkehrende Massenmetapher bei Canetti und Mann, symbolisiert zugleich »Abgrenzung von der Masse« und »heimliche und versteckte Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihr« (69). Ähnlich todesschwanger erscheint das Motiv der Inflation in Canettis *Blendung*, wo der Vorgang der rapiden und scheinbar unbegrenzten Expansion zum »Verlust des Besitzes und zugleich zur Erfahrung (der) eigenen Entwertung« (196) führt. Beidem zugrunde liegt die Imago der Weiblichkeit bzw. der Verweiblichung. Der »wütende Kampf zwischen den Geschlechtern« (183) reflektiert immer auch die Ambivalenz des Mannes, der sich in der Antithese von Identitätsentwicklung und Identitätsverlust gefangen sieht. Die männliche sexuelle Integrität wird, wie in Manns *Mario und der Zauberer*, oft als letzte Bastion individueller Autonomie gewertet (143) – unmißverständliches Zeichen der Ausschließlichkeit des männlichen Blickwinkels in den behandelten Texten.

Widdig geht auf die apodiktische Selbstgewißheit und männliche Eigenfokussierung der Autoren kaum ein, da in dem homogenen Feld seiner Deutungsansätze lediglich autoritäre Formen männlicher Identität erörtert werden und kein Raum für Interpretationen alternativer Männlichkeitskonzepte bleibt. Überzeugend ist Widdig, wo er sich von den Fesseln seiner statischen Antithese 'Männerbund/Masse' löst, insbesondere in seiner Explikation der Symbiose von Antifeminismus und Antisemitismus in den Schriften Blühers und Weiningers (202ff). Wenig fruchtbar erscheint hingegen der oberflächliche Epilog zu Canettis *Masse und Macht*, wie auch die über weite Teile anthologische Konzeption der Arbeit einer fundierten Analyse eher abträglich ist.

Stefan Brandt (Berlin)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Feldtkeller, Andreas: Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. Campus Verlag, Frankfurt/M, New York 1994 (190 S., 53 Abb., br., 39,80 DM)

Dies ist so ein Buch, bei dessen Lektüre sich die Erinnerung an Tucholskys öffentliches Flehen einstellt, die Bücher möchten doch endlich billiger werden. Man merkt dem Buch an, daß hier einer schreibt, der weiß, worüber er schreibt, weil er über das verfügt, was rar geworden ist: Erfahrungen, die zum Denkbild sich verfugen. Der Autor ist seit 1972 Leiter des Stadtsanierungsamtes in Tübingen, das Buch eine gute Übersicht über die Problemlagen der Stadt heute, wie sie entstanden und wo Ansatzpunkte der Lösung zu suchen sind.

Zunächst stellt Feldtkeller seine pointiert formulierte Diagnose über die anhaltende Zerstörung des öffentlichen Raums, Angelpunkt jeder Stadtkultur, die nicht eingeschrumpft ist zur festivalistischen Repräsentation à la corporate identity, in einen gesamtgesellschaftlich-lebensweltlichen Zusammenhang: »Verdorbene Städte können in kaum wiedergutzumachender Weise die Zukunft der Gesellschaft zerstören. Gebannt blicken viele von uns auf die Gefahren in der natürlichen Umwelt und sehen nicht, wie die Auflösung des sozialen Kitts in unseren Städten rapide fortschreitet« (11). Sodann wird die Schlüsselkategorie der »zweckentfremdeten Stadt« verständigungsdefiniert: »Eine zweckentfremdete Stadt ist eine..., die den Zweck aufgegeben hat, eine auf Zukunft ausgerichtete Stadtkultur zu produzieren« (13). Stadtkultur ist eine Chiffre für Vergesellschaftung im öffentlichen Raum.

Daran schließt der Autor eine Bestandsaufnahme der Grundlinien städtebaulicher Entwicklung innerhalb des nordamerikanisch-westeuropäischen Einzugsbereichs an, die sich zum Befund verdichtet, das neuzeitliche Bauen kultiviere seine Befangenheit im »Mythos der Absonderung« (27). Darunter wird die Reißbrett-Dominante der Moderne verstanden, wonach Bauen und Bauten aus dem städtebaulichen Kontext herausgetrennt als singuläre Leistungen isoliert und auratisiert werden. Die weltweit prominente Charta von Athen, wohl das bedeutendste Manifest der Architekturmoderne (1933 verabschiedet und 1943 veröffentlicht) sei der Gipfelpunkt dieser Art von funktionalem Reduktionismus.

Allerdings, der Autor reiht sich nicht in den Chor postmoderner Jeremiaden über die funktionalistische Architekturmoderne ein. Für Feldtkeller schreibt die postmoderne Architektur gerade die Schwachseite der funktionalistischen Architekturmoderne, den Mythos der Absonderung, fort, nur eben hübscher und materialkostbarer. In deutlicher Gegenwendung hierzu favorisiert er die Rekonstruktion einer öffentlichkeitsstiftenden Stadtkultur, legt er den Akzent auf Vergesellschaftung, nicht auf die Privatform des Städtebaus.

Was aber ist Urbanität, die Feldtkeller bedroht sieht? In Beantwortung dieser für jeden Städtebau zentralen Frage entfaltet der Autor seine kritische Kategorie der »zweckentfremdeten Stadt«. Zweckentfremung beinhaltet wesentlich den Verlust der Spannung zwischen gebautem öffentlichen und privaten Raum. Diesen Trend macht er an zwei relevanten, miteinander verkoppelten Erscheinungen fest. Da ist einmal die Herauslösung der privaten Wohnnutzung aus dem frühen Kontext des Quartiers, die einhergeht mit einer strukturellen Entmischung der Stadt, die Segregationsprozesse zur Folge hat. Da ist zum anderen die Abkehr des privaten Wohnraums vom öffentlichen Raum. Seitdem das Privathaus der öffentlichen Sphäre zusehends den Rücken zugewendet hat, wurde die Straße »mehr und mehr der zweckgebundenen Bewegung, dem Verkehr, überlassen« (94). Anders, mit der Zerfällung des Stadtraums

in öffentlichkeitsfremde Privatheit und unvermittelte, dekorative Restöffentlichkeiten ist die Straße, einst Moment des öffentlichen Raums, umgewidmet worden »für die Bewegung und Deponie von Autos« (181). Will sagen: das Einfallstor für die automobile Verkehrskrise der Städte ist längst vor dem Auftreten des Autos geöffnet worden. Mit der Preisgabe des öffentlichen Raums an die Automobilität und seiner Funktionseinengung auf Konsumfrequenzen geht er seiner urbanen Funktion »als Aufenthaltsort der unterschiedlichsten Gruppen und Individuen« (110) verlustig. An die Stelle des urbanen Raums tritt die Installation repräsentativ-öffentlicher Ästhetisierung des Alltags. Kurz, der öffentliche Raum verschwindet »vollständig im Design« (152) von Citybildung mit Hochhäusern, Dienstleistungszentren, Kulturmeilen und anberaumten Festivals. Am Ende steht die in jeder Hinsicht »privatisierte Stadt« (136), aus der die gesellschaftlichen Individuen vertrieben sind, deren Zusammenhang einzig noch durch die telekommunikative Privatheit gestiftet wird. Die Vertreibung der gesellschaftlichen Individuen aus dem öffentlichen Raum, eins mit dem Verlust an Öffentlichkeit, zerstöre das Substrat des Urbanen, das nicht zuletzt seine Grundlage darin hat, daß Stadtkultur immer Kreuzungskreise von Vertrautem und Fremdem meint. Wenn der Fremde nicht mehr zum Vertrauten einer Stadtkultur rechne, und, sofern nicht als Tourist identifiziert, nur noch als Störvariable wahrgenommen werde, habe sich die Urbanität endgültig zur Provinzialität deformiert, von der Humanität entfernt.

Daß Feldtkeller noch einige »Konstruktionselemente des Stadtraums« präsentiert, die zur Kräftigung von Urbanität beitragen könnten, darauf sei zum Schluß als Empfehlung zur Lektüre dieser instruktiven, flüssig geschriebenen Publikation verwiesen.

Friedhelm Kröll (Nürnberg)

Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel (Hrsg.): Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993 (Leviathan Sonderheft 13) (341 S., br., 52,– DM)

Großereignisse, kampagneartig als Politikersatz inszeniert, versprechen die Chance zur urbanen Erneuerung, stehen jedoch eher für sich selbst: »Stadtentwicklungsplanung wird ersetzt durch Projekte« (8). Häußermann und Siebel analysieren in der Einleitung zu 12 Fallstudien die »Politik der Festivalisierung« und kommen zu einem insgesamt eher negativen Urteil, das freilich von einigen der in dem Band versammelten Studien durch eine positivere Einschätzung relativiert wird: Es kommt auf die Verwendung des Instrumentes an.

Eine extensive Urbanisierung, orientiert am Wachstum, wird in den sechziger Jahren durch eine intensive Urbanisierung mit Stadtsanierung und sozialverträglichem Wachstum abgelöst, ist aber immer noch am Ausbau der Städte orientiert. Die dritte Phase der »Desurbanisierung« sieht die Städte zum ersten Mal »in einer Situation, in der die räumlichen Trends von Arbeitsplatz- und Bevölkerungsentwicklung gegen sie laufen« (12). Die neue Problemlage erzeugt Strategien wie »City-Marketing« sowie die Konkurrenz durch Großprojekte und die Aufwertung der »Stadtkrone« gegen die Wucherungen des urbanen Siedlungsbreis (15). Deregulierung wird zum neuen Standortfaktor, weil geringe Regulierungskosten – damit für die Kommunen »weniger kontrollierbare Rahmenbedingungen« (14) – wichtig geworden sind.

Der Kosten-Nutzen-Vergleich ergibt ein differenziertes Bild, bei dem die Schatten überwiegen. Großereignisse wie Feste sind einerseits »ein Ereignis aus eigenem Recht jenseits aller weitergehenden Instrumentalisierungsversuche« (19), gebunden an die Prosperität der »Freizeitgesellschaft«: Nur zu beiläufig wird dieser Faktor des selbstzweckhaften Genusses genannt. Feste können schön sein, dürfen aber nicht als

Ersatz für Politik betrachtet werden (202f). Die entscheidenden Gründe für die Bevorzugung solcher Großereignisse liegen, so die Autoren, nicht in der instrumentellen Rationalität, sondern in der Eigendynamik des politische Systems sowie in der Komplexität und Überdeterminiertheit der Stadtpolitik. Festivals sind eine Art »Eigendoping« (21), das nicht lange vorhält und deswegen (für die Wiederwahl z.B.) rasch genutzt werden muß. Sie sind »Zeitmaschinen«, mit denen Planungsprozesse verkürzt und mit deren Sonderorganisationen (task forces) ein Ausnahmezustand unter extremem Zeitdruck, geeignet auch für Experteneliten, Seilschaften und Korruption (22f), geschaffen wird. Sie dienen zudem der Inszenierung von Gemeinsinn (23), der Demonstration von Handlungskompetenz und der Mobilisierung von Konsens zum Übertünchen der »Krise regulativer Politik«, die aus der »Unsichtbarkeit« von politischen Erfolgen in wirklich wichtigen, aber glanzlosen Bereichen wie der Sozialpolitik oder dem ökologischen Stadtumbau resultiert. »Das ist die fatale Paradoxie der Festivalisierung der Politik: sie erscheint notwendig angesichts der Erosion der kollektiven Basis einer demokratischen Politik – und zugleich befördert sie eben diese Erosion« (30).

Soweit Häußermann und Siebel. Andere gewichten Vor- und Nachteile anders – das zeigt sich schon bei den Fallstudien. So schreibt z.B. Gerhard Schimak zum gescheiterten Projekt des »Gesamtkunstwerkes« der Weltausstellung Wien–Budapest: »Weltausstellungen sind – ob altmodisch oder nicht – völkerverbindende Feste. Viel mehr als Olympiaden, die von einem starken Konkurrenzmotiv getragen sind und denen man dennoch einen völkerverbindenden Aspekt zubilligt« (72).

Genannt und diskutiert werden andere Beispiele: Fehlgeschlagene Projekte in Venedig, Chicago, Wien, ferner italienische Projektpolitik, Großsportereignisse in Sheffield und in Barcelona. Im Fall der Münchner Olympiade und des von ihr bewirkten, nicht beliebig zu imitierenden »Entwicklungsschub(es) im öffentlichen Raum mit langfristigen materiellen Folgen« (299) legt die Analyse »die Schlußfolgerung nahe, daß es weniger um die Frage 'Festivalisierung der Politik, Ja oder Nein', sondern vielmehr um eine 'richtige' Festivalisierung der Politik geht, also die Suche nach den richtigen Festen für die richtige Stadt« (279). »Eine Antinomie zwischen Schaufensterpolitik oder Strukturpolitik läßt sich am Beispiel der Münchener Spiele nicht aufrechterhalten. Vielmehr ist es die Aufgabe der lokalen Akteure, zugkräftige internationale Veranstaltungen zu entdecken, die gleichzeitig dem endogenen, lokalen Problemdruck und der Profilierung auf der internationalen Bühne des Wettbewerbs der Städte und Regionen dienen« (303). Das ist in der Einleitung als politische Gestaltungsaufgabe nicht besonders gewichtet worden – hier wäre aus der Kritik heraus perspektivisch etwas zu gewinnen (was nicht eine Affirmation von Wachstumspolitik zu sein braucht – es ließen sich ja auch sozialökologische Leitbilder formulieren). Bezogen auf die Kasseler *documenta* deutet Gerd-Michael Hellstern an, wo kulturpolitisch die Perspektiven liegen könnten: »Die documenta war eher Fremdkörperpolitik, im Anspruch international, ohne regionale Vernetzung. Sie hat damit zwar projektiv-innovatorisch neue Kommunikationsmöglichkeiten und Wir-Gefühle geschaffen, die regionsspezifischen Ressourcen, Faktoren, Fähigkeiten und Bedürfnisse jedoch nicht aktiviert. Um Gravitation zu entwickeln, fehlte bisher nicht nur ökonomisches Gewicht, sondern die Bereitschaft, regionales 'com-makership' zu erkunden, d.h. der gezielte Versuch, am Bedarf orientiert die regionalen Verflechtungsnetzwerke zu entwickeln, die regionale Kreativität und Lernfähigkeit zu befördern und Globalismus und Regionalismus zu verknüpfen« (323).

Dieter Kramer (Frankfurt/M, Wien)

Feldbauer, Peter (Hrsg.): Megastädte. Zur Rolle von Metropolen in der Weltgesellschaft. Böhlau Verlag, Wien 1993 (264 S., br., 57,– DM)

Lehrer mit neuen Tendenzen einer sozialwissenschaftlich orientierten Geschichte vertraut zu machen, ist Aufgabe der Reihe, zu der dieser Band gehört. »Um das Jahr 2025 werden voraussichtlich an die 75 % der Einwohner des hochentwickelten, industriellen Nordens in Städten wohnen, im Süden ... dürften es zumindest 50 % sein, womit zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit mehr Menschen in urbanen Gebieten als auf dem Land leben werden.« (9) Ob jemand einmal durchgerechnet hat, welche Stoffflüsse und Mengen für Ernährung usw. und welche Abflüsse in die »Senken« der verbrauchten Ressourcen dies bedeutet und wie sich dies in Verkehrsströme umsetzt, sei dahingestellt. Vielleicht aber würden solche Überlegungen genauso von der Realität relativiert wie andere: Herrschten einst apokalyptische Visionen bezüglich der Unregierbarkeit der Städte vor, so gilt inzwischen der »informelle Sektor« als Flexibilitäts- und Elastizitätsressource. »Weite und effiziente Netzwerke sozioökonomischen Handelns« (14) haben sich herausgebildet, die in vielen Megastädten armer Staaten fast die Hälfte aller urbanen Arbeitsplätze stellen. Dieser Wirtschaftssektor ist begleitet »von nicht institutionalisierten sozio-kulturellen Organisationsformen, die ein relativ gutes Funktionieren der Städte und ein Überleben für die ständig wachsende Bevölkerung erst möglich machen« (ebd.). Die »Dichotomie der urbanen Ökonomie«, auch in der Unterscheidung von abstraktem »Kapitalismus« und konkretem »Markt« zu fassen (27), produziert ein »unterkapitalisiertes arbeitsintensives und unreguliertes städtisches Wirtschaftssegment« (15), über dessen genaue Definition freilich keine Einigkeit herrscht. Es ist die »informelle Ökonomie weder ein Euphemismus für Armut noch ist sie als Überlebensstrategie oder Subsistenzökonomie zu verstehen, sondern als eine spezifische Form der Einkommenssicherung, die meist unterhalb der staatlich regulierten Strukturen zu finden ist und unterschiedliche Tätigkeiten (Handwerk, Handel, Dienstleistung) umfassen kann«. Zugänglich »ohne formale Bildung und ohne bürokratische Formalitäten«, auch ohne hohen Kapitaleinsatz, sind »Flexibilität, Kreativität und Innovationsgabe unabdingbare Voraussetzungen« (15).

Die Megalopolen scheinen die »eigentlichen Kristallisationspunkte«, die »Ordnungsmuster einer globalen städtischen ... Kultur« (16) zu werden – mit einem »ungeheuren Potential an Bedrohung, aber auch an Hoffnung« (17). In den einzelnen Beiträgen (zu Bombay, Shanghai, Bangkok, Nairobi, Kairo, Mexiko) werden die unterschiedlichen Gründe und Verlaufsformen des Wachstums herausgearbeitet. Charakteristisch ist die Ambivalenz im Urteil: Die Stadt gilt als Quelle aller Kultur oder sie wird zum Anlaß von Großstadtfeindschaft.

Soziale Kohärenz ist eine Machtressource – auch in den Städten, und daraus entstehen Rivalitäten und Unruhen als Binnenkonflikte zwischen den um Einflußsphären kämpfenden Gruppen – Stellvertreterkonflikte, die wichtiger sind als die Versuche der Armen, gegen die Reichen Krieg zu führen. Es muß immer wieder wie ein Wunder wirken, daß die Städte nicht in Agonie versinken. Die städtische Grundordnung ist in ihrer Struktur zwischen Anonymität und Gemeinschaft (in Anlehnung an Sennett formuliert, der zwischen Anonymität und Intimität die Öffentlichkeit ansiedelt), mit ihren Netzwerken und ihren immer wieder von informellen Strukturen relativierten Formalisierungen (33) ein »zivilisatorisches Potential« (32). Erst die Rigidität einer planerischen Grundordnung oder die verzweifelt durch Ausgrenzung und Homogenisierung gesuchte Überschaubarkeit zerstören die Chancen der Stadt, mit ihren Problemen fertig zu werden.

Dieter Rünzler wagt den kulturellen Vergleich zwischen den Großstädten New

York und Mexiko-Stadt, dabei auch auf die Bedeutung des kulturellen Angebotes im globalen Austausch eingehend. Dirk Bronger untersucht (mit vielen Begriffserklärungen) die unterschiedliche Metropolisierungsdynamik in der »ersten« und »dritten« Welt: »Bezogen auf den Entwicklungsstand des betreffenden Landes wird die Dominanz der funktionalen Primacy der Entwicklungsländer-Megastädte von keiner der Megastädte in den Industrieländern ereicht« (77) Punktuelle, aber sehr intensive Entwickung und äußerst polarisierte Gesellschaften sind die Kennzeichen. Auch eine Stadt wie Bombay leidet unter dem Dilemma, daß »kurzfristig rasche Erfolge ... nur in den infrastrukturell gut ausgestatteten Regionen« möglich sind, es daher volkswirtschaftlich sinnvoll ist, dort zu investieren – aber für die Landesentwicklung insgesamt müßte das regionale Entwicklungsgefälle vermindert werden (126). Die Agglomerationen scheinen politisch und sozial unkontrollierbar zu werden. Hier ist mehr Skepsis zu erkennen als bei Autoren, die die Hoffnung erwecken, es werde »irgendwie« alles sich doch regeln. Ob das auch für eine Megalopole wie Mexiko-Stadt mit dem apokalyptischen Szenario einer 25-30 Millionen-Stadt eine Chance ist? Dieter Kramer (Frankfurt/M, Wien)

Petz, Ursula von, und Klaus M. Schmals (Hrsg.): Metropole, Weltstadt, Global City: Neue Formen der Urbanisierung. IRPUD Dortmund 1992
(363 S., br., 40,– DM)

Wir erleben zur Zeit einen Umbruch im internationalen Städtesystem, der weit mehr als nur das Gesicht der Städte und ihre Skyline verändert. Hintergrund sind Veränderungen in der internationalen Arbeitsteilung und damit verknüpft De-, Re- und Neoindustrialisierungsprozesse, die den gegenwärtigen weltweit beobachtbaren Übergang von einer primär auf standardisierte Massenproduktion und Massenkonsum gegründeten Phase industrieller Entwicklung zu einer durch Flexibilisierung, Entstandardisierung und Individualisierung gekennzeichneten »postfordistischen« Ära reflektieren. Der Niedergang der altindustrialisierten Regionen und der Bedeutungszuwachs der Städte als mögliche Zentren dieses Wandels haben den Konkurrenzkampf um die jeweils regionalen, nationalen und weltweiten Führungsrollen hierbei enorm verstärkt. Nur wenigen Städten mit dem Sitz der meisten Banken, Börsen und »Head-Quarters« wie New York, Tokio, London und Paris kommt dabei die Rolle von »Global Cities«, d.h. den eigentlichen »Kommandozentralen mit Weltgeltung« innerhalb des internationalen Städtesystems, zu. Welche Rolle spielen diese »Weltstädte mit Führungsaufgaben« bzw. die von den Herausgebern so genannten nachgeordneten »Weltstädte mit Vermittlungsfunktion« wie Wien, Rom, Neapel, Athen, Barcelona, Moskau, Mexiko City, Berlin oder eine Agglomeration wie das Ruhrgebiet? Wer ist Gewinner, wer Verlierer in den genannten Umstrukturierungsprozessen, welche Entwicklungstendenzen, welche Prozesse sozialer und räumlicher Polarisierung, welche Konflikte werden sichtbar? Um diese Fragen kreisen die 19 Beiträge in dem vorliegenden Band. Die Auswahl der Städte konzentriert sich auf den Typ der westlichen bzw. europäischen Weltstadt und kann mit der Aufnahme nur einer der Megastädte der Dritten Welt und einer Stadt aus den ehemals sozialistischen Ländern lediglich Schlaglichter auf die dort bestehenden Probleme (Umweltverschmutzung und Verkehr in Mexiko-City, Stadterneuerung in Moskau) werfen.

Aktuelle Entwicklungen in den »Weltstädten mit Führungsaufgaben« werden durchweg sehr kritisch beurteilt. Drei Beiträge befassen sich mit New York. Arnold Voß untersucht die sozialräumlichen Folgen der Krise in den siebziger Jahren und des Booms in den achtziger Jahren für diesen metropolitanen Raum. Die Kehrseite des nur oberflächlich faszinierenden Baubooms der achtziger Jahre in Manhattan

sind verschärfte soziale Polarisierungsprozesse, die – auch angesichts der kommunalen Schuldenlast – das Eingreifen der Stadtverwaltung in den zirkulären Zusammenhang von Verarmung, sozialer Erosion und Gewalt in den angrenzenden Stadtteilen immer aussichtsloser machen. Detailliert werden eine Fülle von Einzelmaßnahmen zur Stadterneuerung und baulichen Aufwertung vorgestellt, die, zum Teil »eher einer Kriegsstrategie als einem herkömmlichen Stadtplanungskonzept« (61) ähnelnd, »sichere Inseln« schaffen sollen, die dann auf ihre Umgebung ausstrahlen. Auch Adrienne Windhoff-Héretier konstatiert für New York ein in den achtziger Jahren enorm verschärftes Armutsproblem. Seit den neunziger Jahren entstehe aber ein neuer nationaler Konsensus, der unter dem Eindruck der städtischen Armut und der daraus erwachsenden Konflikte auf eine Wohlfahrtsreform und umfassendere Anti-Armutspolitik dränge. Diese Bestrebungen seien allerdings mit den vielfältigen und differenzierten, in den Städten praktizierten Maßnahmen »von unten« zu verbinden.

Die astronomischen Bodenpreise in Tokio sind weltweit bekannt. Michael Wegener hat – warnendes Beispiel für die europäischen Städte – die Funktionsweise und verheerenden Folgen der zugrundeliegenden ungezügelten Bodenspekulation analysiert, die einer wirksamen Steuerung der räumlichen Entwicklung der Stadt längst keine Chancen mehr läßt. Daß die »bubble economy« des Tokioter Bodenmarkts mit unvorhersehbaren Folgen für die Stadt und selbst das internationale Finanzsystem einmal platzen wird, ist klar, es ist nur noch unsicher, wann. Die Londoner Docklands und die damit verknüpfte Strategie flächendeckender Stadterneuerung sind bekannt geworden als eines der größten und mit den euphorischsten Zukunftserwartungen bedachten Projekte der Politik der Deregulierung und Privatisierung der Stadtplanung der achtziger Jahre überhaupt. Inzwischen stagniert aber auch dort das Bau- und Immobiliengewerbe und ist mit gewaltigen Leerständen und spektakulären Pleiten konfrontiert. Klaus Schmals warnt angesichts des mehr als fragwürdigen ökonomischen Erfolgs und der größtenteils verheerenden stadträumlichen, sozialen und verkehrsinfrastrukturellen Folgen eindringlich vor »einer – auch teilweisen – Übernahme entsprechender Konzepte« auf die Bundesrepublik. Claude Schnaidt unterstreicht am Beispiel der zweiten europäischen global City, Paris, den Zynismus postmodernen Stadtumbaus, der mit immer großartigeren architektonischen Gesten das Bild der Stadt überhöht, während sich real die Lebens- und Wohnbedingungen der einkommensschwachen Schichten weiter verschlechtern.

Blickt man nun auf die sogenannten »Weltstädte mit Vermittlungsfunktion«, so scheint das lange Zeit eher randständige Wien für eine derartige Vermittlungsfunktion durch seine neugewonnene »Schnittstellenlage« geradezu prädestiniert. Zudem hat der Wiener Munizipalsozialismus der Vergangenheit und die weitgehende öffentliche Kontrolle des Mietwohnungsmarktes, wie Elisabeth Lichtenberger herausarbeitet, die sonst für westliche Metropolen typische Suburbanisierung verhindert und statt dessen Stadterweiterungen und den Bau von Großwohnanlagen begünstigt. Mit dem derzeit beginnenden Ausbau zur Donaumetropole (Donau-City etc.) zeichnet sich freilich ein »Wandel zum Munizipalkapitalismus« (166) ab, dessen soziale Folgen vorläufig noch offen sind. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit südeuropäischen Metropolen (Athen, Rom, Neapel, Barcelona). Hier wird ein auch theoretisch interessanter Wechsel der Bewertungen deutlich. Selbsthilfesiedlungen und die Kunst des täglichen »arrangiarsi« werden nicht mehr in erster Linie als Armutsphänomene beschrieben, sondern die damit verbundenen Flexibilitäten und Selbstregulationspotentiale verdeutlichen in gewisser Hinsicht modellhaft allgemeinere Charakteristika der postfordistischen Stadt. Dies wird eindrucksvoll in dem Aufsatz von Sotiris Chtouris, Elisabeth Heidenreich und Detlev Ipsen über Athen demonstriert, wo die

spezifische Verknüpfung traditioneller und moderner Regulationsformen eine Stadtentwicklung ermöglicht habe, die »keine Slums, eine weit unterdurchschnittliche Kriminalitätsrate und vor allem ein Netz urbaner selbstbestimmter Lebenswelten« hervorgebracht hat, »das seinesgleichen in Europa sucht« (217f). Allerdings sei diese Regulationsform zugleich ohnmächtig gegenüber den Umweltproblemen, dem Verkehr und der Versorgung mit sozialer Infrastruktur. Erschreckend der fast resignierende Bericht über Neapel von Carl-Wilhelm Macke: diese Stadt scheint durch die Camorra und den täglichen Krieg aller gegen alle erdrosselt. Ursula von Petz und Volker Kreibich berichten über die römischen »borgate« (ungeplante, periphere Siedlungen). Die hier gefundenen Potentiale zur Selbstregulierung räumlicher Wachstumsprozesse seien viel größer als vermutet und sollten durch Dezentralisierung und Partizipation freigesetzt und in dem sich zur Zeit vollziehenden Funktionswandel der römischen Peripherie produktiv genutzt werden. Barcelona stellt sich, wie Gerhard Held zeigt, als ein Sonderfall dar. Die Olympiainvestitionen haben eine Fülle von Entwicklungsimpulsen befördert, deren räumliche Wirkungen aber offenbar zur Zeit noch schwer auszumachen sind.

Die drei letzten Beiträge beziehen sich auf die bundesdeutschen »Metropolen«. Stefan Krätke schildert den über Berlin »schockartig« hereingebrochenen Prozeß der Metropolenbildung und die Folgen der wirtschaftlichen Restrukturierung. Dem Ende der politischen Spaltung folgen vielfältige neue Spaltungen auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt, angesichts deren quantitativer Dimensionen selbst »das Szenario einer Entwicklung zum 'Mexiko-City Europas' realistisch« (351) erscheint. Harald Bodenschatz berichet vor dem Hintergrund der historischen städtebaulichen Entwicklung über die gegenwärtige prekäre Suche nach einem Zentrum in Berlin. Gegen die Tendenz zu einer – investorengerechten – Hyperzentralisierung plädiert er für die Anerkennung der überkommenen dezentralen Struktur des Zentrums und den »Respekt vor der Berliner Traufhöhe, vor den Baulinien und ... der Parzellenstruktur« (339f). Das Ruhrgebiet schließlich ist ein Raum besonderer Art. Trotz der Modernisierungsansätze vor allem in seinen Wachstumspolen Dortmund und Essen bleibt es weiter hinter fortgeschritteneren Metropolen zurück und zeigt zunächst das Bild eines wenig »metropolitanen« altindustrialisierten Raumes. Sieht man das Ruhrgebiet jedoch, wofür Sebastian Müller plädiert, zusammen mit Düsseldorf als Teil einer größeren Metropole »Rhein-Ruhr«, so spielt es, durchaus typisch für die Metropole in ihrer modernen, polarisierten Form, darin den Part »der funktionierenden, aber natürlich diskriminierten, belasteten Arbeitsstadt« (357).

Insgesamt ist den Dortmundern ein sehr lesenswerter Reader zu den gegenwärtig beobachtbaren Tendenzen metropolitaner Umstrukturierung gelungen, der zahlreiche neue Einzelergebnisse vorstellt und der Stadtforschung wichtige theoretische Impulse gibt.

Tilman Harlander (Aachen)

Ronneberger, Franz und Manfred Rühl: Theorie der Public Relations. Ein Entwurf. Westdeutscher Verlag, Opladen 1992 (357 S., br., 49,– DM)

Mit Ronneberger und Rühl unternehmen zwei führende Vertreter der Publizistikwissenschaft erstmals den Versuch, Arbeitsweisen, gesellschaftliche Funktionen und mögliche Wirkungen der PR vor dem Hintergrund kommunikationswissenschaftlicher Theorien zu sichten. Sie wollen dem »reichlich vorhandenen Ideen- und Gedankengut sowie dem weniger üppigen empirischen Wissen« (37) ein Theoriekonzept entgegenstellen, in dessen Zentrum die Suche nach einer Systematik der Entwicklungs- und Strukturierungsprozesse von PR im Kontext gesellschaftlicher Kommunikation steht. Bei der Suche nach einem interdisziplinären Theorieansatz

greifen die Autoren auf die gegenwärtig in den Kommunikationswissenschaften in Konjunktur stehenden systemtheoretischen Überlegungen zurück, insbesondere auf Luhmanns Systembegriff in seiner jüngsten Version der Wendung zur Autopoiesis. Der Begriff der Autopoiesis, seit den sechziger Jahren in den Naturwissenschaften als 'Selbstorganisation' diskutiert und von Maturana und Varela in den achtziger Jahren in die wissenschaftstheoretische Diskussion eingebracht, findet bei Ronneberger/Rühl in Luhmanns Sinne als Ergänzung und Bestätigung selbstreferentieller Systeme Verwendung. Dieser Hinweis ist wichtig, da Luhmann den naturwissenschaftlichen Gedanken der Autopoiesis als einen Organismus, der selbstreferentiell aber keineswegs selbsterhaltend ist, mit Hilfe seines System/Umwelt-Paradigmas umkehrt zu einem System permanenter Selbstproduktion und -reproduktion. Dieses Verständnis der Autopoiesis bildet den weiteren roten Faden in der Beschreibung des nun als »System« verstandenen Phänomens der Public-Relations (83-93).

Aufbauend auf dem systemtheoretischen Kommunikationsbegriff, für den Kommunikation das eigentliche, Gesellschaft konstituierende Element darstellt, betrachten die Autoren die Entstehung und Funktion von PR als die Folge und zugleich als prägendes Element sich ausdifferenzierender gesellschaftlicher Teilsysteme. Der Bezug auf die Systemtheorie soll aus dem engen, fachdisziplinären Korsett publizistikwissenschaftlicher Theorieansätze hinausführen. PR wird als neuartige Einheit unterschiedlichster Kommunikationskomponenten verstanden (251), ist damit weder formal noch inhaltlich, sondern nur funktional und systemtheoretisch abzugrenzen. Eine solche Betrachtung der PR als publizistisches System im Kontext eines autopoietischen, also auf sich selbst beziehenden System/Umwelt-Paradigmas führt dann konsequenterweise zur Ausgrenzung von Historizität, indem PR als »historischer Bruch und ... sachlicher und sozialer Neubeginn des Ausbaus von Kommunikation« (251) verstanden wird.

Kommunikationsformen als Neubeginn, als Phase Null im Verkehr von Institutionen miteinander, dies erübrigt andere, historische Betrachtungsweisen – etwa Habermas Modell bürgerlicher Öffentlichkeit – als Erklärung spätkapitalistischer (bei Ronneberger/Rühl »spät-industrieller«) Formen gesellschaftlicher Kommunikation, sei doch »öffentliche Meinung ... in der demokratisierten Gesellschaft nicht länger im Sinne des Altliberalismus als Kritik und Kontrolle der Herrschaft von 'denen da oben' durch 'die da unten' zu verstehen« (211). Statt Macht und Ohnmacht, statt Aufklärung und Kritik lassen die abstrakten Höhen systemtheoretischer Kommunikationserklärungen nur mehr die »institutionalisierte Themenstruktur des gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses« erkennen (211). Konfliktlösung wird durch Konsens ersetzt, den es über PR herzustellen gelte, wobei Journalismus und PR-Arbeit nicht mehr als Gegensätze, sondern als verschiedene, aber einander ergänzende Formen gesellschaftlicher Kommunikationssysteme verstanden werden (59). Eine prinzipielle Gleichsetzung von PR-Arbeit mit Journalismus mag die eher im Schatten des Gesinnungsjournalismus operierende PR-Arbeit aufwerten; aber vor dem Hintergrund kaum zu harmonisierender sozialer Lebenslagen, politischer Machtdivergenzen und wirtschaftlicher Einzelinteressen, deren Widersprüche und Dissonanzpotential Bestandteil einer kritischen Publizistik sein und bleiben sollte, fordert solche Gleichsetzung Widerspruch. Zudem fehlen bislang alle empirischen Belege dafür, daß sich existentielle gesellschaftliche Konflikte in einem Konsensmodell wirklich behandeln lassen.

Nun gilt Manfred Rühl als wichtigster Vertreter eines systemtheoretisch- äquivalentfunktionalen Erklärungsansatzes in den Kommunikationswissenschafen, was den vorliegendem Theorieentwurf erklärt. Auch zeigen die alltägliche Praxis der

Medien wie deren historische Entwicklung in der Tat auffällig viele selbstreferentielle Elemente, die einen systemtheoretischen Zugang stützen, und die Autoren bemängeln zu Recht, daß andere Theoriemodelle nur eine unbefriedigende interdisziplinäre Theoriebildung (insbesondere mit sprachwissenschaftlichen, rhetorischen, psychologischen Elementen) ermöglichen. Allerdings bleiben andere, nicht minder wichtige Einflußfaktoren unberücksichtigt. Dies betrifft die fehlende Historizität ebenso wie das Ausgrenzen von Individualität und Erfahrung oder die Übernahme des umstrittenen Konsensmodells. Da es hier nicht um die Übertragung systemtheoretischer Überlegungen auf irgendeine, relativ belanglose gesellschaftliche Entwicklung geht, sondern um Veränderungen innerhalb des systemtheoretischen Schlüsselbegriffs Kommunikation, sind kritische Anfragen an diesen Theorieentwurf gefordert. Die von den Autoren unterstellte Annahme, es gebe so etwas wie den Grundkonsens einer »Wohlfahrtsgesellschaft«, mag ihrem Empfinden entsprechen, kann aber nicht als Beleg für des Funktionieren eines Konsensmodells im Kontext gesellschaftlicher Kommunikation gelten. Zum einen sind die historischen Spannen, für die Erfahrungen mit systemerhaltender, publizistischer Konsensproduktion vorliegen, recht kurz, vor allem aber hat partiell erreichter Konsens an keiner Stelle die über individuelle Erfahrungen vermittelten sozialen Konflikte tatsächlich in Richtung auf einen allgemein akzeptierten Grundkonsens gelöst. Eher ließe sich das Gegenteil beobachten. Dem Zwang zu mehr Konsens als Notwendigkeit gesellschaftlicher Stabilität stehen immer stärker dissentierende Parteien entgegen, eine Entwicklung, die Giegel als das »Konsensparadox der Moderne« beschrieb.

Auch der Begriff der Autopoiesis, der bei Ronneberger/Rühl in Verbindung mit dem Begriff Humankommunikation den Eindruck einer biosozialen und damit quasi naturgesetzlichen Entwicklung erweckt, wäre in seinem Spannungsfeld zwischen den gegensätzlichen Vorstellungen Luhmanns und Maturanas kritisch zu hinterfragen. Es zeigt sich, daß der Bezug dieser Argumentationen auf den gesellschaftlichen Alltag, die Ebene einer »naiven Dingmetaphorik« (119), Erklärungsschwächen aufzeigt. Zwar wird dies mit dem Anspruch auf Komplexität und dem Verzicht auf dinghafte Basisdifferenzen gerechtfertigt (91ff); gerade dadurch aber unterbleiben Bezüge zum überall beobachtbaren Dissens, zu den für kommunikative Prozesse so wichtigen Faktoren individueller Erfahrungen und sozialer Befindlichkeiten und zu den ökonomischen Macht-, Einfluß- und Abhängigkeitsverhältnissen. Sicher ist den Autoren darin zuzustimmen, daß das Modell bürgerlicher Öffentlichkeit nach Habermas nur noch begrenzte Erklärungskraft besitzt, da selbst sein Idealfall einer Einheit von Publikum und Öffentlichkeit angesichts des Strukturwandels der Massenkommunikation nicht mehr angenommen werden kann. Der vorliegende Theorieentwurf allerdings könnte leicht zur Begründung und Rechtfertigung einer Publizistik werden, der es mehr um Vermittlung von Verständnis als um die Aufdeckung von Konflikten geht. Die Konsequenz aus den sich abzeichnenden neuen Kommunikationsstrukturen des 21. Jahrhunderts kann nicht die Rechtfertigung einer Abkehr vom Aufklärungsanspruch durch Medien sein.

Wolfgang Neumann-Bechstein (Frankfurt/M)

Böttiger, Helmut: Kein Mann, kein Schuß, kein Tor. Das Drama des deutschen Fußballs. C.H. Beck, München 1993 (194 S., br. 16,80 DM)

»Ein Hilfeschrei in letzter Minute« soll dieses Taschenbuch des Feuilletonredakteurs der Frankfurter Rundschau sein. Der Fußball ist es, dem geholfen werden soll. Er ist bedroht als Leitsportart, das einfach gestrickte und ästhetisch so arme Tennis läuft ihm den Rang ab. Und die deutschen Intellektuellen verstehen das Spiel mit

dem runden Leder nicht. Böttiger hingegen versteht die Intellektuellen nicht: »Was vermag die jambische Strecke eines Schillerschen Monologs gegen einen Flankenlauf Garrinchas oder Libudas?« (7). Böttiger ist promovierter Germanist. Das verschafft der Frage Gewicht.

Beim ersten Durchblättern fällt auf, daß der Band schöne Fotos enthält: so z.B. eines, wie Nicolas Born, Walter Höllerer und andere 1972 bei einem »Gruppe 47«-Treffen begeistert kicken und im Hintergrund ein passiver Beobachter des Treibens steht, Peter Weiss (10). Im Text geht Böttiger zunächst die deutschen Literaten durch und hakt sie ab: Zum Beispiel Wolfgang Koeppen, der in *Tauben im Gras* über Fußball notiert, »Es ist völlig gleichgültig, wer siegt«; dies ist die arrogante Pose, die nicht einmal ahnt, was sie da für nichtig erklärt. Dem setzt Böttiger ausländische Autoren wie Camus, Kafka, Torberg entgegen, die wußten, was Fußball bedeutet, aber auch deutsche Literaten wie Ror Wolf und Henscheid. In diesem ersten Teil des Buches schaut er sich noch das Tennis an, dieses, wie er meint, digitale, simple, auf bloße Punktgewinne orientierte, ohne jede Ästhetik auskommende, dem »hektische(n) Mehrwertalltag« (26) viel zu ähnliche Spiel. In zwei Kapiteln widmet er sich den Medien, zeigt einmal, wie die Kunstform der Fußballradioreportage niedergeht und wie sie einzig der legendäre Günther Koch vom Bayerischen Rundfunk noch verkörpert, und dann, wie das Privatfernsehen den Fußball zur Show transformiert. Der zweite und dritte Teil konzentriert sich auf die Vereine: die »Mentalitätsgeschichte« der Bundesliga einerseits mit den Münchener Bayern als äußerem, ligavermitteltem Orientierungspunkt und die Selbstbezüglichkeit der Vereine als »geschlossene Sinneinheiten« andererseits, kurz: er stellt die Konkurrenz der Vereine und ihre Binnenstruktur vor. Im vierten Teil finden »historische Probebohrungen« statt, die doch mehr Probe als Bohrung sind. Thema sind die Veränderungen seit den fünfziger Jahren. Böttiger stellt dar, wie der deutsche Fußball innovationsunfähig geworden ist und in welchem kausalen Zusammenhang dies zu den rassistischen Pöbeleien Franz Beckenbauers gegen einen mexikanischen Journalisten bei der WM '86, bzw. zu desselben Autors vollmundigem Nationalismus nach dem Gewinn des Weltmeistertitels 1990 steht (»Auf Jahre ist diese deutsche Mannschaft unschlagbar. Es tut mir leid für den Rest der Welt.«).

Was Böttiger stört, projiziert er auf den »Volks- oder Nationalcharakter«, für den er auch gleich positive Beispiele benennt: Kolumbien, Kamerun und Dänemark. Sein Schwenk in die Historie endet mit der Konstruktion von Ethnien und deren spezifischer Charaktere als Movens der (Fußball-)Geschichte. Das Deutsche mag Böttiger nicht. Allein, wer es so wenig mag, sollte vielleicht darauf verzichten, Jugoslawen wie Petar Radenkovic durchgängig als »Peter« einzudeutschen. Und es führt zu einem weiteren Problem: dem Kult um Günter Netzer. Er wird gelobt und analysiert als einer, der mit Doppelpaß die Dialektik auf dem Spielfeld eingeführt hat, als »der Prototyp des denkenden Fußballers in Deutschland« (59), als Künstler, als Genie. Dies ist, schaut man sich die Fußballbetrachtungen der jüngeren deutschen Linken an, nicht mehr sonderlich originell, und wird erstens da nicht heimlich die Liebe zu einem besseren Deutschland gesucht, und ist es zweitens nicht gemein, Netzer zu verklären, ohne seinen treuen Rackerer Herbert »Hacki« Wimmer zu erwähnen, zumal dem von Böttiger als Netzer-Widerpart vorgestellten Franz Beckenbauer sein Mann fürs Grobe, Hans-Georg »Katsche« Schwarzenbeck, von Beginn an negativ vorgehalten wird?

Durch die zeitlich stark versetzten Entstehungsdaten seiner (in der *Zeit* und der *FR* erschienen) Texte, die Böttiger nur mühsam als einheitliches Buch präsentieren kann, unterlaufen ihm auch Brüche: mit Verve begründet er, daß man sich dem Fußball

»mit den Mitteln der Theater- und Literaturkritik« (7) nähern müsse, daß ihm eine Betrachtung des Objekts nach Art des »Fußballpolitologen« Norbert Seitz, der die Deckungsgleichheit von Fußball und Politik zu erkennen glaubte, unzureichend und fehlerhaft erscheint, da sie – mit »ein bißchen Widerspiegelungstheorie« (21) – die ästhetische Dimension des Fußballs außer acht läßt. Um eine Ästhetik des Fußballs, die »dringender denn je« (8) ist, bemüht er sich in den ersten Kapiteln, am Schluß aber schwadroniert er im Seitz-Stil: »Nach der Weltmeisterschaft 1954 hatte Herberger die deutsche Nationalmannschaft da, wo er sie haben wollte. Auch Konrad Adenauer begann zu diesem Zeitpunkt, tief durchzuatmen« (158). Und, statt in der von ihm verdammten akademischen Tradition mal nachzuschlagen, ob's denn wirklich stimmt, behauptet er, Harald Schumachers Rufname »Harald« stamme von Toni Turek (154) (er rührt aber vom Kölner Keeper der sechziger Jahre her, der wirklich Toni Schumacher hieß; außerdem heißt »der Harald« mit zweitem Vornamen wirklich Anton). Oder er bezeichnet Reinhard »Stan« Libuda als den »Flankengott« (106), ein Etikett, das auf Rüdiger Abramczik zutrifft.

Aber es geht nicht um Detailmäkelei. Der Anspruch, »sich dem Phänomen des Fußballs wie jedem anderen kulturellen Ereignis anzunähern«, ihn mit den Mitteln der Kulturkritik in »das Feuilleton, sein eigentliches Metier« (7) zu überführen, wird von Böttiger nicht wirklich eingelöst. Ein Meister der kleinen Form dehnt sich über 190 Seiten aus. So etwas kann scheitern. Doch auch, wenn es so viele Schwachstellen hat: es gehört noch zum Besten, das je in Deutschland über Fußball geschrieben wurde.

Martin Krauß (Berlin)

Erziehungswissenschaft

Thorne, Barrie: Gender Play. Girls and Boys in School. Open University Press, Buckingham 1993 (237 S., br., 10,99 £)

Ausgehend von Erkenntnissen bisheriger Studien zur (geschlechtsspezifischen) Sozialisation, die zumeist nach den Unterschieden zwischen Mädchen und Jungen oder geschlechtsspezifischen Kulturen fragten, orientiert sich die Soziologin und Professorin für Womens Studies an der Frage, wie Kinder dazu beitragen, Geschlechterverhältnisse zu kreieren und zu verändern (4). Das Buch basiert auf achtmonatigen (1976/77) teilnehmenden Beobachtungen in einer Schulklasse mit Viert- und Fünftkläßlerinnen, im Speisesaal und auf dem Schulhof sowie auf einer dreimonatigen Feldforschung (1980) in einer anderen Grundschule und in einem Kindergarten in den USA. Neben den Beobachtungen führte die Autorin Gespräche mit Kindern und LehrerInnen sowie anderem Betreuungspersonal, nahm an Kinderspielen teil und befragte Erwachsene nach ihren Kindheitserinnerungen. Ihr Hauptinteresse ist auf die Frage gerichtet, wie Kinder die Welt in *Abwesenheit* von Erwachsenen gestalten. Zu ihren Grundannahmen gehört zum einen, daß das soziale Geschlecht (gender) alltäglich produziert wird und zum anderen, daß das Spiel Möglichkeiten für gesellschaftliche Veränderungen bietet. Wie die Trennung zwischen den Geschlechtern sei auch die zwischen Kindern und Erwachsenen sowie zwischen Arbeit und Spiel sozial konstruiert (5f).

Auffällig gleich bei der Einschulung sei die Einteilung der Kinder nach Geschlecht seitens der LehrerInnen, die sie mit »Jungen und Mädchen« (und nicht z.B. geschlechtsneutral mit Kindern) anreden und Gruppenbildungen nach Geschlechtern vornehmen würden. Die SchülerInnen separierten sich auch außerhalb des Unterrichts (auf dem Schulhof und im Speiseraum) zunächst nach Geschlecht und erst

dann, wenn überhaupt, nach ethnischer Zugehörigkeit (33). Die Autorin kommt u.a. zu dem Ergebnis, daß sich die Kinder in der Nachbarschaft bezogen auf Geschlechtertrennungen anders verhalten als in der Schule. So habe ein Mädchen über ihre Beziehung zu einem Jungen berichtet: »In der Nachbarschaft und in der Kirche sind wir Freunde, aber in der Schule tun wir so, als ob wir uns nicht kennen, damit wir nicht gehänselt werden.« (50) Insgesamt sei es leichter für Mädchen, in männliche Spieldomänen Eintritt zu erhalten als umgekehrt für Jungen in weibliche; dennoch käme beides vor. Kollektive Praxen – in Reihen aufstellen, die Wahl von Sitzplätzen, Hänseleien, Klatsch, Teilnahme an oder Vermeidung von bestimmten Aktivitäten – würden den Vorgang der Konstruktion des sozialen Geschlechtes forcieren, wobei der Umgang miteinander und die Einstellungen zum anderen Geschlecht bezogen auf den Kontext variierten (157ff).

Die Hänseleien von Kindern als »Sissies« – das sind Jungen, die Verhaltensweisen praktizieren, die eher Mädchen zugeschrieben werden – und als »Tomboys«, d.h. Mädchen, die sich verhalten, wie man es zum Teil von Jungen erwartet, trügen zur Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischen Verhaltens und einer heterosexuellen Normalität bei. Das führe zum einen dazu, daß von komplexen sozialen Zusammenhängen abstrahiert werden könne, zugunsten eindeutiger Identitäten, wie »*den* Homosexuellen«, »*den* Lesben« und »*den* Prostituierten« (120). Zum anderen könnten diese Hänseleien aber zum Anlaß genommen werden, um über Veränderungen in der Konstruktion von Geschlecht zu diskutieren. So stellt Thorne fest, daß erwachsene Frauen oft stolz darauf sind, als Mädchen zu den »Tomboys« gezählt worden zu sein. Das Ziel müßte sein, die Geschlechtertrennung zu überwinden, wobei die Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit durchbrochen werden müßten. Paradoxerweise sei es dazu manchmal erforderlich, die Bedeutung eines Geschlechts hervorzuheben, z.B. um die Solidarität der Mädchen untereinander zu stützen oder um alternative Formen von Männlichkeit unter Jungen anzuregen. Einerseits müßten sich Strategien sozialer Veränderungen direkt auf den Kontext beziehen, andererseits oder zugleich auf einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang verweisen (171). Thorne schlägt dementsprechend vor, Gruppenbildungen o.ä. nicht mehr nach Mädchen und Jungen vorzunehmen, sondern nach anderen Kriterien, z.B. der Farbe der Schuhe. Auf Geschlecht und Rasse bezogene Probleme sollten offen angesprochen und mit den Kindern diskutiert werden. Sie führt hier das Beispiel eines Lehrers an, der in einer Gruppe von Kindern eine Diskussion darüber anregte, warum so wenige Mädchen Soccer spielen. Ergebnis war, daß beide Geschlechter ein gemeinsames Spiel organisierten (164). Kleine kooperative Gruppen entlang einer gemeinsamen Sache zu bilden, würde es den Jungen und Mädchen erleichtern, sich als Individuen (weniger als Zugehörige zu einem Geschlecht) besser kennenlernen zu können.

Gerade die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit, die mit einer unterschiedlichen Verteilung von Gewalt- und Aggressionsbereitschaft einhergeht, könnte Aufschluß darüber geben, was wir tun können, um die Zunahme von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen zu minimieren. Implizit beinhalten die Vorschläge von Thorne auch, daß Kinder lernen sollten, offen mit Konflikten und Differenzen umzugehen, Probleme anzusprechen, statt sie zu übergehen. Das könnte nicht nur zu einem besseren Verständnis der Geschlechter – aber auch der Ethnien – untereinander beitragen, sondern insgesamt die individuellen Verständigungsmöglichkeiten verbessern und Stigmatisierungen verringern.

Indem Thorne Verhalten und Konstruktionprozesse von sozialem Geschlecht im Spiel thematisiert, gelingt es ihr, unterschiedliches Verhalten an verschiedenen Orten zu erfassen. Schließlich geht sie davon aus, daß Familie, Nachbarschaft und

Schule die wichtigsten Bereiche für Kinder sind (29). Ihre Forschungskonzeption liefert vor allem einen Einblick in den Bereich der Schule. Für weitere Forschungen wäre es wichtig, die Interdependenzen und widersprüchlichen Handlungen in allen drei Bereichen gleichermaßen daraufhin zu analysieren, inwiefern sich die unterschiedlichen Verhaltensweisen im Prozeß der Produktion von Geschlechterverhältnissen stützen. Dies wäre dringlich, um mehr über die Entwicklung von Gewaltbereitschaft und über die Bedeutung der verschiedenen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit zu erfahren. »Die Kultur heterosexueller Romantik bedarf einer grundlegenden Rekonstruktion, so daß sie nicht länger andere Möglichkeiten für Intimität und Sexualität verdunkelt. Freundschaft und Gleichheit sind viel besser für eine intime Beziehung als Mißgunst und ein Gefühl der Fremdheit.« (172)

Zwar artikuliert Thorne ihre Fragen sowie die Vorannahmen, mit denen sie ins Feld geht, und problematisiert ihre eigenen Wahrnehmungen, wenn sie feststellt, daß sie zum Verhalten der Jungen eine größere Distanz einnehmen kann als zu dem der Mädchen (26). Aber ihre Kriterien, nach denen sie sich Notizen macht, Beobachtungen auswählt und auswertet, bleiben z.T. unexpliziert. Dies ist um so bedauerlicher, als ihre Arbeit Anregungen für weitere Studien (auch in anderen Ländern) bieten könnte. Unproblematisiert bleibt auch das Phänomen, daß die Ergebnisse der Beobachtungen erst nach über zehn Jahren in einem Buch veröffentlicht werden und z.T. mit empirischen Studien aus den achtziger und neunziger Jahren konfrontiert werden. Schließlich hat sich (zumindest in Westdeutschland) das Verhalten der Kinder auf dem Schulhof in den letzten zehn Jahren verändert.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Düring, Sonja: Wilde und andere Mädchen. Die Pubertät. Kore Verlag, Freiburg 1993 (192 S., br., 35,– DM)

Düring stellt sich die Frage, »was es Frauen möglich macht, aus der traditionellen Frauenrolle auszubrechen und sich zu den herkömmlichen Geschlechter- und Machtverhältnissen quer zu stellen.« (9) In Anlehnung an Hagemann-White, die der menschlichen Fähigkeit zur Symbolbildung im Hinblick auf die Herstellung und Aufrechterhaltung von Geschlechterdifferenzen besondere Bedeutung beimißt, legt sie folgende These zugrunde: »Da das Konstrukt des Geschlechterdualismus Idealtypen zeichnet, die mit der Realität und der Vielfalt der Individuen nur zum Teil übereinstimmen, muß es zu Erfahrungen kommen, die in Widerspruch zur symbolischen Ordnung stehen.« (6)

Auf Basis dieser These führte Düring mit 45 Frauen Gruppeninterviews (mit 4 bis 6 Frauen pro Gruppe) zu Kindheit und Pubertät durch. Aus dem so gewonnenen Material – ergänzt um durch einen offenen Fragebogen unterstützte individuelle Niederschriften – arbeitet die Autorin vier Mädchen-Typen heraus, die sie »überpointiert und dadurch auch provozierend – nach ihren äußeren Merkmalen« (121) die »wilden«, die »rebellischen«, die »braven« und die »richtigen Mädchen« nennt. Beispielhaft dafür, »wie die Aneignung der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit äußerst brüchig verlaufen kann« (6), sieht Düring Mädchen bzw. Frauen, die nicht dem traditionellen Weiblichkeitsbild von Männern entsprechen. Daher konzentriert sich ihre Studie wesentlich auf die »wilden Mädchen« – auch »Tomboys« genannt –, die in den Kategorien des Geschlechterdualismus gedacht eher Jungen als Mädchen gleichen und in der Literatur ihre Analogie in »Pippi Langstrumpf« und der »roten Zora« finden. Die Auswertung dieser umfangreichen qualitativen Studie erfolgte mit Hilfe der »tiefenhermeneutischen Analyse« nach Rohde-Dachser und wird zu Fallgeschichten aufbereitet. An das Material stellt die Autorin u.a. die Fragen, in welcher

Weise und unter welchen Voraussetzungen Frauen die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit durchbrechen, welche Konflikte dabei auftreten und ob Mädchen, »die den traditionellen weiblichen Weg verlassen, ganz unreflektiert die männlichen Normen übernehmen« (55). Ins Zentrum ihrer Analyse stellt sie die Pubertät und Adoleszenz, begreift sie doch die Herstellung von Geschlechtsidentität als »einen lebensbegleitenden, spannungsgeladenen Prozeß, der sich in der Phase der Pubertät noch einmal kritisch zuspitzt« (7f).

Als Dreh- und Angelpunkt für die unterschiedlichen Entwicklungen der Mädchen erwies sich das Spannungsfeld zwischen Autonomiebestrebungen einerseits und dem Festhalten an Liebesansprüchen andererseits. Doch anders als Düring ursprünglich in bezug auf die »wilden Mädchen« annahm war »ihr Freiheitsdrang nicht das Ergebnis der Notwendigkeit..., ohne einen 'warmen Ort' auszukommen«; denn das mußten viele Mädchen der Vergleichsgruppen auch. »Was diese Mädchen unterscheidet, ist die Art und Weise, wie sie mit diesem Mangel umgingen.« Und diese sei u.a. abhängig »von dem Verhalten der primären Bezugspersonen« (147) und davon, inwieweit dieses eine positive Identifikation mit Weiblichkeit ermögliche. »Eine Bejahung der Weiblichkeit ist... nur dann möglich, wenn ein Bild von Weiblichkeit zwischen den Polen 'männlich' – 'weiblich' existiert.« (161) Deutlich werde dies an den »richtigen Mädchen«, deren Reifeprozeß von der Psychoanalyse als geglückt angesehen wird: Bei Betrachtung des familiären Hintergrunds dieser Mädchen zeige sich nämlich, »daß deren Familienkonstellation der Idealvorstellung der arbeitsteiligen bürgerlichen Kleinfamilie keineswegs entsprach«, sondern daß darin die Mütter »die dominierende Person in der Familie« und »ebenso wie die Väter für die materielle Versorgung der Familie zuständig« waren (160). Wo, wie bei den »wilden Mädchen«, Weiblichkeit dagegen nicht bejaht werden könne und dennoch der Druck zur Übernahme weiblicher Konstruktionen bestehe, entwickelten sich Aggressionen, die – wenn auch oft zunächst gegen sich selbst gerichtet und von den Mädchen leidvoll erfahren – zumeist offensiv nach außen gerichtet werden und so Anknüpfungspunkte für alternative Lösungen bieten könnten.

Beim Lesen der Fallgeschichten, die als eine Mischung aus Gesprächsausschnitten, Hintergrund- bzw. Zusatzinformationen und Interpretation dargeboten werden, fühlte ich mich durch die Fülle an Details etwas erschlagen; angesichts der vorgeführten Entwicklungen und Verarbeitungsweisen ging die Fragestellung zeitweilig verloren, so daß ich mir Orientierungshilfen wie z.B. vorläufige Zwischenthesen gewünscht hätte. Andererseits regt das Material zu eigenen Analysen an: Am Beispiel »Christina« (90ff) lernte ich, daß aggressive Gefühle und unbefriedigte Bedürfnisse, obwohl sie als solche bereits bewußt sind, dennoch autoaggressiv (an sich herumschnipseln, Suizidalität) ausgelebt werden können, während dieselben Gefühle unbewußt auf eine zumindest akut harmlosere Art und Weise (Ausbleiben der Periode) verarbeitet werden.

Das Buch, das ich jeder Frau, die sich für Prozesse weiblicher Vergesellschaftung interessiert, ans Herz legen möchte, endet optimistisch, indem Düring ein hohes Maß an Widerstandspotentialen und Bereitschaft zu alternativen Handlungs- und Lebensformen (selbst bei den »braven« und »richtigen Mädchen«) feststellt (vgl. 164).

Eva Wollmann (Hamburg)

Heiliger, Anita, und Tina Kuhne (Hrsg.): Feministische Mädchenpolitik. Frauenoffensive, München 1993 (215 S., br., 28,– DM)

Über 20 Autorinnen, die mehrheitlich aus der Praxis der Mädchenarbeit oder aus angegliederten Forschungskontexten kommen, melden sich zu Wort. Daraus ist ein

Splitterwerk an Erfahrungen und Erkenntnissen entstanden, das, heterogen, wie der Praxisbereich selbst, einen Überblick über mädchenpolitische Errungenschaften, bestehende Probleme und Debatten gibt. Eine kurze Reflexion von Luise Pusch über die Wörter, die für weibliche Kinder und Jugendliche im Umlauf sind, rundet das Ganze ab. Neben einigen Artikeln, in denen Selbstverständnisse und Grundlegungen feministischer Mädchenarbeit dargestellt werden, geht es um konkrete Beispiele, spezifische Zielgruppen und Arbeitsbereiche: Projekte aus München, Hamburg und Erfurt stellen sich vor, lesbische Mädchen werden als Zielgruppe von Mädchenarbeit einbezogen, für behinderte Mädchen werden Integrationsmöglichkeiten überlegt, die Arbeit mit sexuell mißbrauchten Mädchen wird erläutert und gegen gängige Vorgehensweisen abgegrenzt, die Raumaneignung von Mädchen in der Öffentlichkeit wird untersucht sowie die Situation ausländischer Mädchen. Darüber hinaus werden Erfahrungen mit feministischer Politik in der Schule aufgegriffen, und die Bedeutung des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes für die Arbeit mit Mädchen wird analysiert.

Im wesentlichen geht es um die politischen Dimensionen professioneller feministischer Sozialarbeit mit Mädchen, um den »Umbau der Gesellschaft in der Geschlechterfrage«, um die »Schaffung einer neuen Gesellschaft, die ohne Geschlechterhierarchie und ohne gewaltsame Unterdrückung und Zurichtung eines Geschlechts auskommt« (Heiliger, 20). Mädchenpolitik bekommt in dieser Ausrichtung die Aufgabe, nicht nur gegen Diskriminierungen, Benachteiligungen und Gewalt anzugehen, sondern alternative Erfahrungsfelder herzustellen, die den Mädchen eine eigenständige und unabhängige Persönlichkeitsentwicklung ermöglichen, ihnen körperliche und seelische Unversehrtheit garantieren und in denen eine positive Bewertung von Weiblichkeit »jenseits patriarchaler Definitionen« möglich sein soll (24f).

In den Texten einiger Praktikerinnen kommt ein erfrischend unzeitgemäßes Verständnis von Sozialarbeit zum Ausdruck: Hilfesuchende Mädchen werden nicht als gestörte Opfer pathologisiert, ihre Probleme und Nöte gelten weder als Symptome für Krankheitsbilder noch als Zeichen für Verwahrlosung (Gudrun Keller, Andrea Mager, 128). Statt dessen darf das, was als normal für Mädchen und Frauen gilt, an allen Ecken und Enden hinterfragt und in alternative Lebensentwürfe umformuliert werden. Es geht darum, die Lebenssituationen zu begreifen, ihre Verarbeitungsweisen zu verstehen, den Mädchen Mut zu machen, sich zu wehren und sich auseinanderzusetzen. Neue Erfahrungen sollen ermöglicht, neue Frauenbilder entworfen werden (Marja Evers, 48). Die unmittelbare, konkrete Beziehungs- und Unterstützungsarbeit der Mitarbeiterinnen wird um politische Standpunktentwicklung und Einmischung ergänzt. So formuliert Tina Kuhne die Mitarbeit in der Jugendhilfe- und Sozialpolitik als wichtigen Bestandteil feministischer Mädchenpolitik und fordert dazu auf, sich sowohl innerhalb der Diskussionen und Zusammenschlüsse der Frauenbewegung zu bewegen als auch in den Strukturen der Jugendhilfe (46f). An anderer Stelle wird auf Frauennetzwerke hingewiesen und die Suche nach gemeinsamen Kooperationsformen zwischen Frauen aus autonomen Projekten, Institutionen und Parteien zur Durchsetzung von Frauen- und Mädcheninteressen als Aufgabe gestellt (Birgit Ahr u.a., 74).

Als Ergebnis können die Frauen auf eine ganze Reihe von Angeboten für Mädchen blicken, die seit einigen Jahren bestehen: Beratungsstellen, Mädchenhäuser, Mädchentreffs, Zufluchtsstätten, Wohngruppen usw. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Autorinnen die von ihnen entwickelten Formen öffentlicher Erziehung, Betreuung und Unterstützung als Alternative zur Familie ansehen, was innerhalb der Familienorientierung des aktuellen jugendpolitischen Gesamttrends eine Ausnahme

darstellt. So wird in der Begleitforschung der Münchner Zufluchtsstelle herausgestellt, daß die hilfesuchenden Mädchen Gewalt hauptsächlich von männlichen Familienmitgliedern erfahren haben. Familie als Ort von Schutz, Geborgenheit, Zuwendung und individueller Unterstützung wird hier in Frage gestellt. Die Autorinnen berichten, daß die aus den Familien geflüchteten Mädchen besonderen Zerreißproben ausgesetzt sind, da ihre familienorientierte Sozialisation in krassem Gegensatz zu den Nöten und Krisen steht, die sie in ihren Familien erlebt haben (Gudrun Keller, Andrea Mager, 122).

Einblick in die spezifische Situation von Mädchenarbeit und -politik in einem der neuen Bundesländer gibt der ausführliche Bericht der Erfurter Frauen (Birgit Ahr u.a.). Der Umbruchprozeß habe neben neuen Freiräumen auch neue Grenzen und Verunsicherungen gebracht, vor allem die Erfahrung »sozialer Unsicherheit und Unberechenbarkeit der Zukunft« (59). Mit dem Ziel, den Mädchen die Möglichkeit zu bieten, sich neue Lebensperspektiven zu entwickeln, haben sie ein vielfältiges Projekt aufgebaut, zu dem ein Mädchencafé, Gruppenangebote, Beratung, Therapie und eine Zufluchtswohnung gehören.

Erwähnen möchte ich noch die Überlegungen von Maria Bitzan über Parteilichkeit in der Arbeit mit Mädchen und Frauen. Gegen die Definition von Frauen als Defizitäre, die gestützt werden müssen, aber auch gegen die Überhöhung ihrer Stärken und Fähigkeiten stellt sie fest: »Die Widersprüche der patriarchalen Gesellschaft gehen eben auch durch die Frauen hindurch.« (200) Sie bezeichnet Mädchen als »Expertinnen des Zwiespalts« (ebd.), Selbstbewußt lebten sie Widerständigkeit und Unterwerfung gleichzeitig. Bitzan warnt davor, die Lebenswelten von Mädchen mit allgemeinen und gängigen Vorstellungen davon zu verdecken, wie Mädchen sind und leben. Statt dessen brauchen wir genaue Analysen, mit denen die Mädchen mehr über sich selbst herausfinden können und mit denen die vielfältigen Ebenen ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit zum Vorschein kommen können.

Insgesamt kann ich dem Buch großen Nutzen für die praktische Arbeit mit Mädchen und Frauen abgewinnen und denke, daß die Diskussion der Thesen, Beispiele, Vorschläge und Vorgehensweisen ein Gewinn für viele Frauen sein könnte, die in der Jugendarbeit, in der Frauensozialarbeit und ähnlichen Feldern tätig sind. Wiederholungen in den verschiedenen Beiträgen machen hin und wieder das Lesen etwas zäh. Deutlich wird die politische Lage der Mädchenarbeit und politischen Initiativen, die von Existenzsorgen und viel Kraft- und Zeitaufwand, um die Projekte am Leben zu halten, gezeichnet ist. Durch die Verankerung eines Anspruchs auf Mädchenförderung im Kinder- und Jugendhilfegesetz können die Mädchenprojekte zwar ihre Arbeit legitimieren, jedoch wird in einigen Aufsätzen deutlich, daß große Institutionen der Jugendhilfe zu mächtigen Konkurrenten werden, die zudem die Prämisse der feministischen Mädchenarbeit nicht unbedingt zugrundelegen. Nicht einverstanden bin ich mit einigen Thesen und Behauptungen, die mir allzu funktional abgeleitet erscheinen. Z.B. ist die Definition von sexuellem Mißbrauch als Herrschaftsinstrument, das Mädchen im Sinne der Männer »weiblich« machen soll, zu einfach für die Erklärung eines komplexen herrschaftsdurchzogenen Beziehungsgefüges (Elisabeth Lindenthal, 162). Den immer wieder erhobenen Appell, daß in der Jugendarbeit auch antisexistische Jungenarbeit stattfinden müsse, finde ich insgesamt einleuchtend. Den Befund von Antita Heiliger, daß der eigentliche Knackpunkt zur Überwindung der Geschlechterhierarchie die Rollenänderung der Jungen sei (15), halte ich für eine Überbetonung dieser Seite, auf die wir uns keinesfalls verlassen sollten.

Gisela Heinrich (Hamburg)

Derichs-Kunstmann, Karin, und Brigitte Müthing (Hrsg.): Frauen lernen anders. Theorie und Praxis der Weiterbildung für Frauen. Kleine Verlag, Bielefeld 1993 (234 S., br., 31,– DM)

Die in 26 Beiträgen dokumentierte Fachtagung sollte dazu beitragen, »eine gemeinsame Diskussion zwischen BildungspraktikerInnen und WissenschaftlerInnen zu ermöglichen« (8). Derichs-Kunstmann faßt Ergebnisse der Frauenforschung und ihre Konsequenzen für Bildungsarbeit mit dem Resultat zusammen, daß Frauen nicht nur andere Rahmenbedingungen brauchen als Männer (z.B. Kinderbetreuung während der Veranstaltungen), sondern auch Inhalte, die die »Lebenserfahrungen der Frauen und ihre spezifischen Kompetenzen« einbeziehen (17). Ein roter Faden, der sich durch viele Beiträge zieht, ist das Problem, wie Differenzen zwischen den Geschlechtern beim Lernen berücksichtigt werden können und wie zugleich Gleichberechtigung angestrebt werden kann, ohne Gefahr zu laufen, daß sich Frauen an männliche Vorgaben bloß anpassen. Wie schwierig dies sein kann, führt Löw an Hand von Umgangsformen von Frauen untereinander vor, wenn sie zwar andere als Konkurrierende sehen, aber kaum sich selbst. Konkurrenz werde selten als solche artikuliert, sondern z.B. als Kompetenzkonflikt in einer Gruppe bei der Durchsetzung einer Position ausgetragen.

Rendtorff hält die Vorstellung, daß »unter Frauen ungeteilte Nähe, Übereinstimmung und Verschmelzung« zu finden sei, für eine »tödliche Illusion«. In einem »universellen Subjekt Frau« ließen sich nicht mehr »die höchst unterschiedlichen Details in der Geschichte, Entwicklung und Veränderung einer Kultur oder zwischen den Kulturen« ausmachen (41). So habe es sich für die Frauenschule in Frankfurt/M als produktiv erwiesen, Widersprüche und einen offenen Umgang untereinander zuzulassen. Stahr geht davon aus, daß »die *Variationen innerhalb* eines Geschlechtes weit größer sind als die *Differenz zwischen* den Geschlechtern«. Schließlich würden sich Männer und Frauen »in der Realität anders verhalten als es die geschlechtsstereotypen Vorstellung besagen« (48). Sie plädiert für die Entwicklung einer »kollektiven Identität« von Frauen, die die Vielfalt zum Tragen kommen läßt und die sich nicht an männlichen Werten orientiert, so daß sich Frauen als Handelnde begreifen könnten (58). Ich kann den Autorinnen zustimmen, wenn sie die kulturelle Vielfalt und die unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen in Lerninhalte und -formen einfließen lassen wollen. Andere Beiträge widerlegen allerdings die Annahme, daß die Differenzen unter Frauen größer seien als die zwischen den Geschlechtern.

So zeigen gerade die Ergebnisse aus der Schulforschung, wie sich bereits bei Schulkindern geschlechtsspezifisch unterschiedliche Formen der Orientierung und des Selbstbewußtseins herausbilden oder bereits gebildet haben. Schließlich faßt Nyssen Ergebnisse einer Befragung von über 450 SchülerInnen der 5. bis 10. Klasse dahingehend zusammen, daß sich viele der Mädchen über »traditionelle geschlechtsspezifische Merkmale wie Kinder kriegen, Einfühlsamkeit, Röcke tragen, Sichschön-machen usw.« identifizierten (29), Jungen hingegen mit ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihren Fähigkeiten und ihrem Körper. In eine ähnliche Richtung weist der Beitrag von Flake. Trotz besserer Schulleistungen seien Mädchen weniger selbstbewußt als Jungen und orientierten sich immer noch an Liebe als Sinngebung. Viel stärker als z.B. in Beruf oder Ausbildung ordneten sich die Mädchen in Liebesbeziehungen den männlichen Vorstellungen unter. Deutlich wird, daß trotz der »doppelten Vergesellschaftung« (22) von Mädchen für Familie und Beruf viele Mädchen Liebesbeziehungen vorrangig vor Berufsarbeit als sinngebend sehen. Möglichkeiten und Chancen werden in dieser Gesellschaft immer noch geschlechtsspezifisch unterschiedlich wahrgenommen.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen blockieren, wenn auch in veränderter Weise, die Bildungschancen von Frauen. So stellt Schiersmann einen Zusammenhang zwischen den Veränderungen in den Lebenssituationen von Frauen und der Entwicklung von Bildungszielen her. Es gehe inzwischen weniger darum, Defizite aufzuarbeiten, als vielmehr darum, an den Kompetenzen von Frauen anzuknüpfen und daraus Perspektiven zu entwickeln. So habe sich gezeigt, daß Frauen in der Allgemeinbildung »überrepräsentiert«, aber in der betrieblichen Fortbildung oder in der Weiterbildung im Rahmen von AFG-Maßnahmen immer noch unterrepräsentiert sind. Das liege oft daran, daß den Frauen zwar der gleiche formale Zugang zu Weiterbildung eingeräumt werde, »ihre spezifische Lebenssituation« (Zuständigkeit für Familienarbeit) ihre Partizipation aber verhindert (106). Neben konkreten Reformen – z.B. einer bevorzugenden Förderung von Frauen, so lange bis ihre Teilnahmequote an Weiterbildung dem Anteil an der Beschäftigtengruppe bzw. an den Arbeitslosen entspricht – schlägt Schiersmann letztlich vor, den Geschlechtervertrag so zu gestalten, daß die »geschlechtshierarchische Arbeitsteilung« aufgehoben wird (109).

Leider wird keine explizite Verbindung zwischen den theoretischen und empirischen Beiträgen und denen der Bildungspraktikerinnen gezogen, so daß die LeserInnen nicht erfahren, inwieweit sich der eingangs formulierte Dialog als produktiv erwiesen hat. Kaplan stellt die »Kommunalstellen Frauen und Beruf« vor, insgesamt 32 Projekte, die vom Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie seit 1988 in Nordrhein-Westfalen gefördert werden. Sie sollten dazu dienen, die Erwerbsbeteiligung von Frauen zu erhöhen und dazu beitragen, Mädchen eine Berufsorientierung zu bieten, Familienfrauen einen Wiedereinstieg ins Erwerbsleben zu ermöglichen, betriebliche Frauenförderung voranzutreiben und Frauen den Zugang zu neuen Technologien erleichtern (vgl. 195ff). Sechs Projekte werden in Einzelbeiträgen beschrieben. Weitere Beiträge behandeln z.B. Qualifizierungsmaßnahmen, Management, Körperorientierung in der Bildungarbeit. Die dokumentierten Erfahrungen lehren u.a., daß die Lernbedingungen auf die Zielgruppen zugeschnitten sein sollten (124), daß es einer guten Vorbereitung bedarf, daß die Weiterbildung für Managerinnen systematisches Training in Techniken der Menschenführung braucht (169), daß eine Neudefinition von weiblicher Professionalität (172) nötig ist, daß aus dem Verständnis der eigenen Geschichte auch andere besser verstanden werden können mit Hilfe biographischen Lernens (184). Hier zeigt sich einmal mehr, daß solche Modellmaßnahmen und Projekte notwendig sind, solange die strukturelle Benachteiligung von Frauen im Erwerbsleben anhält, die nicht losgelöst von der Zuständigkeit von Frauen für Familienarbeit gesehen werden kann. Ein Problem staatlich geförderter Projekte wird m.E. angesichts der Kürzungen im Bereich von AFG-Maßnahmen insgesamt deutlich. So bleibt zu hoffen, daß die notwendige Arbeit in den Projekten überhaupt und unter Einbeziehung der Vorschläge weitergeführt werden kann.

Das Buch schließt mit einer ausführlichen Bibliographie zum Thema Lernen. Da es insgesamt informativ ist und gerade durch seine Widersprüchlichkeiten zum Weiterdenken anregt, kann ich es allen empfehlen, die sich für Frauenbildung interessieren.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Rabe-Kleberg, Ursula: Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise der traditionellen Frauenberufe. Kleine Verlag, Bielefeld 1993 (293 S., br., 35,– DM)

Anlaß für die Studie gaben u.a. der Pflege- und Erziehungsnotstand und das burnout-Syndrom im Dienstleistungsbereich. Die hierdurch ausgelösten fachinternen Diskussionen um die Notwendigkeit einer Professionalisierung pflegender und

erzieherischer Berufe und ihre Öffnung für Karrieremöglichkeiten nimmt Rabe-Kleberg in ihrer Habilitationsschrift zum Ausgangspunkt dafür, die bisher in getrennten Kontexten stattfindenden Diskurse über Beruf und Profession einerseits und Geschlechterverhältnisse andererseits zusammenzuführen.

Die Arbeit untergliedert sich in einen theoretischen und einen empirischen Abschnitt. Im ersteren werden knapp unter Verweis auf andere TheoretikerInnen (z.B. Barrett, Schaeffer-Hegel, Gerhard) Hauptlinien der wissenschaftlichen Diskurse über das Geschlechterverhältnis – im Spannungsfeld von Gleichheit und Differenz – vorgestellt. Im Anschluß arbeitet die Autorin wesentliche Merkmale von Frauenberufen mit dem Ziel heraus, »die in der Teilung des Berufsbegriffs codierte Differenz der Geschlechter aufzudecken und die Möglichkeiten ihrer Aufhebung in einem erweiterten, vollständigen Berufsbegriff aufzuzeigen« (49).

Neben bekannten Benachteiligungen durch die weibliche Zuständigkeit für private Reproduktionsarbeiten stellt sie ein fehlendes berufliches Selbstverständnis bei Frauen fest, die sich ihrer eigenen, im Beruf eingebrachten Qualifikationen häufig unsicher seien. Dies liege u.a. daran, daß (vor allem in pflegenden und sozialen Berufen) die Grenze zwischen beruflich und nicht-beruflich organisierter Arbeit verschwimmt. Das »Verhältnis bezahlter und nicht-bezahlter Teile von Arbeit, beruflicher und nicht-beruflicher Arbeit vermischt (sich) mit der Frage nach dem Verhältnis von sogenannter persönlicher und sogenannter fachlicher Qualifikation, ihrem Erwerb und ihrer Realisierung« (59). Eine zentrale Bedeutung schreibt die Autorin der Geduld zu, also jener Fähigkeit, die dazu erforderlich sei, »zwischen dem eher organischen Zeitmaß 'lebendiger' Prozesse und der linearen Zeitdefinition der industriellen und bürokratischen Sphäre« (80) zu vermitteln, die gesellschaftlich jedoch nicht als besondere Leistung anerkannt, sondern als weibliches Arbeitsvermögen »re-naturiert« werde. Rabe-Kleberg appelliert an die Frauen, Gleichheit (in Form von Strukturangleichung an die für Berufe normalen Bedingungen) einzufordern bei gleichzeitiger »Redefinition der Frauen zugeschriebenen Eigenschaften und Merkmale als allgemein-menschliche bzw. beruflich zu erwerbende Fähigkeiten« (88).

Der Widerspruch, daß Frauen heute einerseits zunehmend höher und breiter qualifiziert sind, andererseits ihre Qualifikationen in der Praxis nur beschränkt unter Beweis stellen können, führt Rabe-Kleberg im empirischen Teil ihrer Arbeit zu der Frage nach den Gründen und Auswirkungen der Trennung von Männer- und Frauenberufen. Auf Grundlage umfangreicher Statistiken verfolgt sie zunächst die historische Entstehung, die Veränderungen und Konstanten in der geschlechtsspezifischen Teilung der Berufsarbeit. Da die Subjekte selbst nicht nach ihren Erfahrungen befragt werden, bleibt die eingangs gestellte Frage, wie es bis heute überhaupt möglich war, »so viele Frauen in diese Berufe zu locken, obwohl soziale und pflegende Dienste... diesen so wenig Dank einbringen« (19), ebenso unbefriedigend beantwortet wie unklar bleibt, wie diese Frauen den Widerspruch zwischen der Idealisierung »des Abseits als einem moralisch höherwertigen Ort« (111) und seiner gesellschaftlichen Nichtbeachtung konkret leben.

Im letzten Teil zeichnet Rabe-Kleberg die Entwicklungen und Bedingungen von vier spezifisch weiblichen Tätigkeitsbereichen nach – den Beruf der Friseurin, der Krankenpflegerin sowie die Berufe im sozialen, helfenden und erziehenden Bereich und im Gastgewerbe. Hier erfährt man interessante Details: So versuchte das ursprünglich männliche Friseurhandwerk Frauen auszugrenzen, indem man sie der Prostitution bezichtigte. Zudem stellten solche sexistischen Anschuldigungen ein Problem aller Berufe dar, in denen die Beschäftigten die Körper ihrer Kunden berühren. Der Anteil am männlichen Pflegepersonal in medizinischen Einrichtungen

steigt unter anderem deshalb an, weil er die Möglichkeit eines Einstiegs auch auf einem niedrigeren Niveau als für die meisten Frauen bietet, dieser Bereich also zu einer »Unterschichtung« tendiere (vgl. 213f). Perspektivisch fordert Rabe-Kleberg für die sozialen Berufe Berufsorganisationen, »die garantieren sollen, daß die eigenen 'berufsständischen' Interessen mit denen der Hilfesuchenden (Klienten), der Trägerverbände (Arbeitgeber) und des Staates und der Gesellschaft überhaupt nicht vermischt und verwechselt werden« (223). Eva Wollmann (Hamburg)

Schlüter, Anne (Hrsg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1992 (352 S., br., 38,– DM)

Zwanzig Autorinnen unterschiedlichster Disziplinen verfolgen in drei Abschnitten den mühevollen Weg bildungshungriger Frauen in die sich mit aller Macht sperrende akademische Welt. Der erste Abschnitt enthält überwiegend biographische Porträts von kämpferischen »Ausnahmefrauen«, die sich Ende des vorigen Jahrhunderts ein Studium in den Kopf gesetzt hatten, selbst wenn sie dazu mangels deutscher Studienmöglichkeiten ins Zürcher Exil mußten. Revolutionärinnen wie Rosa Luxemburg und Vera Figner, Schriftstellerinnen wie Lou Andreas-Salomé und Ricarda Huch studierten in Zürich, außerdem viele Aktivistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung. Eine chronologische Übersicht (Einsele) sowie ein knapper Ausstellungsbericht (Streiter) über den Studienalltag dieser Pionierinnen eröffnen den Band. Es folgt eine Reihe von Einzelfallstudien, die den unterschiedlichen Strategien nachspüren, mit denen die ersten Naturwissenschaftlerinnen oder Medizinerinnen die strukturellen Bildungsbarrieren individuell zu bewältigen suchten (Stuby, Just, Roloff, Siebertz, Kerner). Die partielle Integration und gezielte Ausgrenzung von Frauen in einzelnen Fächern behandelt der zweite Abschnitt des Buches (Förder-Hoff, Degner, Roloff, Peter, Reich). Hierbei liegt der zeitliche Schwerpunkt auf der Weimarer Republik und dem NS – eine widerspruchsvolle Phase also, die dem Frauenstudium zunächst neue Perspektiven eröffnete, um dann um so schmerzlicher zu einer äußerst restriktiven Immatrikulationspraxis zurückzukehren. Der dritte Abschnitt zieht »Bilanz« (Pfister) und fragt systematisch nach den »Grenzen und Barrieren« in 90 Jahren Frauenstudium sowie nach den zukünftigen Chancen von Frauen in der »Männerdomäne« Hochschule.

Die den Sammelband prägenden Einzelfallstudien sind von unterschiedlichem methodischem Zuschnitt und auch von unterschiedlicher Qualität. Recht unbekümmert und ohne sich von konzeptionellen Überlegungen aufhalten zu lassen, streifen manche Beiträge durch ein halbes Jahrhundert Bildungs- und Frauengeschichte. Hier ist noch deutlich die Sehnsucht der frühen Historischen Frauenforschung nach den »großen Frauen in der Geschichte« spürbar, die möglicherweise als Identifikationsfiguren heutiges frauenrechtlerisches Engagement anzuregen vermögen. So präsentiert uns Kerner die Atomphysikerin Lise Meitner als eine Frau mit »starkem Selbstbewußtsein und einem Glauben in ihre Fähigkeiten«, der »sie auch unter den widrigsten äußeren Umständen nie verlassen sollte« (106). Und Metz-Göckel stellt den »großen Männern der Soziologie« (250) im Gegenzug ihre eigene akademische Lehrerin Helge Pross als »Vorreiterin« (248) und als ihr persönliches »Vorbild« (249) gegenüber. Roloff schöpft in ihren biografischen Skizzen recht spekulativ aus Sekundärtexten, und andere, wie etwa Degner, versäumen, durch die Fülle der Einzelinformationen zu den notwendigen Verallgemeinerungen vorzudringen. Solche Mängel kann man wohl in Kauf nehmen, wenn man weiß, daß keineswegs nur Fachhistorikerinnen am Werk waren sondern auch an der Frauenforschung Interessierte, die die weibliche

Beteiligung an ihrem eigenen Studienfach zu rekonstruieren versuchen und unbekannte Daten zusammentragen, um historische Persönlichkeiten vor dem Vergessen zu bewahren. Doch der Verzicht auf ein analytisches Instrumentarium kann zu problematischen Ergebnissen führen: So konfrontiert Siebertz das bislang geschönte Bild der Pionierin Agnes Bluhm mit deren rassenhygienischen Vorstellungen, bleibt jedoch in weiten Strecken beim Referieren der Positionen stehen, läßt eine Reihe von Veröffentlichungen Bluhms unberücksichtigt, und man vermißt jede Auseinandersetzung mit der neueren Forschung. Andere Autorinnen argumentieren differenzierter und auf breiterer Materialbasis, sie vermitteln neue Eindrücke über den Studienalltag in der Weimarer Republik und im NS (Clephas-Möcker, Krallmann) oder stellen ihre Universitätschronologie in den historischen Kontext der bürgerlichen Frauenbewegung (Glaser). Der ständige Rekurs auf außeruniversitäre gesellschaftliche Faktoren prägt auch den Beitrag von Förder-Hoff, die den akademischen Karrieren von drei Studentinnengenerationen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nachgeht.

Ergänzt werden die chronologisch angelegten Fallstudien durch Erlebnis- und Praxisberichte aus dem heutigen Universitätsalltag (Bunte, Stein) sowie durch einige spannende historische und aktuelle Problemanalysen. So trägt etwa Costas Faktoren im internationalen Vergleich zusammen, die den weiblichen Emanzipationsprozeß an der Hochschule begünstigen oder hemmen. Und Pfister weist bei ihrer Rekonstruktion des Frauenstudiums in der DDR überzeugend nach, wie die Stigmatisierung der dortigen Wissenschaftlerinnen funktionierte: sie galten als familienorientiert und wenig originell. Dies und ihre fehlende Bereitschaft, sich bruchlos in die »homosoziale Männerwelt« Universität einzupassen, habe Frauen dort tendenziell blockiert und ausgegrenzt. Hieran knüpft Duka an, die am Beispiel der alten Bundesrepublik jene persönlichen Voraussetzungen zusammenstellt, unter denen Frauen ein Einstieg und Aufstieg in der Wissenschaft trotz der historisch gewachsenen Barrieren gelingen konnte: Höchsteinsatz gehörte dazu, große Frustrationstoleranz, die Suche nach Nischen, die Kenntnis der akademischen Strukturen und viel Eigeninitiative waren notwendig, unentbehrlich scheint nach wie vor die Protektion durch einen wohlwollenden Hochschullehrer. Um der sich ständig reproduzierenden Geschlechterasymmetrie im Bildungssektor zu entrinnen, plädiert Schlüter in ihrem abschließenden Diskussionsbeitrag für eine zeitweilige Separation von Frauen in einer zukünftigen »Frauenhochschule«, wo den weiblichen Studierenden endlich ungeteilte Zuwendung, Aufmerksamkeit und Förderung sicher sei (344). Dies zu überprüfen sollte zumindest einen Versuch wert sein. Vielleicht gelingt den modernen »Feministinnen« ja dort, was den »Pionierinnen« vor hundert Jahren selbst unter größten Opfern kaum zugestanden wurde: an einer Hochschule »Karriere zu machen«.

Brigitte Kerchner (Berlin)

Katz, Montana, und Veronica Vieland: Uni-Knigge für Frauen. Wegweiser durch den patriarchalen Hochschuldschungel. Aus dem Amerikanischen von Walmot Möller-Falkenberg. Campus Verlag, Frankfurt/M 1993 (248 S., br., 29,80 DM)

Katz und Vieland möchten dafür sensibilisieren, wie Frauen an Hochschulen »mit diskriminierenden Verhaltensweisen und Äußerungen bedeutet (wird), daß sie an diesem Ort mehr oder weniger nur toleriert sind, aber nicht dazugehören, und daß sie nur auf einer unteren sozialen Statusposition geduldet werden ... und damit weder ihre Bildungs- und Lernchancen noch ihre späteren wissenschaftlichen Karrieremöglichkeiten voll nutzen können« (216). So würden z.B. Studenten in ihrem Selbstwertgefühl ständig ermutigt und bestärkt, wohingegen Studentinnen lernen,

sich und andere Frauen hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit geringzuschätzen. Fragen von Studentinnen in Lehrveranstaltungen würden nicht mit der gleichen Sorgfalt beantwortet wie die ihrer Kommilitonen. An Frauen würden eher einfache tatsachenbezogene, an Männer abstrakte, komplexe Fragen gestellt. Frauen werde damit die Möglichkeit genommen, ihre Fähigkeiten zu demonstrieren; das Gefühl für die eigene Kompetenz hinsichtlich komplexer Probleme würde allmählich schwinden. Unterstützt werde dieser »heimliche Lehrplan« durch unhinterfragte sexistische Quellentexte und die Verwendung von geschlechtsspezifischen Stereotypen in Unterrichtsbeispielen. Ferner würden Frauen ganz selbstverständlich zu sozialen Aufgaben, wie der Gestaltung einer Arbeitsatmosphäre, herangezogen, während Männer zugleich davon entlastet werden.

Die Autorinnen möchten mit der Vorstellung aufräumen, eine Hochschule sei eine Leistungsgesellschaft. Entscheidungen seien vielmehr von einem komplexen Netz von sozialen und politischen Faktoren abhängig, von denen viele nur sehr wenig mit der tatsächlichen Qualifikation einzelner Individuen zu tun hätten. Studentinnen werden dazu ermutigt, jede Gelegenheit zu nutzen, um sich mit anderen Frauen über Erfahrungen und Überlegungen auszutauschen und um gemeinsam Konzepte für weiteres Vorgehen zu entwickeln. Es gelte, die vielfältigen Formen geschlechtsspezifischer Diskriminierung wahrnehmen zu lernen und alternative Lernbedingungen zu organisieren. Hierfür werden zahlreiche Vorschläge gemacht, z.B. die Organisation regelmäßiger Zusammenkünfte der Frauen eines Fachbereichs oder einer Vorlesungsreihe, bei der eine vorher angefertigte kleine soziologische Studie Diskussionsgrundlage sein könnte. Das Buch bestärkt Studentinnen darin, ihre eigene Verwirrung und Ambivalenz bei geschlechtsspezifischer und v.a. bei sexueller Diskriminierung ernst zu nehmen, klar und bestimmt eine Änderung des Verhaltens zu verlangen und sich dabei gegenseitig zu unterstützen. Verschiedene AnsprechpartnerInnen innerhalb und außerhalb der Universität, an die einzelne Frauen oder Frauengruppen sich wenden können, um gegen geschlechtsspezifische Diskriminierung vorzugehen, werden mit ihren Handlungsmöglichkeiten und -kompetenzen beschrieben. Um die Studentinnen für die eigenen Rechte zu sensibilieren, wird die europäische Diskussion um geschlechtsspezifische Diskriminierung und die entsprechende deutsche Rechtslage erläutert.

Neben den fehlenden Hinweisen, woher die Autorinnen ihr Wissen über die Formen geschlechtsspezifischer Diskriminierung und die Ideen für die angeführten Beispiele beziehen, besteht ein Problem darin, daß Studentinnen zwar ermutigt werden, sich auf allen möglichen Ebenen zu wehren, aber zugleich davor gewarnt werden, zuviel zu tun: Es »kann dem gängigen Verhalten auch durch kleine Gesten und Kommentare entgegengewirkt werden, ohne daß das die Handelnden von ihrem Studium ablenkt oder vielleicht in Konflikte stürzt« (46). Und wer geglaubt hat, kleine soziologische Studien zu betreiben, Ringvorlesungen zu organisieren und sich durch die universitäre Hierarchie zu kämpfen würde Zeit und Mühe kosten, wird belehrt, »daß die hier vorgeschlagenen Methoden mit ein bißchen Konzentration und Entschlossenheit ... angewandt werden können, ohne daß es zwangsläufig zu nennenswerten Beeinträchtigungen des Studiums kommen muß« (39).

Das Buch wurde um einen Anhang mit Daten über Frauen an deutschen Hochschulen und um deutsche Literaturangaben erweitert und kann Studentinnen und Unterrichtenden, die etwas gegen geschlechtsspezifische Diskriminierung unternehmen wollen, empfohlen werden. Barbara Birzer (Hamburg)

Geschichte

Mauritsch, Peter: Sexualität im frühen Griechenland. Untersuchungen zu Norm und Abweichung in den homerischen Epen. Reihe Kulturstudien: Ingomar Weiler (Hrsg.), Alltag und Kultur im Altertum, Bd. 1. Böhlau Verlag, Köln 1992 (162 S., br., 39,80 DM)

Mauritsch geht der Frage nach, »welche normativen Erwartungen bezüglich des Sexualverhaltens in der ältesten europäischen Literatur« aus der zweiten Hälfte des 8. Jh. v. Chr. erkennbar sind (XI). Norm definiert er mit Luhmann als »kontrafaktisch stabilisierte Verhaltenserwartung« (9). Wer diese enttäuscht, dem wird »abweichendes Verhalten« zugeschrieben, der wird als Außenseiter etikettiert (13).

Zunächst isoliert der Autor in den homerischen Texten den Begriff *thémis* als Bezeichnung für allgemeingültige, allerdings nicht schriftlich fixierte Verhaltensanforderungen auch im Bereich der Geschlechterverhältnisse (24ff). Dann wendet er sich dem »Geschlechtsleben unfreier Personen« zu. Odysseus' Sklavinnen wurden nach dessen Rückkehr aufgehängt, weil sie mit den Freiern geschlafen hatten, aber nicht, weil Sexualität an sich etwas Problematisches gewesen wäre, sondern weil die Loyalität zum Oikos auf diese Weise untergraben wurde (33ff).

Diskursive Brennpunkte in den homerischen Epen bilden voreheliche geschlechtliche Aktivitäten von Mädchen und außereheliche von Männern und Frauen, wobei auch hier der »Geschlechtsakt für sich allein« eigentlich nie negativ bewertet wird – abgesehen von Maßlosigkeiten, die dann aber vor allem in den klassischen Texten der griechischen Antike problematisiert wurden (vgl. 128). Die Phäakin Nausikaa wird von Mauritsch als »Paradigma« für vorbildliches Verhalten gefaßt: Als sie Odysseus in einer verfänglichen Situation am Strand begegnet, hat sie nicht etwa Angst um ihre Jungfernschaft, sondern unterstellt sich in erster Linie dem »Gebot, nichts an 'die Gesellschaft' dringen zu lassen« (43). Mauritschs These lautet: alles, was nicht an die Öffentlichkeit gelangt, sei auch erlaubt gewesen (59). – Der bekannteste außereheliche Geschlechtsakt der Antike ist in der göttlichen Sphäre situiert: die mit Hephaistos verheiratete Aphrodite geht mit Ares ein Lustverhältnis ein, ohne deswegen ihr eheliches Verhältnis auflösen zu wollen. Der von Helios alarmierte Schmied fängt die beiden in einem Netz, präsentiert sie so öffentlich den Göttern und verlangt von Zeus die Rückgabe der Brautgeschenke *(éedna)*. Ares muß als Sanktion eine Ehebruchbuße *(moichágria)* bezahlen (65). Mauritsch schließt daraus für die »Realität«, daß ein »solches Verhalten unerwünscht« war (126). Er muß sich an dieser Stelle die Frage gefallen lassen, ob für solche Schlüsse ein derart hoher Einsatz mit der 'soziologischen Devianzforschung' wirklich nötig war.

Für Männer und Frauen galten unterschiedliche »Verhaltensstandards«, den Männern wurde der »größere Spielraum zugestanden« (127). Ihre geschlechtlichen Aktivitäten im eigenen Oikos, mit einer Nebenfrau *(pallakís)* (92ff) oder mit Sklavinnen *(doúlai/dmoaí)*, wurden zumindest mit einem gewissen Argwohn bedacht (96ff). Dagegen scheinen außerhalb des Oikos, zum Beispiel für Beziehungen zu Beutefrauen wie der zwischen Achilles und Agamemnon umtrittenen Briseïs (25ff), keine Einschränkungen wirksam gewesen zu sein – außer eben die Ansprüche eines anderen Mannes. Odysseus jedenfalls galt als treuer Gatte *(pósis)*, obwohl er auf seinen Reisen das Lager der Nymphen Kalypso und Kirke bestieg (100f).

Zum Tabu-Thema Geschwisterinzest, der aber nicht zum Gegenstand moralischer Reflexionen gemacht wurde, wird Mauritsch auf der Ebene der Götter fündig (Zeus und Hera) (106). Auf der menschlichen Ebene wurde der Mutter-Sohn-Inzest zwischen Epikaste und Ödipus von den Göttern selbst zum Skandal gemacht (108ff).

Gegenüber Autoren, die sich über gleichgeschlechtliche Beziehungen bei Homer auslassen, besteht Mauritsch darauf, daß sich darüber im manifesten Text des Epos kein Wort finden läßt (111ff).

Trotz der theorieorientierten Herangehensweise zeigt sich gerade am letzten Punkt, daß der Autor kein Analyseinstrumentarium anwendet, mit dem sich dezidiert Stellung beziehen ließe zur Frage, ob das Verhältnis zum Beispiel zwischen Achilles und Patroklos erotisch war. Mit der Einstellung, daß davon offen sichtbar nichts im Text steht, kann er einer möglicherweise homosexuell durchdrungenen Literatur jedenfalls nicht gerecht werden. Auch eine Antwort auf Fragen der Vermittlung zwischen den im Mythensystem verankerten Normen der Götterwelt und der Bewertung von Praktiken menschlicher Figuren im Epos läßt sich nicht finden – einfachen Gleichsetzungen sollte jedenfalls mit Vorsicht begegnet werden. Gerade an eine Alltagsgeschichte richtet sich auch die Erwartung, daß die Quellen stärker 'gegen den Strich gebürstet' werden und eine Perspektive-von-unten aufgemacht wird. Mauritsch geht philologisch zwar vorbildlich mit den Quellen um, indem er ihre Lexik sorgfältig durchmustert. Aber dann versäumt er, auch einmal Klartext zu reden: im Reich der homerischen Epen haben professionelle Killer die Vergewaltigung von Frauen zum Kriegsziel erhoben (vgl. 70, 77, 98ff, 122).

Ausgerechnet dort, wo Mauritsch trotz seines ausgeprägten Positivismus keine Quelle findet, behauptet er die Möglichkeit aufrichtiger »Zuneigung« zwischen Sklavenhalter und Sklavin. Diese habe durch »intimen Umgang mit dem Hausherrn eine mächtigere Stellung im Oikos« erlangen können. Hier fällt Mauritsch in das Argumentationsmuster derjenigen Althistoriker zurück, die für die Sklaverei in der Antike ein ziemlich überzogenes Maß an allgemein menschlichem Verständnis aufbringen ([303ff]; vgl. die Rez. zu Kudlien in *Argument* 198). Statt den Druck nachzufühlen, der auf eine Sklavin in solchen Verhältnissen ausgeübt wird, macht sich Mauritsch Gedanken über den Fall, daß sich die Ehefrau *(álochos)* abweisend zeige. Dann könne es für den Sklavenhalter geradezu »'notwendig' geworden sein«, »Befriedigung« bei der »Magd« zu suchen (97f). Dieses hermeneutische Einfühlen in die herrschende Klasse, allein gestützt auf den gesunden Menschenverstand, endet in Banalitäten wie der Mutmaßung, daß für »solchen außerehelichen Geschlechtsverkehr« ganz »einfach die sexuelle Attraktivität einer Unfreien« hätte »ausschlaggebend sein« können (126). Thomas Schwarz (Berlin)

Herrmann, Ulrich: Aufklärung und Erziehung. Studien zur Funktion der Erziehung im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1993 (313 S., br., 72,– DM)

Der Band enthält 17 Aufsätze des Tübinger Erziehungshistorikers Ulrich Herrmann sowie einen Beitrag, der gemeinsam mit Jürgen Oelkers verfaßt wurde. Mit Ausnahme zweier relativ kurzer Vortragsmanuskripte aus dem Jahre 1992 sind die Beiträge bereits anderweitig erschienen, und zwar – wiederum mit zwei Ausnahmen aus den Jahren 1975 und 1977 – in den späten achtziger und den beginnenden neunziger Jahren. Angesichts der Druckfrische dieser Abhandlungen ist es fraglich, ob deren Wiederveröffentlichung bereits im Jahre 1993 angemessen ist. Zudem hat Herrmann darauf verzichtet, inhaltliche Überschneidungen zu beseitigen. Zieht man weiterhin in Betracht, daß die Drucknachweise, Anmerkungen und Literaturnachweise en bloc am Ende erscheinen, was zu lästigem Hin- und Herblättern führt und beim gegenwärtigen Stand der Texterfassung und -verarbeitung am PC anachronistisch ist, könnte der Sammelband als unnütze Geldausgabe eingeschätzt werden.

Trotz der angeführten Defizite ginge ein solches Urteil jedoch fehl. Einerseits sind die Beiträge im Original an ausgesprochen verstreuten Druckorten veröffentlicht worden; andererseits liefert das Gesamtensemble der versammelten Abhandlungen einen guten Überblick über die pädagogisch-politischen Diskurse, Forderungen und Deutungsmuster des sozio-kulturellen Wandels im Deutschland der Aufklärung. Dabei beginnt diese für Herrmann mit dem Erscheinen des Rousseauschen Emile 1762 und der Gründung des Dessauer Philanthropin durch Basedow 1774 und endet erst mit dem Scheitern der Revolution von 1848 und der Zwangspensionierung Diesterwegs im Jahre 1850. In der Person und dem Wirken Diesterwegs manifestiert sich in der Sicht Herrmanns letztmals die Kraft einer bürgerlich-demokratischen Pädagogik, die – trotz der mächtigen restaurativen Gegenströmungen – auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Aufklärung als politisch-pädagogisches Programm ansieht und somit daran festhält, daß Volksbildung notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für Volksbefreiung ist.

In dieser Perspektive thematisiert Herrmann die Beziehungen zwischen dem erziehungsphilosophischen Denken und dem pädagogisch-politischen Reformprogramm für Schule und Gesellschaft einerseits und dem Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert andererseits, womit gleichzeitig die Erziehungswissenschaft der Moderne an ihren Ursprüngen aufgesucht wird. Dabei wird gleich im ersten Beitrag »Aufklärung als pädagogischer Prozeß«, der für die fehlende Originaleinleitung steht, deutlich gemacht, daß Aufklärung im zeitgenössischen pädagogischen Denken dreierlei meint: den »individuellen Prozeß der (Selbst-)Aufklärung des Subjekts«, den »gesellschaftlichen Prozeß der (kollektiven), 'Volks'-Aufklärung« und den »gattungsgeschichtlichen Prozeß der sich aufklärenden 'Menschheit' als eines 'Subjekts' der Geschichte« (13), womit Erziehung an ein Fortschrittsmotiv gebunden wird. Hieraus gewinnt Herrmann seine Kriterien für die Abfolge der Beiträge. Die folgenden sechs Aufsätze dienen der Rekonstruktion und Analyse der pädagogisch-anthropologischen Grundlegung der Aufklärungspädagogik. Daran schließen sich vier Beiträge zur politisch-pädagogischen Reformprogrammatik und zur Industrieschulbewegung an. Weitere sechs Abhandlungen über die zeitgenössischen Reflexionen des Verhältnisses von Politik und Pädagogik beschließen den Band, womit auf den gattungsgeschichtlichen Emanzipationsprozeß und das Fortschrittsmotiv abgestellt wird. Einbezogen wurden hauptsächlich Leben, literarisches Werk und praktisch-pädagogisches und politisches Wirken von Basedow, Campe, Bahrdt, Rochow, Salzmann, Trapp, Villaume, Kant und Diesterweg, womit die verschiedenen Strömungen der norddeutsch-protestantischen Aufklärung in Pädagogik und Philosophie repräsentiert sind.

Herrmanns eigene Einschätzungen und Deutungen der theoretischen, programmatischen und praktischen Leistungen dieser Männer sind bei allem skeptisch-kritischen Unterton von einer deutlichen Sympathie für die Aufklärungspädagogik gekennzeichnet, weil er deren Hauptmotive eben nicht in Utilität, Industriösität und Vereinnahmung des Bürgers für ein merkantilistisch geprägtes Konzept von Gemeinwohl sieht, sondern in Volksaufklärung und Mündigkeit. Insofern ist es für ihn keinesfalls ausgemacht, daß der Wandel von »Aufklärung« zu »Bildung« im neuhumanistischen Verständnis einen erziehungsphilosophischen wie – praktischen Fortschritt markiert. Daß er in der Aufklärungspädagogik zudem ein Lehrstück dafür sieht, wie pädagogisches Denken in einer gesellschaftlichen Modernisierungskrise ausfallen könnte, ist, angesichts einer zunehmend konturloser werdenden allgemeinen Pädagogik heute, die dazu neigt, unter Aufgabe des Fortschrittsmotivs in postmoderne Larmoyanz zu flüchten, zumindest bedenkenswert – nicht nur für

Historiker der Disziplin, sondern gerade auch für diejenigen, die sich als deren Systematiker verstehen. Holger Reinisch (Oldenburg)

Graf, Ruedi: Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1992 (402 S., br., 116,– DM)

In dieser Untersuchung wird das bürgerliche Trauerspiel aus seiner die kulturelle Ordnung des 18. Jahrhunderts beherrschenden Stellung vertrieben. Was sich dem bürgerlichen Blick als »Naturform des Theaters« darstellte (2), mit dem allein einer »autonomen« ästhetischen Ordnung verpflichteten »Werk« eines »Autors« im Zentrum, wird gezeigt als Resultat eines komplexen Prozesses der Literarisierung der Theaterverhältnisse. Dieselbe Disparatheit von Objekten, die im 16. Jahrhundert in der fürstlichen Kunstkammer als »Kunst« gesammelt wurden (Skelette und ausgestopfte Krokodile neben Gemälden der Heilsgeschichte), begegnet uns auf dem Terrain des Theaters. Noch im Jahr 1784, in dem Schiller die Schaubühne als moralische Anstalt empfiehlt, ist der weite Komödienbegriff, der »Komödien, Tragödien, Charfreitagsprozessionen, Mirakelwirkereien« und das dazugehörende Personal von Gauklern, Seiltänzern, Marionetten- und Schauspielern umfaßt (ebd.), keineswegs ausgestorben. Das literarische Drama »schwimmt hier wie selbstverständlich im Meer verschiedener Jahrmarkt-, Fest- und kultischen Aktivitäten«, womit »die Annahme der einen Geschichte des Theaters als stete Entwicklung in einem homogenen Raum« dementiert wird (ebd.). Das zu Erklärende ist folglich weniger diese ungeschiedene Vielfalt theatraler Praxen als der Entmischungsprozeß, in dem bestimmte Formen zu »subkulturellen Praxen« (ebd.) herabgesetzt, die übrigen im Gegenzug privilegiert und nach »Tragödien« und »Komödien« sortiert werden. Was als »Aufschwung des Theaters« erscheint, ist vom Standpunkt jener kleinen Elite von Schauspielern und Truppen gedacht, die sich von der Menge des wandernden »Gesindels« abzugrenzen und den »Consens«, d.h. die obrigkeitliche Bewilligung der Aufführung zu sichern vermag (13): ein immer prekäres Heimatrecht in einer rudimentär entwickelten zivilen Gesellschaft. Den »Consens« erhält, wer Konsens im doppelten Sinne von Zustimmung zur öffentlichen Ordnung und Zulauf zu organisieren vermag (vgl. 297). Und er soll den Ausschluß der unliebsamen Konkurrenz garantieren (so versucht die Neubersche Truppe in Hamburg – allerdings vergeblich – ein Privileg zu erreichen »mit Ausschließung aller andern Comedianten, Possenreißern und Marcktschreyer«, 308). Das neue Theater tritt auf als Moralisierungsmacht, als eine »Schule der Tugend« (31): »für Geld Moral«, wie Dürrenmatt das Geschäft auf den Punkt brachte (XI).

Mit der Frage nach den Trägern dieses Entmischungsprozesses fällt ein neues Licht auf den vielgeschmähten Gottsched, hinter dessen »pedantischer Gelehrsamkeit« allzu lange der von ihm verkörperte »neue Intellektuellentyp« (8) übersehen wurde: ein Gelehrter, der seinesgleichen für unnütz halten würde, »wenn der ganze übrige Haufe der Einwohner unseres Vaterlandes in einer wüsten Barbarei steckenbliebe« (288f.). So sucht er die Verbindung mit der Neuberschen Truppe, die diese Protektion mit der Verbannung des Hanswursts von der Bühne honoriert. Zu seinem Moralisierungsprogramm gehört freilich auch, daß seine Frau sich mit der niederen Gattung der Komödie befaßt, »während das Trauerspiel, welches sich mit den höchsten Dingen beschäftigt, dem Herrn Professor zusteht« (161). Was der »gute Geschmack« ist, steht jedoch nicht fest, und der »Diktator der Literatur« (65), der diesen ein für allemal definiert zu haben glaubt, wird zum Gespött einer kritischen Öffentlichkeit, die selbst »räsonieren« will, und es ablehnt, »zur Räson« gebracht zu werden (294). Gottsched scheitert zwar, ist aber doch der Wegbereiter einer laizistischen Kultur,

die sich – ungeschützt wie sie ist – des Beistands einer systematischen Moralphilosophie versichert. Daher seine vielfältigen Anleihen bei Christian Wolff, der das Theater neben Schule und Kirche zu einer »Einrichtung des gemeinen Wesens« erhebt (17, 32), die dramatische Dichtung zu einer »Philosophie der Einfältigen« (Gottsched, 84). In Gottscheds Anbindung an die Philosophie nur das negative Moment der Fesselung zu erblicken, wäre spontan vom Standpunkt des zweiten Aktes geurteilt: des von Lessing u.a. unternommenen »Aufstands des Literarischen gegen die Bevormundung durch die Philosophie« (XII). Wenn Lessing Erfolg haben konnte, so nur deshalb, weil Gottsched das Terrain des literarischen Theaters bereitet hatte. Der eigentliche Bruch in der Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts – das ist Grafs originelle These – verläuft folglich nicht zwischen zunächst dominant moralischer und später ästhetischer Begründung des literarischen Dramas (also zwischen Gottsched und Lessing), sondern zwischen einem an Schule und Kirche sowie an die plebejische Kultur gebundenen Theater einerseits und seiner Aufnahme ins Reich der »schönen Literatur« mit dem Schauspielhaus als dem Ort antihöfisch-ziviler Geschmacksbildung andererseits.

Graf zeigt sehr gut, daß das Theater als moralische Anstalt gebaute Ideologie ist. Der ehrbare Schauspieler und der für den Sinn des auf der Bühne Gezeigten aufnahmebereite Zuschauer sind weniger Resultat von gutgemeinten Denkschriften oder polizeilichen Verordnungen als Effekte einer architektonischen Anlage: So erweist sich der Einbau von Sitzplätzen im Parterre als Individualisierungsprozedur, mit der eine ungeordnete Menge in einzelne zerlegt und zu einem »aufmerksamen Publikum von Staatsbürgern« zusammengeschlossen wird (284). Und die Perspektivbühne, welche die gleichzeitig sichtbaren Orte der Simultanbühne in einen Raum transformiert, wird zusammen mit veränderten Lichtverhältnissen und einer »Grammatik der Schauspielkunst« die Illusionsbildung mächtig unterstützen (vgl. 126f, 135). Daß d'Aubignac, ein konzeptiver Ideologe des französischen Staatstheaters, wie kein zweiter zum »Leitbild für die deutschen Reformer« werden konnte (281), überrascht kaum. Viele der Vorschläge fanden sich bereits in seiner 1737 übersetzten *Pratique du Théâtre*. Freilich fehlte es weniger an Vorschlägen als an deren Umsetzung. Das rasche Scheitern der Hamburger Nationaltheater-Unternehmung zeigte, daß zwischen den Marktkräften, d.h. dem zahlenden »schlechten Geschmack der Menge« (317), und einer Obrigkeit, die der kulturellen Hegemonie der höfischen Gesellschaft unterlag, die moralischen und patriotischen Werte nicht greifen konnten. Die nach 1750 intensiver werdende Diskussion um die Bildung eines »Nationalcharakters« ist Symptom jener fortdauernden Kluft »zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen oben und unten«, an der schon Gottsched gescheitert war (311). Herder spricht das Problem vielleicht am deutlichsten aus: Der Aufschwung des Theaters ist nicht das Problem eines fehlenden staatlichen und kulturellen Zentrums, sondern das einer »politischen Beteiligung« des Bürgers am Staat (325) – einer Beteiligung, die er sich freilich nur am Bild der griechischen Polis vorzustellen vermochte.

Es scheint bezeichnend für die deutsche Situation, daß der Reformer im protestantischen Deutschland auf eine rationalistische Moralkonstruktion zurückgreifen muß, wo die französischen »Moralisten« auf die Urteilskraft des Alltagsverstandes setzen können. Daß Gottsched gerade an diesem Punkt sich nicht auf die sonst so mächtigen französischen Vorbilder stützen kann – Graf weist zu Recht darauf hin (vgl. 31f) –, hat damit zu tun, daß deren Problematik nicht in die deutschen Verhältnisse übersetzbar ist: Ein Indiz für die Triftigkeit der These Gramscis, daß »die Einstellung der französischen philosophischen Kultur zum 'Alltagsverstand' ... ein Modell hegemonial-

kultureller Konstruktion abgeben« kann (H. 8, § 173). Graf führt den überzeugenden Nachweis, daß das gesamte Terrain mit Gramscis Denkmitteln sich auf neue Weise erschließt: Als die widersprüchliche Geschichte einer popular-nationalen Reform, mit der zugleich wichtiges Material zu der noch nicht geschriebenen Geschichte des Verhältnisses von Intellektuellen und Volk in Deutschland bereitgestellt wird.

Peter Jehle (Berlin)

Rademacher, Ingrid: Legitimation und Kompetenz. Zum Selbstverständnis der Intelligenz im nachrevolutionären Frankreich 1794-1824. Peter Lang, Frankfurt/M, Berlin u.a. 1993 (185 S., br., 59,– DM)

Daß nach dem 9. Thermidor »der Zeiger auf den geschichtlichen Sollstand« zurückspringen konnte (Werner Krauss, Werke Bd. 6, 18), verdankt sich einer vielstimmigen intellektuellen Stabilisierungsarbeit. Der Untersuchungszeitraum dieser Dissertation ist gut gewählt: Kein Zufall, daß nach 1794 »Ansätze eines neuen intellektuellen Selbstverständnisses« zu beobachten sind (13). Ob liberal, traditionalistisch oder saint-simonistisch: Geprägt von dem Wunsch, eine aktive Rolle im neuen Staatswesen zu spielen, entspann sich eine Debatte um »Legitimation« und »Kompetenz« der sogenannten »Intelligenz« – einer Kategorie, deren »Wandel zum Kollektivbegriff« im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu beobachten sei (16).

Madame de Staël und Benjamin Constant, die Hauptvertreter der »liberal-republikanischen Intelligenz«, verlangen eine führende Machtstellung für die Intelligenz (die »natürliche Aristokratie«) und versprechen im Gegenzug Legitimationsbeschaffung (31f). »Wir werden Eure Institutionen mit der Macht der öffentlichen Meinung umgeben« (Constant, 32, Fn. 1). Es geht um die dauerhafte Entmischung von »Republik« und »Demokratie« (=Herrschaft der »Menschen ohne Eigentum«; 38, Fn. 1): Man muß »die Revolution beenden«, indem man »die Republik begründet« – das ist Madame de Staëls Leitlinie, auf der die »Philosophen« aktiv werden und das entsprechende »Reich der Prinzipien« (Constant) in Gestalt einer »science sociale« oder »positiven Wissenschaft« (Saint-Simon) ausarbeiten sollen.

Vor allem die »Ideologen« um Destutt de Tracy und Condorcet mit seiner »sozialen Mathematik« bahnen der Vorstellung einer naturwissenschaftlichen Regulierbarkeit des Sozialen bereits in den neunziger Jahren den Weg. Diese Frontstellung gegen den Jakobinismus im Zeichen »der Wissenschaft« verbindet die Liberalen mit den konterrevolutionären Denkern jenseits aller Gegensätze: »Früher«, schreibt de Maistre, »war es Instinkt, heute ist es Wissenschaft« (56). Mit der Beunruhigung darüber, daß die alten Maße nicht mehr stimmen, welche die Menschen im Ancien Régime in ein scheinbar natürliches Verhältnis zueinander gesetzt haben, taucht ein neues Erkenntnisobjekt auf: »die Gesellschaft«. So sind für den Anti-Rousseau Bonald die Menschen von Natur aus schlecht, gut allein durch die Gesellschaft. Bonald will zurück zu einem absoluten Wahrheitsbegriff und weiß doch, daß auch die Religion unvermeidlich zu einer »affaire de politique« (63) geworden ist, der durch einen »Partisanenkrieg« (65), wie er sagt, Anerkennung verschafft werden muß. Wo sich die Religion nicht mehr von selbst versteht, muß der Kleriker zum »Intellektuellen« und der kompetente Laie zum legitimen Mitstreiter der kirchlichen Sache werden – eine Position, die folgerichtig auch von Chateaubriand vertreten wird. Gramscis These vom wesentlich »liberalen« Charakter der Restauration, die Rademacher nicht kennt, ließe sich kaum glänzender bestätigen: Indem jede Strömung gezwungen ist, sich als Partei im Gegensatz zu anderen zu konstituieren, formiert sich erst das Terrain, auf dem »der Intellektuelle« als Organisator von Überzeugungen und Zusammenhalt seine moderne Funktion bekommt.

Der Ausdruck »Intellektueller« gehe »möglicherweise« auf Saint-Simon zurück und werde 1820 erstmals von ihm gebraucht (129). Zugleich werde hier erstmals die produktive Funktion der Intellektuellen unterstrichen, indem diese als »Industrielle der Theorie« (145f) zusammen mit Lohnarbeitern, Fabrikanten und Bankiers die »industrielle Klasse« bilden, die wiederum die »Nation« repräsentiert. Der Bourgeois wird also vom »Industriellen« geschluckt, ein Wort, das sich überhaupt als außerordentlich gefräßig erweist: Noch Ludwig XVIII. wird der Ehrentitel des »Ersten Industriellen Frankreichs« zuerkannt (149). Und doch hatte Saint-Simon damit einen unversöhnlichen Standpunkt gegenüber der »sterilen Klasse« der Aristokratie – diesen »Hornissen im Bienenkorb«, wie de Tracy sagte (127) – bezogen. Alle Politik sollte sich in »politische Ökonomie« auflösen (145).

Rademacher diskutiert nicht die Begrenztheit dieses Konzepts des Intellektuellen, der zwar den Platz als »Matrose im Ausguck« (Saint-Simon, 149) einnehmen soll, dessen Funktionen auf dem Terrain kultureller Hegemoniebildung von dem Reaktionär Bonald aber wirklichkeitsnäher erfaßt werden. Der Anspruch einer »Abkehr von jeder spekulativen Philosophie« (153), mit der schon die »Ideologen« auftreten, wird dem sich formierenden Positivismus nicht bestritten. Die Vorstellung, daß im Ancien Régime »Gelehrtenrepublik« und »Staat« getrennt gewesen seien (13, 21), scheint mir irreführend. Die »Gelehrtenrepublik«, die ihre Dichtepunkte in den Akademien, Bildungseinrichtungen und den Institutionen der Rechtsprechung hat, existiert nicht außerhalb »des Staates«, im Gegenteil. Ihr mächtigster Verbündeter ist in Frankreich immer das Königtum, dessen Katholizismus die Förderung einer laizistischen Kultur nicht ausschließt (man denke etwa an die Gründung des Collège de France 1529). Mit Gramsci könnte man sagen, daß die Einrichtungen der »Gelehrtenrepublik« zur »Zivilgesellschaft« gehören und analytisch vom Staat im engeren Sinne von »politischer Gesellschaft« zu unterscheiden sind. Wenn die »intellektuellen Eliten« nach 1794 verstärkt den Anspruch auf führende Positionen im Staatsapparat erheben können, so sind sie dafür gut vorbereitet: Die großteils dem Bürgertum entstammenden Angehörigen des Amtsadels hatten in Justiz und Verwaltung seit langem ihre Kompetenz als Organisatoren des staatlichen Zusammenhalts unter Beweis gestellt.

Peter Jehle (Berlin)

Craig, Gordon A.: Die Politik der Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770-1871. C.H. Beck, München 1993 (247 S., Ln., 44,– DM)

Der französische Germanist Robert Minder wird einleitend mit dem Satz zitiert: »In Deutschland ist der Dichter, der Künstler in erster Linie Bürger einer andern Welt, in Frankreich ist er in weit größerem Maße *citoyen*, eingebürgert.« (11) Und doch fehlte es in der deutschen literarischen Intelligenz nicht an »Pionieren des politischen Engagements« (13). Der Historiker Gordon A. Craig, Träger hoher Auszeichnungen, stellt zehn ihrer Repräsentanten vor.

Was »politisches Engagement« ist, steht allerdings nicht fest. Für den Juristen Goethe, der über vierzig Jahre in den Diensten des Herzogs von Sachsen-Weimar steht, ist Politik wesentlich eine Angelegenheit des Fürsten, assistiert von einem kleinen Kreis Mächtiger, dem der Geheime Rat selbst eine Zeitlang angehörte. Dem deutschen Jakobiner Georg Forster dagegen, der 1793 die Dekrete formuliert hat, »die das Gebiet zwischen Speyer und Bingen zur Republik erklärten« (44), wurde der Sprung auf die »Bühne der praktischen Politik« nicht verziehen (41). Der Diplomat Wilhelm von Humboldt, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist, fand es bezeichnenderweise »unmoralisch und unedel« (45), daß Forster seinem Kurfürsten »untreu« wurde, als dieser unter revolutionären Druck geraten war. Es ist nicht das politische

Engagement an sich, sondern eine bestimmte Politik, die Forster in Gegensatz zu den meisten seiner Schriftsteller-Freunde bringt. Auch Craig sieht einen »grellen Gegensatz« zwischen der »sentimentalen und undisziplinierten Rhetorik« der Reden im Mainzer Nationalkonvent und »der strengen Intellektualität und schmucklosen Geradlinigkeit seiner anderen Schriften« (47). Er hebt ihn aber positiv ab von dem Historiker Johannes Müller (1793 geadelt), dem in Mainz ein Lippenbekenntnis zu Freiheit und Republik nicht schwerfiel, »um dann mit allen seinen Büchern und Möbeln aus der Stadt zu verschwinden« (53), und der sich nach dem Sieg Napoleons über die preußischen Armeen als Wendehals entpuppte. Ganz anders wiederum Hölderlin, der mit dem *Hyperion* einen »Roman über die Ausbildung zum *citoyen*« verfaßte (144), oder gar Heine, der als »Demokrat und Sozialist mit gesellschaftsanalytischen Fähigkeiten« (183) bis heute keinen dauerhaften Platz im Kanon der »Dichter und Denker« erobern konnte. Ob sich mit der »Wiedervereinigung Deutschlands« hier etwas ändert, wie Craig hofft (190), darf man bezweifeln: Was sollte für Heine zu gewinnen sein, wo Straßennamen von den Widerstandskämpfern gegen Hitler gesäubert werden?

Die Ziele, denen das politische Engagement der in dieser Galerie begegnenden großen Intellektuellen gilt, könnten kaum gegensätzlicher sein. Dennoch glaubt Craig ein *tertium comparationis* zu entdecken. Kleist scheint ihm paradigmatisch: »eine zutiefst irrationale Art, an politische Fragen heranzugehen ..., ein Politikverständnis ..., das selten zu positiven Ergebnissen führte und nicht selten großes Unheil anrichtete« (109). Kleist wirke »durchweg eher wie ein deutscher Intellektueller des 20. Jahrhunderts als wie ein Zeitgenosse Napoleons« (ebd.). Und so muß der Thomas Mann der *Bekenntnisse eines Unpolitischen* von 1918 herhalten – der Titel des Buches spielt darauf an –, um solche Typenbildung zu beglaubigen; der Thomas Mann von 1922, der sich auf die Seite der Republik stellt und sich den Positionen seines Bruders annähert, wird ausgeblendet. Craig sucht einen gemeinsamen Nenner, der wenig mit dem präsentierten Material und sehr viel mit seiner eigenen Politikauffassung zu tun hat: Demnach heißt Politik vor allem Kompromißbereitschaft, nüchterne Lagebeurteilung, Sinn für die »Komplexitäten des politischen Prozesses« (92) und dafür, »daß das Leben weitgehend eine Abfolge von Kompromissen und Halbwahrheiten ist« (134f). Daß gesellschaftsveränderndes Handeln einen generellen Utopieverdacht auf sich zieht, ist dann selbstverständlich.

So viel Nüchternheit schließt nicht aus, daß Craig Geschmack findet an Zeiten, in denen aufrechte Liberale gefährlich lebten. So gehören seine Sympathien dem Historiker Gervinus, der 1837 seinen Eid auf die Verfassung nicht brechen wollte und als einer der Göttinger Sieben aus dem Professoren-Amt gejagt wurde. Das Festhalten an einer »Politik der Prinzipien« und nicht des Kompromisses, als viele der Liberalen nach 1848 Anhänger Bismarcks wurden (200), wird in diesem Fall positiv verbucht. Craig hält es also nicht mit Ranke, der ein Muster akademischer Geschichtsschreibung geliefert hatte, das mit »Verbeugungsritualen vor dem 1871 gegründeten Reich ... oder, je nachdem, vor dem Hitlerreich« bestens vereinbar war (207). Der kritische Blick auf die Geschichte der deutschen Intellektuellen im 19. Jahrhundert weicht der herrschenden Meinung, sobald die gegenwärtige Epoche ins Spiel kommt: Craig ist davon überzeugt, daß der couragierte Bürgersinn, die wichtigste Ressource eines demokratischen Gemeinwesens, vor allem im Westen Deutschlands wachsen konnte, während im Osten die »57 Jahre unter den Bedingungen diktatorischer Herrschaft« (207f) alles Citoyen-Bewußtsein ausgetrieben hätten. Wirkliche historische Forschung wird sich von der Metaphysik des Totalitarismus, die immer schon am Ziel ist, nicht imponieren lassen. Peter Jehle (Berlin)

Verfasser/innen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

Arndt, Andreas, 1949; Dr.phil., Prof. f. Phil. an der FU Berlin. V: *Karl Marx. Versuch über den Zusammenhang seiner Theorie* (1985); *Schleiermacher: Dialektik* (Hrsg., 2 Bde. 1986, 1988); *Dialektik und Reflexion. Zur Rekonstruktion des Vernunftbegriffs* (1994). M: GEW

Behning, Ute, 1965; Dipl.-Pol., Doktorandin an der FU Berlin. V: Sozialpolitik, Feminist. Theorie und Bildungsarbeit, Polit. Psychologie, Gleichstellungspolitik.

Behrend, Hanna, 1922; Dr.sc., Historikerin, Dozentin i.R. für engl. Literatur an der HU Berlin. V: »Die Hypertrophie des Vergangenen: Aufbruch und Elend der DDR-Frauen«, *Argument* 184 (1990); *Entmännlichung der Utopie* (Mithrsg., 1991), »Ruhmlose Vereinigung«, *Argument* 199 (1993). M: UFV

Bieback, Karl-Jürgen, 1944; Dr. iur., Prof. f. Arbeits- und Sozialrecht an der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg

Birzer, Barbara Sara, 1963; Dipl.-Soz., Lehrbeauftragte an der Ev. Fachhochschule für Sozialpädagogik in Hamburg. V: *Sozialwissenschaftler/Sozialwissenschaftlerinnen,* Reihe *Blätter zur Berufskunde,* hrsg.v.d. BA f. Arbeit (Mitautorin, 1991). A: Alternativmedizin, weibl. Vergesellschaftung, Gewalt gegen Frauen. M: Feministische Uni Hamburg

Bohlender, Matthias, 1964; Doktorand an der Univ. Frankfurt/M. A: Polit. Ideengeschichte, Rhetorik der polit. Theorie

Brandt, Stefan, 1964; M.A., Doktorand an der FU Berlin. A: Konstruktion von Männlichkeit in der amerikan. Literatur u. Kultur um die Jahrhundertwende. M: Bündnis 90/Die Grünen

Braun, Volker: siehe *Argument* 204

Eichler, Margrit: siehe *Argument* 205

Feldmann, Carsten: siehe *Argument* 203

Giacomazzi, Giorgio, 1957; Doktorand an der FU Berlin, Dozent in der Erwachsenenbildung. A: Benjamin, Frankfurter Schule, Religionsphilosophie, Kunstwiss. und Kunst um 1900

Grieger, Karlheinz: siehe *Argument* 203

Haas, Ricarda de: Studium der Germanistik an der FU Berlin

Harlander, Tilman, 1946; Dr. rer. pol., Akad. Oberrat an der RWTH Aachen. V: *Hitlers sozialer Wohnungsbau* (Mitautor, 1986); *Siedeln in der Not. Umbruch von Wohnungspolitik und Siedlungsbau am Ende der Weimarer Republik* (Mitautor, 1988).

Haug, Frigga: siehe *Argument* 203

Haug, Wolfgang Fritz: siehe *Argument* 206

Heinrich, Gisela, 1954. A: Frauen und Sucht, Feminist. Sozialarbeit, Drogenpolitik

Hofmann, Michael, 1957; Dr. phil., wiss. Mitarb. an der Univ. Bonn. V: *Ästhetische Erfahrung in der historischen Krise. Zu Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«* (1990); *Literatur, Ästhetik, Geschichte. Neue Zugänge zu Peter Weiss* (Hrsg., 1992). M: Int. Peter-Weiss-Gesellschaft

Holler, Eckard, 1941; Oberstudienrat. V: *Kulturarbeit und Ästhetik* (Mithrsg., 1992); *Der spätere Lebensweg von Eberhard Koebel-tusk* (1994); *Neue Impulse für die Weiterbildung* (Mithrsg., 1994).

Honold, Alexander, 1962; Dr. phil., wiss. Mitarb. an der FU Berlin, Redakteur des *Argument.* V: *Auf Spurensuche im Medienmüll* (Mitautor, 1991); »'Die Geschichte eines Landvermessers' – Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik«, *Argument* 193 (1992); *Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeit-Konstruktionen in Musils »Mann ohne Eigenschaften«* (1995)

Jehle, Peter: siehe *Argument* 206

Johnstone, Monty, Historiker, Mitglied des ZK der KP Großbritanniens (CPGB) und Mithrsg. der engl. Marx-Engels-Werkausgabe

Kerchner, Brigitte, 1957; wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Beruf und Geschlecht* (1992). A: Sozialgeschichte des 19. u. 20. Jh., Frauen- und Geschlechtergeschichte. M: DVPW, GEW

Ketelhut, Barbara, 1956; Dr. phil., wiss. Mitarb. an der FH Lüneburg. V: *Frauenbewegungen in der Welt 3,* AS 176 (Red., 1990); *Vereinen, was ewig sich flieht? Zum Zusammenhang von Familien-, Liebes- und Geschlechterverhältnissen* (1993). A: Marxismus/Feminismus, Familie, Sozialstaat, Frieden. M: Feministische Uni Hamburg, ÖTV

Kramer, Dieter, Dr. phil., 1940; Kustos am Museum f. Völkerkunde in Frankfurt/M und Priv.-Doz. an der Univ. Wien. V: *Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft* (1975); *Theorien zur historischen Arbeiterkultur* (1987); *Tourismus-Politik* (1990). A: Kulturtheorie und -politik

Krauß, Martin, 1964; Dipl.-Pol., Journalist, Doktorand an der FU Berlin. A: Sportsoziologie und -politik

Kröll, Friedhelm: siehe *Argument* 203

Mayer, Günter, 1930; Dr. sc., bis 31.3.94 Prof.f. Ästhetik an der HU Berlin. V: *Weltbild – Notenbild. Zur Dialektik des musikalischen Materials* (1978); *Ästhetik heute* (Mithrsg., 1978); *Ästhetik der Kunst* (Mitautor, 1987). M: Internat. Hanns-Eisler-Gesellschaft (Vorstandsmitglied).

Milz, Helga, 1945; Dr.phil., lehrt Industriesoziologie und Frauenforschung an der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg. V: *Feministische Soziologie* (Mitautorin, 1992); *Frauenbewußtsein und Soziologie* (1994); *Neue Armut* (Mithrsg., 1995). M: Sektion Frauenforschung in der DGS

Nelle, Florian, 1964, Dr.phil. V: *Sarmientos »Reisen«: Vision eines neuen Amerika* (1992). A: Lateinamerikanistik, Komparatistik

Neumann-Bechstein, Wolfgang: siehe *Argument 204*

Peitsch, Helmut, 1948; Dr.phil., Prof. f. European Studies an der Univ. of Wales in Cardiff. V: *Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«* (1978); *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland.* AS 83, 116 (Mithrsg., 1982, 1984); *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit* (1990); »Abschied von der Dokumentarliteratur?«, *Argument* 199 (1993).

Reinisch, Holger, 1948; Dr.phil., Prof. für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Univ. Oldenburg. A: Hist. Berufsbildungsforschung, Didaktik des wirtschaftsberuflichen Unterrichts

Rößer, Hans-Otto, 1953; Dr.phil., Lehrer. V: *Bürgerliche Vergesellschaftung und kulturelle Reform. Studien zur Theorie der Prosa bei J.G. Herder und Chr. Garbe* (1986). A: Literaturwissenschaft, Kulturtheorie

Schwarz, Thomas, 1962; Studium der Germanistik und Geschichte an der FU Berlin. A: Aristoteles

Spoo, Eckart, 1936; Journalist. V: *Die Amerikaner in der Bundesrepublik* (1989); *Kohl-Zeit* (Hrsg., 1991); *Gegen die soziale Lüge – Armut und Verelendung im reichen Deutschland* (Mithrsg., 1993)

Teschke, Benno, 1967; B.Sc.Econ., M.Phil., Doktorand an der London School of Economics and Political Science. A: Geschichte und Theorie der Internat. Beziehungen. M: British International Studies Association (BISA)

Themann, Thorsten, 1962; Doktorand an der Univ. Bremen. A: Phil. Ästhetik, Spätphilosophie von Lukács

Tomberg, Friedrich, 1932; Prof. Dr. phil. V: *Polis und Nationalstaat* (1973); *Bürgerliche Wissenschaft* (1973); *Begreifendes Denken* (1986). A: Sozial- und Politikphilosophie

Wollmann, Eva, 1956; Dipl.-Sozialökonomin. V: »Frei für die Arbeit. Zur Scientology-Kirche«, *Argument* 168 (1988); *Die andere Angst,* AS 184 (Mitautorin, 1991). M: Feministische Uni Hamburg

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

36. Jahrgang

Nr. 203-207

Argument

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1992/93 schrieben unter anderen
Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Régine Azria, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Klaus Bochmann, Willi Brüggen, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Nancy Fraser, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Dietrich Goldschmidt, Pablo González Casanova, Günter Grass, Wilhelm Heitmeyer, Jost Hermand, Joachim Hirsch, Jürgen Hoffmann, Kurt Jacobs, Fredric Jameson, Elfriede Jelinek, Eva Kaufmann, Arno Klönne, Helga Königsdorf, Wolfgang Kowalsky, Yuri Krasin, Ingrid Kurz-Scherf, Jürgen Link, Michael Löwy, Harry Magdoff, Armand Mattelart, Norbert Mecklenburg, Ursula Menzer, Ellen Messer-Davidow, Oskar Negt, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Karen Ruoff, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Dorothee Sölle, Gabriele Stötzer, Paul M. Sweezy, Claus Thomasberger, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Peggy Watson, Susan Willis

Redaktion
Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Ulrich Schmid, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion
Neukonstituierung im ersten Heft 1995

Korrespondierende Redaktionsmitglieder
Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Anja Busche, Thomas Laugstien

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung
Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1994 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1096 (ca. 1026 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postbank Berlin 5745-108, BLZ 100 100 10. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Editorische Beiträge

Editorial ... 203/ 1
Verlagsmitteilungen ... 203/ 3
Editorial ... 204/163
Verlagsmitteilungen ... 204/166
Editorial ... 205/327
Verlagsmitteilungen ... 205/329
Wir-Erinnerung an Marlis Koschinek-Neugebohrn *(K.Hauser)* ... 205/331
Editorial ... 206/493
Verlagsmitteilungen ... 206/502
Editorial ... 207/873
Verlagsmitteilungen ... 207/876
Zum Tode von Ralph Miliband *(Monty Johnstone)* ... 207/879

Literarische Texte

Zafer Şenocak: Die Schar vor der weißen Moschee. Zwei Gedichte ... 203/ 4
Volker Braun: Die Leute von Hoywoy ... 204/167
Marge Piercy: Die Stadt als Schlachtfeld: Schreiben als Waffe ... 205/333
Elfriede Jelinek: Aus »Die Kinder der Toten« ... 206/505
Volker Braun: Selbstbeibringung ... 207/881

Nachrichten aus dem Patriarchat

Alle Brüder werden Frauen... ... 203/ 5
Krisenmanagement / Sozialpartnerschaft ... 204/169
Die Quote immer wieder... ... 205/332
Bemerkenswert / Rückendeckung ... 206/504
Nachrichten aus dem Patriarchat ... 207/880

Aufsätze

Peter Alheit: Die Fragilität des Konzepts »Zivilgesellschaft« ... 206/599
Andreas Arndt: »Romantik der Arbeit«. Perspektiven des frühromantischen Arbeitsbegriffs 207/883
Etienne Balibar: Kann es ein europäisches Staatsbürgertum geben? ... 206/621
Giorgio Baratta: Volk, Nation Zivilgesellschaft, Massen im Denken Gramscis ... 206/555
Zygmunt Bauman: Vom Pilger zum Touristen ... 205/389
Hanna Behrend: Ostbilder mehrfach gewendet. Neudeutsch als Kolonisatorensprache ... 207/935
Dick Boer: Die Bedeutung Gramscis für eine Linke ohne Hegemonie ... 206/567
Teresa Brennan: Arbeitskraft und Natur als Reproduktionskosten ... 205/341
Michael Brie: Kollaps der Modernisierung oder globale Revolution der Modernisierungsweise? Wider den Pessimismus der Revolutionäre ... 204/171
Johannes Brinkmann und Peter Lüdke-Höher: Der Siemens-Boykott als Musterfall ethisch-politischen Protests ... 206/785
Britta R. Büchner: Rechtsextreme Frauen als verfolgende Opfer ... 203/ 59
Joseph A. Buttigieg: Gramscis Zivilgesellschaft und die »civil-society«-Debatte ... 206/529
Meinhard Creydt: »Individualisierung« als Ursache rassistischer Gewalt? Zu Heitmeyers Diagnose des Verfalls von Werten und Sozialintegration ... 205/409
Alex Demirović: Hegemonie und Öffentlichkeit ... 206/675
Margrit Eichler: »Umwelt« als soziologisches Problem ... 205/359
Margrit Eichler: Sieben Weisen, den Sexismus zu erkennen ... 207/941
Martin Franzbach: Das Volk, nicht die Herrschaftsform verdient Unterstützung. Zur Kuba-Diskussion ... 204/263
Dietrich Goldschmidt: Auf Maxim Gorkis Spuren: Universitäten in der Dritten Welt ... 204/257
Donna Haraway: Das Abnehme-Spiel: Ein Spiel mit Fäden für Wissenschaft, Kultur, Feminismus ... 206/724
Frigga Haug: Alltagsforschung als zivilgesellschaftliches Projekt ... 206/639

Frigga Haug: Die imaginäre Frau der Moral. Zum Projekt einer feministischen Ethik 206/759
Frigga Haug: Familienarbeit / Hausarbeit 207/911
Wolfgang Fritz Haug: Gibt es totale »hegemoniale Ohnmacht«? 206/575
Wolfgang Fritz Haug: »Universal Declaration of a Global Ethic« – Anmerkungen zum Entwurf der Ethikkommission der UNESCO (1993) 206/751
Wolfgang Fritz Haug: Allgemeine Arbeit 207/897
Joachim Hirsch: Vom fordistischen Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat. Internationale Regulation, Demokratie und »radikaler Reformismus« 203/ 7
Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus: Vorwort 207/929
Barbara Holland-Cunz: Öffentlichkeit und Intimität 206/659
Klaus Holzkamp: Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer »Einstellungen«? . 203/ 41
Peter Jehle: Hegemonietheoretische Defizite der Zivilgesellschaftsdebatte. Zur Kritik an Kebir und der Habermasschule 206/513
Néstor Kohan: Chiapas – Aufstand und Moderne 204/247
Néstor Kohan: José Carlos Mariátegui und seine Kritik an der Philosophie der Universalgeschichte 205/431
Yuri Krasin und Alexander Galkin: Russische Wahlen in den Ruinen sowjetischer Modernisierung 204/199
Otto Kreye: Weltschuldenkrise revisited 204/211
Elisabeth List: Feministische Wissenschaftskritik, Politik und die »civil society« 206/737
Werner Mackenbach: Wert und Unwert einer Prothese. Zur Kuba-Diskussion 204/271
Reinhard Markner: Freiwillige Selbstbegrenzung – John L. Cohens und Andrew Aratos Theorie der bescheidenen Revolution 206/577
Günter Mayer: Visionen für das 21. Jahrhundert? 207/917
Claude Meillassoux: Kapitalistische Produktion von »Überbevölkerung« in Afrika 204/219
Mary Mellor: Für einen ökosozialistischen Feminismus 205/377
Wolf Dieter Narr: Wieviel Entwicklung kann sozialwissenschaftliche Theoriebildung ertragen? 206/587
Christofer Ober: Enrique Dussels Entwurf einer Transzendentalökonomie im Anschluß an Marx 203/ 67
Maria Oppen: Modernisierung als Privatisierung. Folgen für den öffentlichen Sektor und die Frauen im Westen 204/185
Herlinde Pauer-Studer: Das Rechte oder das Gute? Feministische Kritik an Kommunitarismus und Liberalismus 206/775
Adolfo Sánchez Vázquez: Die Utopie des Don Quijote 203/ 79
Ulrich Schmid und Herbert Kubicek: Auf den Datenautobahnen in die Zivilgesellschaft? .. 206/713
Lissy Schmidt: Neue Politik in Süd-Kurdistan 205/419
Dorothy Smith: Verfügungsverhältnisse, Textualität und Hegemonie 206/693
Eckart Spoo: Kuba 207/955
George Steinmetz: Die (un-)moralische Ökonomie rechtsextremer Gewalt im Übergang zum Postfordismus 203/ 23
Jörg Michael Vogl: Paradigmenwechsel in der Staatsdiskussion. Ein Literaturbericht 206/609
Bastiaan Wielenga: Reorientierungsversuch in der Modernisierungskrise 204/233

Dokumentation

Zur Situation oppositioneller Verlage in der Türkei 206/817

Kongreßberichte

Kritische Philosophie gesellschaftlicher Praxis. Symposion an der Gesamthochschule Kassel, 29.9.-2.10.1993 *(D.Stederoth, Th.Weber)* 203/ 86
Reform oder revolutionäre Theorie und Praxis in Lateinamerika und Europa. Kongreß des Dietzenbacher Vereins »monimbo e.V.« in Frankfurt/M, 2.-3.10.1993 *(P.Nowak)* 203/ 91
Hochschule und Pädagogik. 23. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik in Braunschweig, 4.-6.10.1993 *(W.Veith)* 203/ 92
Probleme computergestützter Gruppenarbeit. Tagung des DGB-Bildungszentrums in Hattingen, 4.-7.10.1993 *(S.Lutz)* 203/ 93

Philosophie und Demokratie in interkultureller Perspektive. Internationale Konferenz an der Erasmus-Universität Rotterdam, 29.-30.10.1993 *(G.-R.Hoffmann)* 204/277
Partizipation am Rundfunk zwischen Utopie und Praxis. Tagung des DGB-Bildungswerks in Hattingen, 17.-19.11.1993 *(K.Grieger)* 203/ 90
Die Bilderwelt des Peter Weiss. Tagung der Internationalen Peter-Weiss-Gesellschaft in Hamburg, 3.-5.12.1993 *(G.Bey)* 203/ 85
Weibliche Moral? Zur Auseinandersetzung um eine feministische Ethik. Tagung der Ev. Akademie Hofgeismar, 21.-23.1.1994 *(R.Wecker)* 204/279
Neue Armut. Symposium der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg, 28.-29.1. 1994 *(K.J.Bieback, H.Milz)* 207/957
Feministische Forschung und Politik an Hochschulen. Tagung der Frauenanstiftung in Kochel am See, 3.-6.2.1994 *(G.Werner)* 204/280
Ausgrenzen – Eingrenzen – Entgrenzen. 10. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie in Berlin, 20.-25.2.1994 *(A.Weiß)* 205/437
Ethik in der Wirtschaftskrise. 1. Jahrestagung des Deutschen Netzwerks Wirtschaftsethik in Hannover, 11.-12.3.1994 *(H.Fallschessel)* 206/799
Erinnerung an die Zukunft / Remembering for the Future. Zweite Internationale Konferenz in Berlin, 13.-17.3.1994 *(R.Alisch, G.Leaman)* 205/438
Bildung und Erziehung in Europa. 14. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Dortmund, 14.-16.3.1994 *(G.Miller-Kipp)* 205/435
Der Althusser-Effekt/L'effet Althusser. Gespräch zwischen Ljubljana, Paris und Wien, veranstaltet vom Französischen Kulturinstitut und der Louis-Althusser-Gesellschaft in Wien, 17.-20.3.1994 *(O.Marchart)* 205/440
Marxistische Literaturwissenschaft heute? Arbeitstagung an der Universität Freiburg, 24.-27.3.1994 *(H.Bay)* 205/442
Große Krise – New Deal. 15. Berliner Volksuni, 20.-23.5.1994 *(J. Rehmann)* 206/801
Jungenschaften und 68er-Bewegung. Jahrestreffen des Mindener Kreises, 3.-5.6.1994 *(E.Holler)* 207/959
Foucault. The Anniversary Conference, London, 25.6.1994 *(F.Haug)* 206/815
Contested Boundaries and Shifting Solidarities. XIIIth World Congress of Sociology, Bielefeld, 18.-23.7.1994 *(F.Haug)* 206/806
Literature and Society in Post-Unification Germany. University of Durham, 21.-24.9.1994 *(H.Peitsch)* 207/961
Internationales Uwe Johnson-Symposium. Neubrandenburg, 22.-24.9.1994 *(M.Hofmann)* .. 207/963
Lebenswelt und Wissenschaft. 40. Deutscher Historikertag in Leipzig, 28.9.-1.10.1994 *(B.Teschke)* 207/965
Demokratie und Differenz. Feministische Bündnispolitik auf dem Weg zu einer Zivilgesellschaft. Kongreß der Frauenanstiftung und des Büros für frauenpolitische Forschung in Berlin, 14.-16.10.1994 *(U.Behning)* 207/967
Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz in Peking, 1.-3.11.1994 *(F.Haug)* 207/968
»Das elektronische Dorf«. Medientagung im DGB-Bildungszentrum Hattingen, 2.-4.10.1994 *(K.Grieger)* 207/970
Nord-Süd, Ost-West: Möglichkeiten feministischen Handelns und feministischer Politik. 9. Konferenz des Europäischen Forums linker Feministinnen in Berlin, 25.-27.11.1994 *(F.Haug)* 207/971

Besprechungen

Philosophie

Balibar, Étienne: La philosophie de Marx *(P.Jehle)* 204/285
Baltes, Peter: Lebenstechnik. Eine kritische Theorie des Alltags *(H.-O.Rößer)* 207/984
Benhabib, Seyla: Kritik, Norm und Utopie. Die normativen Grundlagen der Kritischen Theorie *(F.Haug)* 206/852
Braun, Eberhard: »Aufhebung der Philosophie« – Marx und die Folgen *(M.Richter)* 204/283
Brumlik, Micha, und Hauke Brunkhorst (Hrsg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit *(M.Richter)* 206/859

Buse, Gunhild: Macht – Moral – Weiblichkeit. Eine feministisch- theologische Auseinandersetzung mit Carol Gilligan und Frigga Haug *(G. Matthiae)* 206/865
Eckensberger, Lutz H., und Ulrich Gähde (Hrsg.): Ethische Norm und empirische Hypothese *(J.S.Ach)* 206/868
Eichel, Christine: Vom Ermatten der Avantgarde zur Vernetzung der Künste. Perspektiven einer interdisziplinären Ästhetik im Spätwerk Theodor W. Adornos (G.Giacomazzi) 207/980
Habermas, Jürgen: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats *(H.Fallschessel)* 206/819
Henrich, Dieter: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken 1794-1795 *(F.Tomberg)* 207/973
Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie 1789-1795 *(F.Tomberg)* 207/973
Honneth, Axel (Hrsg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften *(M.Richter)* 206/859
Kaplan, E.Ann, und Michael Sprinker (Hrsg.): The Althusserian Legacy *(F.O.Wolf)* 204/286
Kauffmann, Clemens: Ontologie und Handlung. Untersuchungen zu Platons Handlungstheorie *(C.Kniest)* 206/844
Koslowsky, Peter: Politik und Ökonomie bei Aristoteles *(S.Haacke)* 206/845
Liessmann, Konrad Paul: Philosophie der modernen Kunst *(Th.Themann)* 207/983
List, Elisabeth: Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik *(K.Hauser)* ... 203/ 97
Moser, Peter Daniel: Heraklits Kampf ums Recht. Ein antiker Beitrag zur Rechtsphilosophie *(S.Haacke)* 206/842
Nagl-Docekal, Herta, und Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.): Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik *(F.Haug)* 203/ 99
Onfray, Michel: Philosophie der Ekstase *(G.Düllberg)* 206/869
Rössler, Beate (Hrsg.): Quotierung und Gerechtigkeit. Eine moralphilosophische Kontroverse *(F.Haug)* 206/862
Schönrich, Gerhard: Bei Gelegenheit Diskurs. Von den Grenzen der Diskursethik und dem Preis der Letztbegründung *(V.Offermann)* 206/856
Schulte, Michael: Die »Tragödie im Sittlichen«. Zur Dramentheorie Hegels *(S.Keymer)* 206/847
Schweppenhäuser, Gerhard: Ethik nach Auschwitz. Adornos negative Moralphilosophie *(F.Haug)* 206/848
Serres, Michel: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische *(C.Feldmann)* 207/977
Wellmer, Albrecht: Endspiele. Die unversöhnliche Moderne *(Th.Heinrichs)* 206/855
Wetz, Franz Josef: Hans Blumenberg zur Einführung *(M.Bohlender)* 207/979
Zahlmann, Christel (Hrsg.): Kommunitarismus in der Diskussion *(M.Richter)* 206/859

Sprach- und Literaturwissenschaft

Beil, Claudia: Sprache als Heimat. Jüdische Tradition und Exilerfahrung in der Lyrik von Nelly Sachs und Rose Ausländer *(F.Scheerer)* 203/110
Bieker, Sibylle: Die künstlichen Paradiese in der Literatur des 19. Jahrhunderts *(C.Feldmann)* 204/290
Bienert, Michael: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik *(R. de Haas)* 207/988
Brons, Thomas: Octavio Paz. Dichterfürst im mexikanischen Korporativismus *(N.Badenberg)* 203/112
Geltner, Ursula: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert *(R.G.Bogner)* 205/451
Grathoff, Dirk: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie *(Th.Schwarz)* ... 205/453
Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker *(N.Schürer)* 205/445
Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg.): Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik *(A.Honold)* 207/989
Haverkamp, Anselm, und Renate Lachmann (Hrsg.): Memoria. Vergessen und Erinnern *(A.Honold))* 207/989
Haverkamp, Anselm: Laub voll Trauer. Hölderlins späte Allegorie *(C.Feldmann)* 203/108

Krippendorff, Ekkehart: »Wie die Großen mit den Menschen spielen.« Goethes Politik *(Th.Metscher)* 205/ 446
Krippendorff, Ekkehart: Politik in Shakespeares Dramen *(H.Härting)* 205/ 450
Krippendorff, Ekkehart: Politische Interpretationen. Shakespeare, Stendhal, Balzac, Hašek, Kafka, Kraus *(Th.Metscher)* 205/ 446
Larsen, Stein Ugelvik, und Beatrice Sandberg (Hrsg.): Fascism and European Literature. Faschismus und europäische Literatur *(Th.Bremer)* 203/ 103
Midgley, David, u.a. (Hrsg.): Arnold Zweig. Psyche, Politik und Literatur *(R.Cohen)* 204/ 288
Pütz, Susanne: Vampire und ihre Opfer. Der Blutsauger als literarische Figur *(S.Howald)* . 204/ 291
Ruy Sánchez, Alberto: Octavio Paz: Leben und Werk. Eine Einführung *(N.Badenberg)* 203/ 112
Scheerer, Thomas M.: Mario Vargas Llosa. Leben und Werk *(M.Hinz)* 203/ 111
Schumann, Andreas: Nation und Literaturgeschichte. Romantik-Rezeption im deutschen Kaiserreich zwischen Utopie und Apologie *(H.-Ch.Oeser)* 203/ 106
Seeber, Hans Ulrich (Hrsg.): Englische Literaturgeschichte *(N.Schürer)* 203/ 107
Stierle, Karlheinz: Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt *(F.Nelle)* 207/ 986
Weichmann, Manfred: Italienische Literatur im ersten Jahrzehnt des Faschismus: 'Stracittà' und 'Strapaese' *(Th.Bremer)* 203/ 105
Werber, Niels: Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation *(F.Semmelroth)* 204/ 293
Widdig, Bernd: Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne *(S.Brandt)* 207/ 992
Zimmermann, Hans-Dieter: Der Wahnsinn des Jahrhunderts. Die Verantwortung des Schriftstellers in der Politik *(F.Kröll)* 203/ 123

Kunst- und Kulturwissenschaft

Aulinger, Barbara: Kunstgeschichte und Soziologie. Eine Einführung *(W.Kühnert)* 204/ 294
Berndt, Andreas, u.a. (Hrsg.): Frankfurter Schule und Kunstgeschichte *(N.Badenberg)* 204/ 295
Bolz, Norbert: Am Ende der Gutenberg-Galaxis *(U.Schmid)* 203/ 118
Böttiger, Helmut: Kein Mann, kein Schuß, kein Tor. Das Drama des deutschen Fußballs *(M. Krauß)* 207/1003
Feldbauer, Peter (Hrsg.): Megastädte. Zur Rolle von Metropolen in der Weltgesellschaft *(D.Kramer)* 207/ 998
Feldtkeller, Andreas: Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums *(F.Kröll)* 207/ 995
Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel (Hrsg.): Festivalisierung der Stadtpolitik *(D.Kramer)* 207/ 996
Kreimeier, Klaus: Notizen im Zwielicht *(S.Kaltenecker)* 203/ 117
Mayne, Judith: Cinema and Spectatorship *(S.Kaltenecker)* 205/ 455
Petz, Ursula von, und Klaus M. Schmals: Metropole, Weltstadt, Global City. Neue Formen der Urbanisierung *(T.Harlander)* 207/ 999
Reinecke, Stefan: Hollywood goes Vietnam *(S.Koltenecker)* 203/ 115
Ronneberger, Franz, und Manfred Rühl: Theorie der Public Relations *(W.Neumann-Bechstein)* 207/1001
Smith, Paul: Clint Eastwood. A Cultural Production *(U.Blumenboch)* 205/ 456
Vorderer, Peter: Fernsehen als Handlung. Fernsehfilmrezeption aus motivationspsychologischer Perspektive *(W.Neumann-Bechstein)* 204/ 299
Warnke, Martin: Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur *(W.Kühnert)* 203/ 121
Winter, Rainer: Filmsoziologie. Eine Einführung *(J.Paech)* 204/ 297

Soziologie

Basen, Gwynne, Margrit Eichler und Abby Lippman (Hrsg.): Misconceptions. The Social Construction of Choice and the New Reproductive and Genetic Technologies *(F.Haug)* 206/ 866
Cockburn, Cynthia: Blockierte Frauenwege. Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern *(Chr.Raschke, R.Puchert)* 204/ 308
Collins, Patricia Hill: Black Feminist Thought *(F.Haug)* 204/ 303

Duerr, Hans-Peter: Obszönität und Gewalt. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß *(A.Schobert)* 206/ 833
Engler, Steffani: Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion *(H.Schaeper)* 204/ 305
hooks, bell, und Cornell West: Breaking Bread. Insurgent Black Intellectual Life *(F.Haug)* 204/ 302
Müller-Rückert, Gabriele: Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR *(K.Hauser)* 204/ 304
Pinl, Claudia: Vom kleinen zum großen Unterschied. »Geschlechterdifferenz« und konservative Wende im Feminismus *(K.Hauser)* 204/ 300
Silberzahn-Jandt, Gudrun: Wasch-Maschine. Zum Wandel von Frauenarbeit im Haushalt *(S.Andresen)* 204/ 308
Zoll, Rainer: Ein neues kulturelles Modell. Zum soziokulturellen Wandel der Gesellschaften Westeuropas und Nordamerikas *(F.Semmelroth)* 203/ 120

Erziehungswissenschaft

Becker, Gerold, und Otto Seydel (Hrsg.): Neues Lernen. Die wechselseitigen Erwartungen von Schule und Wirtschaft *(H.Paffenholz)* 204/ 313
Brumlik, Micha: Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe *(F.Ackermann)* 203/ 124
Derichs-Kunstmann, Karin, und Brigitte Müthing (Hrsg.): Frauen lernen anders. Theorie und Praxis der Weiterbildung für Frauen *(B.Ketelhut)* 207/1011
Düring, Sonja: Wilde und andere Mädchen. Die Pubertät *(E.Wollmann)* 207/1007
Eggert-Schmid Noerr, Annelinde: Geschlechtsrollenbilder und Arbeitslosigkeit *(K.A.Chassé)* 204/ 316
Faulstich, Peter, u.a.: Weiterbildung für die 90er Jahre *(M.Bauer)* 204/ 315
Grubauer, Franz, Jürgen Ritsert, Albert Scherr und Martin Rudolf Vogel (Hrsg.): Subjektivität – Bildung – Reproduktion. Perspektiven einer kritischen Bildungstheorie *(V.Schubert)* . 203/ 131
Heidbrink, Horst: Gerechtigkeit. Eine Einführung in die Moralspsychologie *(F.Ackermann)* 203/ 124
Heiliger, Anita, und Tina Kuhne (Hrsg.): Feministische Mädchenpolitik *(G.Heinrich)* 207/1008
Henkenborg, Peter: Die Unvermeidlichkeit der Moral. Ethische Herausforderungen für die Politische Bildung in der Risikogesellschaft *(A.Schäfer)* 206/ 858
Herzog, Walter: Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie *(F.Ackermann)* 203/ 124
Hoffmann, Dietrich, Alfred Langewand und Christian Niemeyer (Hrsg.): Begründungsformen in der 'Moderne' *(F.M.Orthey)* 205/ 463
Hohlfeld, Brigitte: Die Neulehrer in der SBZ/DDR 1945 bis 1953 *(A.-S.Ernst)* 205/ 461
Katz, Montana, und Veronica Vieland: Uni-Knigge für Frauen. Wegweiser durch den patriarchalen Hochschuldschungel *(B.Birzer)* 207/1015
Kersting, Christa: Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes 'Allgemeine Revision' im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft *(A.Schäfer)* 205/ 458
Kujawski, Heiko: Der Stellenwert der moralischen Erziehung in der Ausbildungsordnungsforschung *(F.Ackermann)* 203/ 124
Müller-Rolli, Sebastian: Der höhere Lehrerstand im 19. Jahrhundert. Der Gründungsprozeß des Philologenverbandes *(H.Kühn)* 205/ 459
Oser, Fritz, und Wolfgang Althof: Moralische Selbstbestimmung. Modelle der Entwicklung und Erziehung im Wertebereich *(F.Ackermann)* 203/ 124
Rabe-Kleberg, Ursula: Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise der traditionellen Frauenberufe *(E.Wollmann)* 207/1012
Schäfer, Alfred: Rousseau: Pädagogik und Kritik *(A.Regenbogen)* 203/ 134
Schlüter, Anne (Hrsg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland *(B.Kerchner)* 207/1014
Siebert, Horst: Bildung im Schatten der Postmoderne *(W.Filla)* 204/ 310
Skilbeck, Malcolm: Curriculumreform. Eine Übersicht über neuere Entwicklungen *(H.Altrichter)* 204/ 311
Steiner-Khamsi, Gita: Multikulturelle Bildungspolitik in der Postmoderne *(G.Auernheimer)* 203/ 133
Thorne, Barrie: Gender Play. Girls and Boys in School *(B.Ketelhut)* 207/1005

Psychologie

Goodrich, Thelma Jean, Cheryl Rampage, Barbara Ellman und Kris Halstead: Feministische Familientherapie *(E.Koppe)* 203/ 138
Herrmanns, Ludger M. (Hrsg.): Psychoanalyse in Selbstdarstellungen *(Ch.Schröder)* 204/ 317
Irigaray, Luce: Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution *(R.Othmer-Vetter)* ... 203/ 140
Irigaray, Luce: Ethik der sozialen Differenz *(R.Othmer-Vetter)* 203/ 140
Klees, Karin: Partnerschaftliche Familien. Arbeitsteilung, Macht und Sexualität in Paarbeziehungen *(S.Andresen)* 203/ 137
Rommelspacher, Birgit: Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral *(S.Läpke, U.Kiehm)* 203/ 135
Simmel, Ernst: Psychoanalyse und ihre Anwendungen *(Ch.Schröder)* 204/ 319

Geschichte

Beyrau, Dietrich: Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917-1985 *(J.Petersdorf)* 204/ 322
Craig, Gordon A.: Die Politik der Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770-1871 *(P.Jehle)* 207/1023
Denzler, Georg, und Volker Fabricius: Christen und Nationalsozialisten *(D.Fleischer)* 205/ 469
Graf, Ruedi: Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht *(P.Jehle)* 207/1020
Hausmann, Frank-Rutger: »Aus dem Reich der seelischen Hungersnot«. Briefe und Dokumente zur romanistischen Fachgeschichte im Dritten Reich *(M.Franzbach)* 203/ 142
Hedeler, Wladislaw, und Ruth Stoljarowa: Nikolai Bucharin. Leben und Werk *(W. Haible)* 204/ 324
Herrmann, Ulrich: Aufklärung und Erziehung. Studien zur Funktion der Erziehung im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland *(H.Reinisch)* 207/1018
Hiob, Hanne, und Gerd Koller (Hrsg.): »Wir verreisen ...« In die Vernichtung. Briefe 1937-1944 *(K.Orth)* 205/ 465
Klausch, Hans-Peter: Antifaschisten in SS-Uniform *(J.Ahrens)* 203/ 148
Mauritsch, Peter: Sexualität im frühen Griechenland *(Th.Schwarz)* 207/1017
Nanko, Ulrich: Die Deutsche Glaubensbewegung *(D.Fleischer)* 205/ 468
Nolte, Ernst: Streitpunkte. Heutige und künftige Kontroversen um den Nationalsozialismus *(A.Schobert)* 205/ 466
Pipes, Richard: Die Russische Revolution *(J.Becker)* 204/ 320
Rademacher, Ingrid: Legitimation und Kompetenz. Zum Selbstverständnis der Intelligenz im nachrevolutionären Frankreich 1794-1824 (P. Jehle) 207/1022
Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager *(J.Ahrens)* 203/ 146
Winkler, Heinrich August: Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie *(R.Hering)* 203/ 149

Soziale Bewegungen und Politik

Küper-Başgöl, Sabine: Frauen in der Türkei zwischen Feminismus und Re-Islamisierung *(H.Wedel)* 205/ 477
Brown, Lester R., Christopher Flavin und Sandra Postel: Zur Rettung des Planeten Erde. Strategien für eine ökologisch nachhaltige Weltwirtschaft *(J.Dörschel)* 203/ 153
Cohen, Jean L., und Andrew Arato: Civil Society and Political Theory *(R.Markner)* 206/ 577
Durning, Alan B.: Die Armutsfalle. Die Beziehung zwischen Armut und Umwelt – Die Elendsspirale umdrehen *(J.Dörschel)* 203/ 154
Esser, Josef, Christoph Görg und Joachim Hirsch (Hrsg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie *(J.M.Vogl)* 206/ 835
Etzioni-Halevy, Eva: The Elite Connection. Problems and Potential of Western Democracy *(U.Becker)* 206/ 841
Falin, Valentin: Politische Erinnerungen *(K.Hauser)* 205/ 474

Glasneck, Johannes, und Angelika Timm: Israel. Die Geschichte des Staates seit seiner Gründung *(M.Morgenstern)* 203/ 156
Kang, Chong-Sook, und Ilse Lenz: »Wenn die Hennen krähen...« Frauenbewegungen in Korea *(A.Wiß)* 205/ 476
Kebir, Sabine: Antonio Gramscis Zivilgesellschaft *(P.Jehle)* 206/ 513
Kleger, Heinz: Ziviler Ungehorsam. Widerstände und politische Verpflichtung in einer lernfähigen Demokratie *(D.Barben)* 206/ 831
Kößler, Reinhart, und Henning Melber: Chancen internationaler Zivilgesellschaft *(K.Wardenbach)* 206/ 827
Kößler, Reinhart: Despotie in der Moderne *(G.Hauck)* 203/ 150
Luxemburg, Rosa: Gesammelte Briefe. Band 6 *(F.Haug)* 205/ 470
Mommsen, Margareta (Hrsg.): Nationalismus in Osteuropa. Gefahrvolle Wege in die Demokratie *(Ch.Parsdorfer)* 203/ 158
Richter, Gudrun, und Martina Stackelbeck: Beruf und Familie. Arbeitszeitpolitik für Eltern kleiner Kinder *(S.Andresen)* 205/ 480
Taylor, Charles: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung *(G.Auernheimer)* 206/ 830
Walzer, Michael: Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie *(J.S.Ach)* 206/ 826
Wehner, Burkhard: Nationalstaat, Solidarstaat, Effizienzstaat *(R.Axtmann)* 206/ 838
Weiler, Anni: Frauenlöhne – Männerlöhne. Gewerkschaftliche Politik zur geschlechtsspezifischen Lohnstrukturierung *(S.Andresen)* 205/ 480
Wieviorka, Michel: La démocratie à l'épreuve. Nationalisme, populisme, ethnicité *(W.Mackenbach)* 206/ 839

Ökonomie

Bock, Hans-Manfred: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923 *(J.Becker)* ... 205/ 489
Leibfried, Stephan, und Wolfgang Voges (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat *(P.Backfisch)* 205/ 487
Lüthje, Boy, und Christoph Scherrer (Hrsg.): Jenseits des Sozialpakts. Neue Unternehmensstrategien, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe in den USA *(Th.Greven)* 205/ 484
Schichtwechsel. Fiat und die Arbeiter(innen) *(Th.Sablowski)* 205/ 486
Winkler, Adalbert: Geld, Zins und keynesianische Angebotspolitik *(J.Hölscher)* 205/ 483

Berliner Debatte
INITIAL
Zeitschrift für Socialwissenschaftlichen Diskurs

6 '94

Unterwerfung

R.Paris: Solidarische Beutezüge

Th.Schäfer: Das echte Ich. Unterwerfung als Verführung

D.Aleksandrowicz: Freiheit, Konformität, Unterwerfung

A.Feustel: Vom Verschwinden der Konflikte

H.Schmidt: Subjektivierende Unterwerfung

E.Crome: Selbstunterwerfung unter »Unsere Sache«

V.Braun: Worauf es hinausläuft

Th.Brose: Menschenwürde und Staatstheorie

Ch.Möckel: Paul Tillichs existenzphilosophische Kultur- und Modernekritik

G.Vielmetter: Heilige, Hedonisten, heilige Hedonisten. Überlegungen zum Welthungerproblem

U.Busch: Die schwierige Wiedergeburt des Privateigentums

S.Kästner/S.Scholz: INSEXIS – wider das Verschwinden einer Idee

Hrsg. v. d. Ges. f. sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i.A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben. – Redaktion: H.Bluhm, E.Crome, T.Ehrke, W.Hedeler, Th.Plumper, H.Schmidt, P.Stykow, U.Tietz, J.Wielgohs; verantw.: R.Land. – Erscheint zweimonatlich, Einzelheft 15 DM, Jahresabo 70 DM, Stud. etc. 37 DM. – Anschrift: Postfach 158, 10412 Berlin

konkret
Konkret: Politik & Kultur

1 '95

O.Köhler: Rolle vorwärts. Die Bundeszentrale für politische Bildung verbreitet rechtsradikales Gedankengut

H.Keilershohn/A.Maegerle: Nazismus light. Das Nazi-Blatt »Junge Freiheit« bemüht sich um ein bürgerliches Image

G.Fülberth: Sarah Wagenknechts Analyse der imperialistischen Ostpolitik

H.Möller: Berlusconi? Fini! Scheitert in Italien die erste postpolitische Regierung des Westens?

M.Mahn: »Ein Gemetzel«. Über den Bankrott Clintons

Bieten Bio- und Gentechnologie dem kubanischen Sozialismus eine Chance?

J.Elsässer: Lob der Fremdherrschaft: Afghanistan 5 Jahre nach dem Abzug der Roten Armee

Über die Aktivitäten des »Vereins für Deutschtum im Ausland« (VDA)

M.Nauert: Family Affair. Afroamerikanische Künstler entdecken den Alltag

Th.Palzer: Logik des Konkreten. Über den britischen Literaturwissenschaftler Terry Eagleton

D.Dath: Macht des Schicksals. Über den Kult-Comic »Bone«

Th.Ebermann/R.Trampert: Der Mercedes-Mann. Über einen Nationalhelden mit begrenzter Haltbarkeit

4. Jg. 1995

Herausgeber: Hermann L. Gremliza. Redaktion: W.Schneider, B.Gröndahl, J.Schäfer. – Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM, Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: Gremliza Verlags GmbH, Postfach 306139, 20327 Hamburg. Büroanschrift: Schulterblatt 58C, 20357 Hamburg.

links
Sozialistische Zeitung

11-12 '94

J.Roth: Ergebnisse der Bundestagswahl

E.Henning: Kanzlerwechsel 1998?

W.-D.Narr: Zum Zustand der deutschen Parteien

Aufruf: Für das Menschenrecht auf Asyl

Schon wieder Deutschland

H.-J.Bieling: Weder Bonn noch Weimar

J.Esser: Modell Deutschland in den 90er Jahren?

H.J.Vogel: Nach dem Beitritt – der leere Himmel der politischen Begriffe

V.Schöneburg: Gegen »Politische Justiz«

W.Fach: Zur politischen Mentalität im deutschen Osten

International

J.Ely: Deutsche Geister in den USA

U.Brand: Interview mit Rachel Quinn vom Movement for Immigration Rights

E.Galeano: Haiti

B.Hoffmann: Modell Kuba?

R.Sotscheck: Nordirland-Konflikt vor dem Ende

R.Deppe: Vergangenheit, die nicht vergeht?

J.Bársony: Der vergessene Holocaust an den ungarischen Zigeunern

A.Buro: Um die politische Weichenstellung kämpfen

Ch.Görg: Bewegung als Institution

26. Jg. 1994

Redaktion: N.Apostolidou, P.Bonavita-Lindloff, U.Braud, C.Görg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, E.-M.Krampe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider. – AG Sozialistisches Büro, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach. – Erscheint mtl., Einzelheft 6 DM. Jahresabo 64 DM, incl.Versand. – Verlag 2000 GmbH, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach

Mittelweg 36
Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

6 '94

M.Kutscha/A.Wöll: »Zivilisationstheorien und Destruktivitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts« Eine Tagung des Hamburger Instituts für Sozialforschung

S.Breuer: Erinnerungen an die Zivilisation

Ch.Schneider: Zur Artspezifik des Mordes. Zivilisation und menschliche Destruktivität in der Theorie Sigmund Freuds

H.Bude: Am Ende ratlos. Was hat die Soziologie zur Katastrophengeschichte des 20. Jh. zu sagen?

J.Ph.Reemtsma: Die Wiederkehr der Hobbesschen Frage. Dialektik der Zivilisation

S.Carp: Schlachtbeschreibungen. Ein Vergleich zwischen Walter Kempowski und Alexander Kluge

S.Benhabib: Der öffentliche Raum bei Martin Heidegger und Hannah Arendt

5 '94

O.Bartov: Wem gehört die Geschichte? Wehrmacht und Geschichtswissenschaft

H.G.Wells: 1913 »...als die Atombomben in ihren tapsigen Händen explodierten.«

Ch.Schneider: Denkmal Manstein. Psychogramm eines Befehlshabers

M.Rohwasser: Die Brücke bei Brest-Litowsk. Totalitarismustheorie und Renegatenliteratur

5. Jg. 1994

Redaktion: Thomas Neumann (verantwortl.), Gaby Zipfel. – Erscheint zweimonatlich, Einzelheft 18 DM, im Abo 16 DM zzgl. Versand. – Redaktionsanschrift: Mittelweg 36, 20148 Hamburg. – Abo-Schriftverkehr an: Vertrieb Extra Verlag, Langgassen 24, 65183 Wiesbaden

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

12 '94

A.Schworck: Das Ende der Dritten Welt

R.Sotschek: Frieden in Nordirland?

E.Göll: Die Zwischenwahlen in den USA

B.Lisker: Mexiko nach der Präsidentschaftswahl

Kerneuropa

K.Lamers: »Die Kernländer bestimmen die Richtung«

G.Schmid: Gebrauchsanweisung für Kerneuropa

P.Glotz: Die Festigung des Kerns

K.Bloemer: Grundstein fürs Europäische Haus

G.Ziebura: Anfang vom Ende der Europäischen Union?

C.Fuest: Ökonomisch abwegig

M.Korinman: Die Achse Paris-Bonn

R.Uesseler: Italien in die Zweite Liga

J.Krönig: Großbritannien und Europa – ein Trauerspiel

I.Leon: Spanien will die Währungsunion

H.D.Zimmermann: Die Literaten und der Erste Weltkrieg

Th.Rothschild: Roth, Babel und Pilnjak

G.Konrad: Der Wellenschlag der Zeit

41. Jg. 1994

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, G.Grass, K.Harpprecht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatl. Einzelheft 14,80 DM frei Haus; Jahresabo 99 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 53129 Bonn

SPW Zeitschrift für Sozialistische Politik & Wirtschaft

6 '94

Wahlen, Wahlen, Wahlen

R.Krämer: Kanzlerwechsel verfehlt

F.Heilmann/F.O.Wolf: Grüne nach den Wahlen

H.Dietzel: Reformaufbruch nicht in Sicht

D. von Larcher: Gegen das innerparteiliche »Weiter so«

Klasse

R.Schmitz: Klassentheorie ohne Subjekt oder Subjekt ohne Projekt?

U.Kremer: Klassen im Umbau

M.Koch: Was ist die Klassentheorie noch wert?

H.-J.Bieling: Klassenkampf »von oben« ohne Gegenwehr?

Sozialstaat

I.Nahnsen: Gegen einen verengten Sozialstaatsbegriff

Medienpower

E.Kandziora: Das »Berlusconi-Phänomen«

U.Lünstroth: »Information highway«

Internationales

C.Sieling: Labour-Party in Blackpool

C.Tieber: Rechtsruck in Österreich

I.Bultmann: Ungebrochene Vorherrschaft der Staatspartei PRI in Mexiko

17. Jg. 1994

Hrsg.: H.Albrecht, E.Bulmahn, K.Benz-Overhage, D.Dehm, K.Fuchs, C.Hanewinckel, Dv.Larcher, S.Möbbeck, K.Neumann, P.v.Oertzen, H.Peter, S.Skarpelis-Sperk, Th.Westphal. — Redaktion: G.Becker, U.Kremer, H.Kockerbeck, F.Saß, R.Schmitz, C.Walther, B.Zoerner. — Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 58 DM, erm. 49 DM, Ausland 61 DM. Redaktion und Verlag: Schanzenstraße 31, 51063 Köln

TEXT+KRITIK

124

Literaten und Krieg

J.Goytisolo: Der Rückzug der Demokraten

L.Kopelew: Literaten und Krieg

R.Herzinger: Aufstand gegen die Pax Romana. Heinrich von Kleist, Adam Müller und die Aktualität des organischen Kriegs

Th.F.Schneider: Endlich die »Wahrheit« über den Krieg. Zu deutscher Kriegsliteratur

K.Kraus: Reklamefahrten zur Hölle

H.Krauss: Bungee fürs Hirn. Nachkriegs-Literaten entdecken den Krieg

H.-P.Preusser: Troja als Emblem. Mythisierungen des Krieges bei Heiner Müller, Christa Wolf, Stefan Schütz und Volker Braun

L.Baier: Sprachgewalt. Vom Krieg gegen Wörter, die sich erinnern

D.Karahasan: Die Angst vor dem Unterschied (1981). Und ein Postskriptum

Y.Karsunke: Aus den Bekenntnissen eines Bellizisten

F.Meyer-Gosau: Kopf-Kriege, Kopf-Frieden. Notizen zur Geschichtsvergessenheit

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: Frauke Meyer-Gosau, Michael Scheffel, Ulrich Schmidt und Michael Töteberg. Redaktionssekretariat: Axel Ruckaberle. – Erscheint viermal jährlich, Abopreis 63 DM zzgl. Versand, Preis für dieses Einzelheft 26 DM – Verlag: edition text + kritik, Postfach 800529, 81605 München

UTOPIE kreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

49

Essay

K.Höpcke: Wächst in jedem Arbeitslosen ein Jakobiner?

Gesellschaft – Analysen & Kritik

G.Reimann: Fünfzig Jahre Internationaler Währungsfonds – Eine doppeldeutige Geschichte

Weltbevölkerung wohin?

P.Khalabari: Konferenzen sind keine Lösung. Wir müssen unsere Lebensweise radikal ändern. Interview

Entwicklungen nach rechts – warum?

R.Katzenstein: Zuwanderung und Arbeitsmarkt. Provoziert der gegenwärtige Kapitalismus den Zulauf für die Rechtsradikalen?

U.Markus: »Immer cool bleiben ... Jugendgewalt in Ostdeutschland

Dokumentiert

J.Agnoli/W.Gehrcke/B.Rabehl: Die 68er Studentenbewegung – eine vergessene Revolte? Ein Streitgespräch (Teil I)

Aus dem Nachlaß

G.Klatt: Berliner Ensemble

Konferenzen und Veranstaltungen

S.Flechsig: Internationales Seminar zur Gewalt

Hrsg.: Förderverein Konkrete Utopien e.V. u. Versitz von G.Kohlmey u. H.Steiner. Redaktion: Wolfram Adolphie, Arndt Hoffmann, Marion Kunze, Jörn Schütrumpf. – Erscheint sechsmal im Jahr als Doppelheft. Einzelheft 10 DM; Jahresabo 60 DM. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin

widersprüche

52

Dienstleistung – Befreiung aus feudaler Entmündigung?

U.Ziebarth: Abschied vom Klienten. Ein Organisations- und Handlungsmodell im Amt für Soziale Dienste als Jugendamt vor Ort

H.Effinger: Soziale Arbeit als Kundendienst – Innovation oder Regression? Professionelle Begleitung in schwierigen Lebenspassagen als personenbezogene Dienstleistung in intermediären Organisationen

M.Lindenberg/H.Schmidt-Semisch: Gefangene Könige oder: Ordnung als Dienstleistung

M.May: Soziale Dienstleistungsproduktion und Legitimationsprobleme des Sozialstaats

A.Schaarschuch: Soziale Dienstleistungen im Regulationszusammenhang

Forum

H.Bartjes: Zwang zur Gemeinschaft? Vom Zivildienst zur Dienstpflicht

S.Schnurr: Nachtrag zu Michael W. Apple: »Autorisiertes Wissen als Schnittpunkt bildungs- und gesellschaftspolitischer Strategien der Rechten«

Magazin

14. Jg. 1994

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: M.Bitzan, E.Bolay, K.A.Chassé, F.Düchting, D.Gipser, U.Hirschfeld, K.Huckenbeck, T.Kunstreich, F.Manke, G.Pabst, F.Peters, W.Plum, B.Rose, A.Schaarschuch, F.Schütte, V.Schöneberg, H.Sünker, W.Völker, H.Zillmer. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 16 DM W/10 DM O, Jahresabo 63 DM W/40 DM O, incl. Versand. – Redaktion und Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 63020 Offenbach

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

20

Marxismus und Geschichte in der Restaurationsperiode

H.O.Rößer: Geschichtsphilosophie zwischen Enttäuschungsreflexion und Tröstung

M.Grieger: Rosa Luxemburg nach der Epochenwende 1989/90

E.Nyikos: »Periphere Revolutionen« im Globalsystem

W.Küttler: 1789, 1917, 2000 – Moderne und Revolution

E.Dussel: Europa, Moderne und Eurozentrismus

S.Prokop: Über Sinn und Unsinn von Enquête-Kommissionen zur »Aufarbeitung« von Zeitgeschichte

E.Fuchs: Geschichtskulturen in Deutschland

H.Bleiber: Geschichte als Hoffnungsgeber?

H.Neubert: Die Herausbildung der europäischen Nachkriegsordnung

W.Seidel-Höppner: Sozialismus – nur eine Utopie?

C.Schmidt: Utopisches Denken in der späten DDR

H.Jacobs: Wende und Lohn-Programmatik

J.Weiß: Entropie – ein besseres Äquivalent?

R.Graf: Politik der Staatsverschuldung

H.Schäfer: Mit der IG Metall zur neuen Sozialpartnerschaft

M.Müller/W.Jahn: Die Marxsche Urfassung des 3. Bandes des »Kapital« in der MEGA

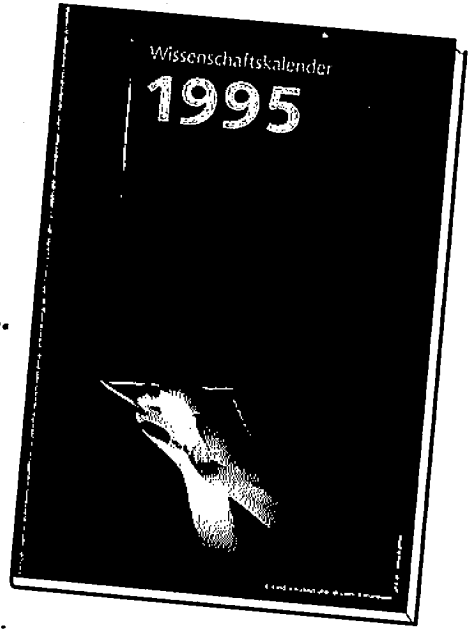
5. Jg. 1994

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Henrich von Heseler, Heinz Jung. — Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 60327 Frankfurt/M.

Jetzt bestellen:
Der Wissenschafts-Kalender

Was wird bestellt?
Ein Dienstleister für rote, grüne und bunte »Wissenschaftssocken«:

- 191 Seiten im DIN-A5-Format, Fadenbindung, Hardcover
- Kalendarium, pro Woche 2 Seiten, Jahresplaner, Jahresübersichten 1995 und 1996
- Umfangreicher Adressen- und Informationsteil
- Aus der Arbeit kritischer WissenschaftlerInnen: Projekte, Institutionen, Termine
- Informationen zur Finanzierung von Forschung und ForscherInnen
- Einstiegsinfos für den »Datenhighway«
- Textbeiträge zu »Das Jahr 1945 und die Wissenschaften« von u.a.: Georg Auerheimer, Bernhelm Booss-Bavnbeck, Georg Fülberth, Jutta Held, Annette Kuhn, Marie Veit
- Beiträge zu den Themen: Hiroshima, Auschwitz, Verfolgung von Intellektuellen, Kriegsverbrecherprozesse, Potsdamer Konferenz
- Das Jahr 1995 des BdWi: Arbeitsziele, Projekte, Tagungen, Informations-Angebote



Der Kalender zum Mitmachen: Anregungen zum Servicetell, zur inhaltlichen und formalen Gestaltung werden jederzeit gerne entgegengenommen und, soweit möglich 1996 berücksichtigt.

Ich bestelle ____ Exemplare des BdWi-Wissenschaftskalenders zum Preis von je 19,80 DM + Porto und Verpackung, ab fünf Bestellungen 10% Rabatt

Name

PLZ/Ort

Straße

Datum Unterschrift (Bestellcoupon W&F 4/94)

Bitte schicken oder faxen an: BdWi · Postfach 543 · 35017 Marburg · Fax (0 64 21) 2 46 54 · Tel. 2 13 95

Denken ist etwas, das auf Schwierigkeiten folgt und dem Handeln vorausgeht. (Brecht)

Die Schwierigkeiten sind offenkundig: in Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Politik. Und vier weitere Jahre Kohl produzieren ein Desaster. Durch Analysen begründete Alternativen müssen her.
Deshalb

Sozialismus

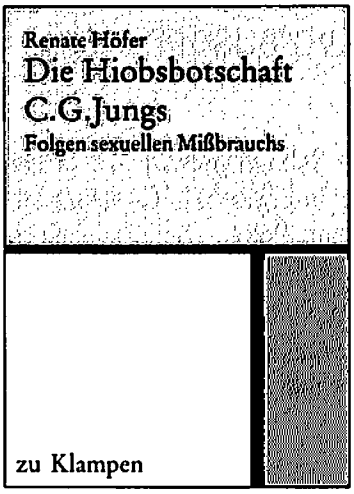
abonnieren!

Unsere Themen:
- Woher kommt die Stabilität des Neokonservatismus?
- Nation: Sinnstiftung der Rechten
- Ende des Wohlfahrtsstaates
- Vollbeschäftigung: eine machbare Strategie
- Forum: Erneuerung der Gewerkschaften
- Europa nach dem Zerfall des Osten
- USA/Japan/EU: Konkurrenz im Triadenkapitalismus
- Das »Vergessen« der Dritten Welt

Einzelheft: DM 9,50
Jahresabo: DM 95,- (incl. Porto)

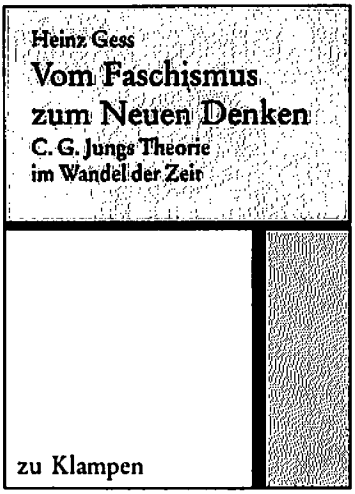
Kostenlose Probehefte bei: Redaktion Sozialismus
Klaus-Groth-Str. 33e, 20535 Hamburg, Tel. & Fax 040/250 10 11

Kritische Psychoanalyse



424 S., Pb., DM 38,-/öS 293,-/SFr 39,20
ISBN 3-924245-29-0

Eine Dokumentation der Ambivalenzen Jungs, die durch seine Erfahrungen mit sexueller Gewalt hervorgerufen wurden.

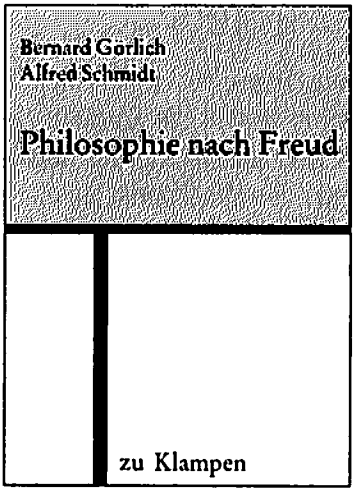


349 S., Pb., DM 48,-/öS 341,-/ SFr 40,70
ISBN 3-924245-33-9

Gess führt vor, wie im »New Age« das faschistoide Potential der Jungschen Psychologie zeitgemäß aufbereitet wird.

192 S., Pb., DM 38,-/öS 297,-/sFr 39,20
ISBN 3-924245-34-7

Eine Aufforderung, sich auf die kulturkritischen und gesellschaftstheoretischen Gehalte Freudscher Erkenntnis zu besinnen.



ca. 140 S., PB., ca. DM 38,-/öS 297,-/sFr39,20
ISBN 3-924245-47-9

Görlich und Schmidt thematisieren die wechselseitigen Wirkungen von Psychoanalyse und Philosophie.

zu Klampen Verlag · Postfach 1963 · 21309 Lüneburg · Tel: 04131/48379

Summaries

Andreas Arndt: »Romanticism of Work«
The concept of the »Romanticism of Work« allows another side of the philosophy of the early Romantics to be given its due alongside the »Romanticism of Alienation«. Consideration of the objective conditions of the labour process transforms liberation *through work* into liberation *from work*, in the sense of an »economy of time«. In an »empire of freedom«, non- alienated, moral-political socialization can succeed on the basis of work, of the »empire of necessity«. This conception, developed with reference to Novalis, Schleiermacher, and Friedrich Schlegel, has parallels in Marx as well as contemporary parallels which go beyond Marx.

Frigga Haug: Housework / Family Work
This text, a sketch of an article for the *Historical-Critical Dictionary of Marxism*, makes a new attempt to learn from the questions of the »housework debate« of the seventies and early eighties. The author examines what Marx and Engels really said about this complex of issues, which sets of problems they thus opened up, and which they were unable to address. The logic of one sphere (housework) should not be forced into the logic of another (wage labour); rather, the development of political strategies should follow from an analysis of the differences and connections between the two spheres.

Wolfgang Fritz Haug: General Labour
The unfinished Marxist concept of *general labour* demonstrates how the question of a general distribution of labour connects to the question of the scientificization of automated labour and the question of the crisis of a system regulated by the value of labour. All work tends toward becoming »general labour«, and the crisis of a society constructed around labour is best understood as a blocking of this tendency. – The article comes from volume 1, *Abbau des Staates* (Dismantling of the State) to *Avantgarde* (Vanguard), of the *Historical-Critical Dictionary of Marxism*, edited by W. F. Haug, which has just been published.

Günter Mayer: Visions for the 21st Century?
The aesthetics of the media developed by radical constructivists leads to a totalization of a perspective which claims that reality is generally understood aesthetically (Welsch) or that the primary perspective of Western society is a mediated reality whose basic structure is no longer liable to essential change (Bolz). A critical examination of such positions makes the need for precise social analysis clear, as well as the need for an ecological transformation of aesthetics and its development into an aesthetics of resistance.

Hanna Behrend: The Recycling of Old Images of East Germany
During the Cold War, the general public in West Germany internalized an image of East Germany dominated by West German media representations. A less negative image only appeared under the Social Democratic-Liberal coalition. After 1990, vicious campaigns quickly reduced the ex-GDR to a hotbed of decay, crime, and betrayal, whose citizens were all involved in various violations of human rights. When the 1994 elections showed that such defamation of a few million potential voters had not produced the desired results, the general indictment of East Germans was replaced by a campaign against leading left-wing East German politicians and by the attempt to get rid of the East German party PDS by robbing it of its funds.

Margrit Eichler: Seven Ways to Recognize Sexism
This article identifies seven distinct types of sexist problems that may occur at any and each stage of the research process, including the title, language used, concepts employed, the research design, methods, data interpretation and policy recommendations. A simple diagnostic tool is presented that allows the identification of problems and suggests solutions. The approach is applicable regardless of subject area, discipline, or cultural context.

Translated by Andrew Shields

Erziehungswissenschaft

Thorne, Barrie: Gender Play. Girls and Boys in School *(B.Ketelhut)* 1005
Düring, Sonja: Wilde und andere Mädchen. Die Pubertät *(E.Wollmann)* 1007
Heiliger, Anita, und Tina Kuhne (Hrsg.): Feministische Mädchenpolitik *(G.Heinrich)* 1008
Derichs-Kunstmann, Karin, und Brigitte Müthing (Hrsg.): Frauen lernen anders. Theorie und Praxis der Weiterbildung für Frauen *(B.Ketelhut)* .. 1011
Rabe-Kleberg, Ursula: Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise der traditionellen Frauenberufe *(E.Wollmann)* 1012
Schlüter, Anne (Hrsg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland *(B.Kerchner)* 1014
Katz, Montana, und Veronica Vieland: Uni-Knigge für Frauen. Wegweiser durch den patriarchalen Hochschuldschungel *(B.Birzer)* 1015

Geschichte

Mauritsch, Peter: Sexualität im frühen Griechenland *(Th.Schwarz)* 1017
Herrmann, Ulrich: Aufklärung und Erziehung. Studien zur Funktion der Erziehung im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland *(H.Reinisch)* 1018
Graf, Ruedi: Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht *(P.Jehle)* 1020
Rademacher, Ingrid: Legitimation und Kompetenz. Zum Selbstverständnis der Intelligenz im nachrevolutionären Frankreich 1794-1824 *(P.Jehle)* ... 1022
Craig, Gordon A.: Die Politik der Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770-1871 *(P.Jehle)* 1023

Argument Sonderband
Neue Folge 226
ISBN 3-88619-226-1
29,00 DM/225 ÖS/30,00 SF

Am Ende des 20. Jahrhunderts zeichnet sich ein grundlegender Wandel traditioneller Identitäten ab. Die Selbstverständlichkeit, mit der nationale, kulturelle oder ethnische Einheit behauptet wurde (und immer noch wird), ist erschüttert, ein weltweiter Transformationsprozeß zeichnet sich ab.
In sieben großen Essays umreißt Stuart Hall, langjähriger Direkter des *Centre for Contemporary Cultural Studies* und einer der führenden britischen Soziologen, die Konturen dieses Prozesses. Er untersucht (z.B. anhand von Filmen) die Kulturpolitik »schwarzer« Bewegungen, geht auf den Spuren von Gramsci, Althusser und Derrida der Komplexität und historischen Veränderung von Begriffen wie Kultur, Identität und Differenz nach und entwickelt ein Modell zur Analyse rass(ist)isch strukturierter Gesellschaften.

Im Buchhandel und bei Argument · Reichenbergerstr. 150 · 10999 Berlin Argument Verlag

Inhalt der letzten Hefte

206: Ethik und Staat: Zivilgesellschaft

P.Jehle: Hegemonietheoretische Defizite der Zivilgesellschaftsdebatte. / J.A.Buttigieg: Gramscis Zivilgesellschaft und die »civil society«-Debatte / G.Baratta: Volk, Nation, Zivilgesellschaft. Massen im Denken Gramscis / D.Boer: Die Bedeutung Gramscis für eine Linke ohne Hegemonie / W.F.Haug: Gibt es totale »hegemoniale Ohnmacht«? / R.Markner: Cohens und Aratos Theorie der bescheidenen Revolution / W.-D.Narr: Wieviel Entwirklichung verträgt sozialwissenschaftliche Theoriebildung? / P.Alheit: Die Fragilität des Konzepts »Zivilgesellschaft« / J.-M.Vogl: Paradigmenwechsel in der Staatsdiskussion / É.Balibar: Kann es ein europäisches Staatsbürgertum geben? / F.Haug: Alltagsforschung / B.Holland-Cunz: Öffentlichkeit und Intimität / A.Demirović: Hegemonie und Öffentlichkeit / D.Smith: Verfügungsverhältnisse / U.Schmid, H.Kubicek: Auf den Datenautobahnen in die Zivilgesellschaft? / D.Haraway: Das Abnehme-Spiel / E.List: Feministische Wissenschaftskritik / W.F.Haug: Zum Entwurf der Ethikkommission der UNESCO / F.Haug: Die imaginäre Frau der Moral / H.Pauer-Studer: Feministische Kritik an Kommunitarismus / J.Brinkmann, P.Lüdke-Höher: Der Siemens-Boykott / Besprechungen: Theorien der Zivilgesellschaft, Staat und Politik, Ethik

205: Umweltfeminismus

T.Brennan: Arbeitskraft und Natur als Reproduktionskosten / M.Eichler: »Umwelt« als soziologisches Problem / M.Mellor: Für einen ökosozialistischen Feminismus / Z.Bauman: Vom Pilger zum Touristen / M.Creydt: »Individualisierung« als Ursache rassistischer Gewalt? / L.Schmidt: Neue Politik in Süd-Kurdistan / N.Kohan: J.C.Mariátegui zum 100. Geburtstag / Besprechungen: Literatur und Macht; Feministische Filmtheorie; Professionalisierung in der Pädagogik; Faschismus; Rosa Luxemburg; Frauenbewegung in der Dritten Welt; Gewerkschaftliche Frauenpolitik; Monetärkeynesianismus: Industrielle Beziehungen

204: Globale Modernisierungs-Krise

M.Brie: Kollaps der Modernisierung oder globale Revolution der Modernisierungsweise? / M.Oppen: Modernisierung als Privatisierung / Y.Krasin und A.Galkin: Russische Wahlen in den Ruinen sowjetischer Modernisierung / O.Kreye: Weltschuldenkrise revisited / C.Meillassoux: Kapitalistische Produktion von »Überbevölkerung« in Afrika / B.Wielenga: Reorientierungsversuch in der Modernisierungskrise / N.Kohan: Chiapas – Aufstand und Moderne / Kuba-Diskussion / Besprechungen: Philosophie und Marx; Arnold Zweig; Kunstgeschichte; Filmtheorie; Black Feminism; Bildungsreform; Geschichte Rußlands und der Sowjetunion

203: Die Krise des Postfordismus und der Rechtsextremismus

J.Hirsch: Vom fordistischen Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat / G.Steinmetz: Die (un-)moralische Ökonomie rechtsextremer Gewalt / K.Holzkamp: Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer »Einstellungen«? / B.R.Büchner: Rechtsextreme Frauen als verfolgende Opfer / Ch.Ober: Enrique Dussels Entwurf einer Transzendentalökonomie / Besprechungen: Feministische Vernunft- und Ethik-Diskussion; Lateinamerikanische Literatur; Neue Kommunikationsverhältnisse, Moralische Erziehung; Psychologie der Geschlechterverhältnisse; Anti/Faschismus; Despotie und Moderne; Ökologie

202: Re-Maskulinisierung

P.Watson: Osteuropa: Die lautlose Revolution der Geschlechterverhältnisse / N.Fraser: Clintons Umbau des Sozialsystems / K.Hauser: Maskulinisierungsprozesse und Frauenforschung / F.Haug: Zur Diskussion um die Kategorie »Geschlecht« / F.Haug: Das Bild der Anderen und weibliche Angst / R.Azria: Juden und Araber / E.Messer-Davidow: Die Neue Rechte der USA im Kampf um die Hochschulen. Besprechungen: Marxistische Philosophen; Rhetorik; Peter Weiss; Feministische Medientheorie; Wissenschaft in der Geschichte; Austromarxismus

201: Metamorphosen der Öffentlichkeit

A.Mattelart: Neue Horizonte der Kommunikation / J.Becker: Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989 / M.Piercy: Die Gestaltwechsler / M.-L.Angerer: Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur / C.Klingemann: Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen / Besprechungen: Ideengeschichte; Geschichte und Politik in der englischsprachigen Literatur; Feministische Medientheorie; Gesellschaftliche Krisen und Pädagogik; Frauengeschichte; Rassismus; Antisemitismus

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

Augsburg	»probuch« GmbH, Göggінger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin	Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin	Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin	Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Berlin	Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin	Argument-Buchladen, Reichenberger Str. 150; Tel. 030/611 39 83
Berlin	Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen	Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/7 20 73
Essen	Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/82 07 00
Frankfurt/M.	Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Frankfurt/M.	Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfstr. 77; Tel. 069/77 73 03
Frankfurt/M.	Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07
Freiburg	Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda	Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34
Gießen	Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50
Göttingen	Rote Straße-Buchladen, Rote Str.10
Hamburg	ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Hamburg	Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/441 13 30
Heidelberg	Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel	ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04
Köln	Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1, Tel. 0221/52 05 79
Köln	Der andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz	Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg	Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87
München	BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster	ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/4 49 26
Nürnberg	Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg	Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49
Osnabrück	Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05
Regensburg	Ulrich Dombrowsky, Wollwirkergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken	Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart	Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen	Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg	Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz	Basel, Buechlade Theaterpassage, Thealerstr. 7,; Tel. 061/271 84 04
	Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
	Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel. 01/251 26 74
Österreich	Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
	Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

Berlin	Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin	Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld	bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum	Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn	Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig	Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen	Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund	frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf	Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt/M.	frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen	Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg	Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover	Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg	Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel	Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz	Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim	Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München	Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen	Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz	Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
	Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich	Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
	Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78
	Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/752 42 45